

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 124

Deutschland *um 1600*

KATHOLIKEN gegen PROTESTANTEN



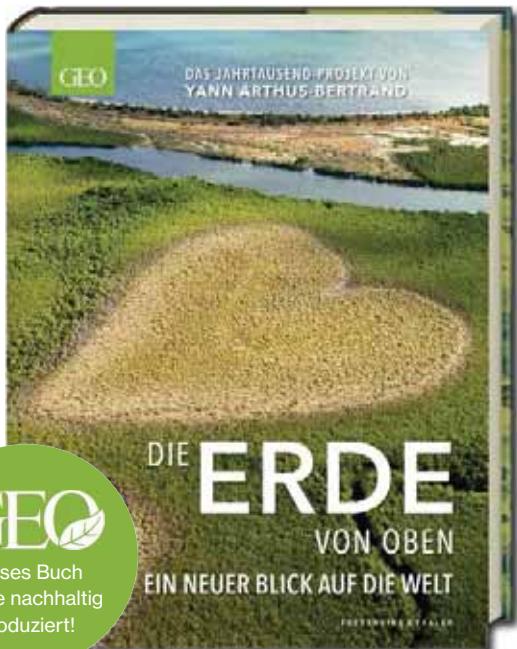
Deutschland €14,00 · Schweiz 22,00 sfr · Österreich €15,50
Benelux €16,50 · Dänemark dkr 170,- · Italien €18,60

ISBN 978-3-652-01271-3 00124
4 194875 514000

Religionsfrieden: Das Wunder von Augsburg / **Hexenwahn:** Der Fall Flade / **Gegenreformation:** Kampf um Paderborn / **Astronomie:** Keplers Welt / **Elisabeth Stuart:** Die Winterkönigin / **Zusmarshausen:** Die letzte Schlacht

DIE ERDE VON OBEN

© Yann Arthus-Bertrand



Dieses Buch
wurde nachhaltig
produziert!

Dieses Buch wurde ressourcenschonend und umweltfreundlich produziert: keine Materialverschwendungen, zertifiziertes Papier, pflanzenbasierte Druckerfarbe, geringe Transportwege, optimierte Produktionsprozesse.

Maße: 22 x 28,5 cm, 432 Seiten
Best.-Nr.: G729350
Preise: € 39,90 (D)
€ 41,20 (A) | Fr. 43.90 (CH)

DIE ERDE VON OBEN

Ein neuer Blick auf die Welt

Mehr als 4 Millionen Mal verkaufte sich die erste Auflage von „Die Erde von oben“, das große Werk des Fotografen Yann Arthus-Bertrand, weltweit. Nun erscheint der Bestseller erstmals in neuem Format, durchgängig umweltfreundlich gedruckt, mit bisher unveröffentlichten Texten und mehr als 150 neuen Motiven. Mit einem ungewöhnlichen Blick auf unsere einzigartige Erde regt dieses fantastische Porträt aus der Vogelperspektive zur Besinnung und zum Nachdenken an. Eine Welt, die sich im ständigen Wandel befindet, gespiegelt in den großen aktuellen Themen unserer Zeit: Weltbevölkerung, Flucht, Nahrungsknappheit, neue Technologien, verantwortungsvolle Ökonomie, Biodiversität und den engagierten Einsatz der Jugend für den Klimaschutz.



Jetzt bestellen unter geoshop.de/evo
oder +49 40 42236427

(Bitte geben Sie immer den Aktionscode an: G00210)



JOACHIM TELGENBÜSCHER
Redakteur von GEOEPOCHE

Liebe Leserin, lieber Leser

Die Geschichtswissenschaft ist – vereinfacht gesagt – die Lehre davon, wie die Dinge wurden, wie sie sind. Denn nichts ist vom Himmel gefallen, alles hat sich entwickelt. Das gilt für Staaten, Gesetze und Maschinen genauso wie für die Ideen in unseren Köpfen. Nur: So einleuchtend diese Tatsache klingen mag, so sehr neigen wir dazu, manche Aspekte unserer Lebenswelt als scheinbar ewig und unveränderlich wahrzunehmen. Um Ihnen ein persönliches Beispiel dafür zu nennen: Ich stamme aus dem ostwestfälischen Paderborn, das deutschlandweit als Hochburg des Katholizismus bekannt ist. Als Kind und Jugendlicher wäre es mir nie in den Sinn gekommen, dass meine Heimatstadt etwas anderes als zutiefst katholisch sein könnte. Alljährlich zog eine Prozession an unserem Haus vorbei, meine Großmutter segnete uns vor jeder Urlaubsreise mit Weihwasser aus einem alten Honiggglas, und eine der wenigen Berühmtheiten, die während meiner Schulzeit die Stadt besuchten, war Papst Johannes Paul II.

Was ich damals nicht wusste und erst im Studium lernen sollte: Es hatte eine Zeit gegeben, in der mein Geburtsort, wenn auch nur vorübergehend, protestantisch gewesen war. Die Kulissen meiner Jugend – das katholische Paderborn, die Jesuitenkirche, das Wasserschloss der Fürstbischöfe, an dem mich mein Schulweg so oft vorbeigeführt hatte – sie alle sind mit einem Konflikt verbunden, auf dessen Höhepunkt im April 1604 ein protestantischer Bürgermeister vor den Toren der Stadt gevierteilt wurde. Meine Kollegin Katharina

von Ruschkowski hat diese dramatische Geschichte aus der Zeit der Gegenreformation aufgeschrieben (siehe Seite 50). Damals entschied sich nicht nur in Paderborn, sondern in vielen Gegenden Deutschlands, welche Konfession dort ob siegen würde.

Das vorliegende Heft widmet sich diesen Jahren um 1600, als sich die Spannungen im Heiligen Römischen Reich – zuvorderst jene zwischen Katholiken und Protestanten – immer weiter steigerten und schließlich im Dreißigjährigen Krieg eskalierten. Eine grausame Zeit, sicher, aber auch eine, die man kennen muss, wenn man verstehen will, wie Deutschland zu dem wurde, was es heute ist. Nicht alles indes, was damals seinen Anfang nahm, war von Krieg und Leid geprägt. So erzählt der langjährige GEO-Chefredakteur Peter-Matthias Gaede ab Seite 62 von einem ziemlich unbekannten Pionier, den man getrost als Ahnherrn des Printjournalismus bezeichnen kann: Die Rede ist von Johann Carolus, dem Gründer der ersten Zeitung der Welt.

Ab dieser Ausgabe kostet *GEOEPOCHE* zwei Euro mehr. Diese Preiserhöhung – die erste seit fünf Jahren – ist nötig, um Ihnen auch künftig das zu bieten, was Sie an uns schätzen: gut recherchierten, spannend erzählten Geschichtsjournalismus. Ich hoffe, Sie bleiben uns trotzdem gewogen und wünsche Ihnen eine erkenntnisreiche Lektüre.

Herzlich, Ihr

Joachim Telgenbüscher



Alle zwei Monate neu, *GEOEPOCHE* im Abo:
www.geo-epoch.de/abo



KAMPF DER KONFESSIONEN

Von Macht und Glanz künden imposante Bauwerke im römisch-deutschen Reich um 1600 – doch auch von jenem Streit, der das Land ins Verderben führen wird. **SEITE 6**



KLANGMEISTER

Der Dresdner Hofkapellmeister Heinrich Schütz brilliert als Wegbereiter einer eigenständigen deutschen Musik.

SEITE 116

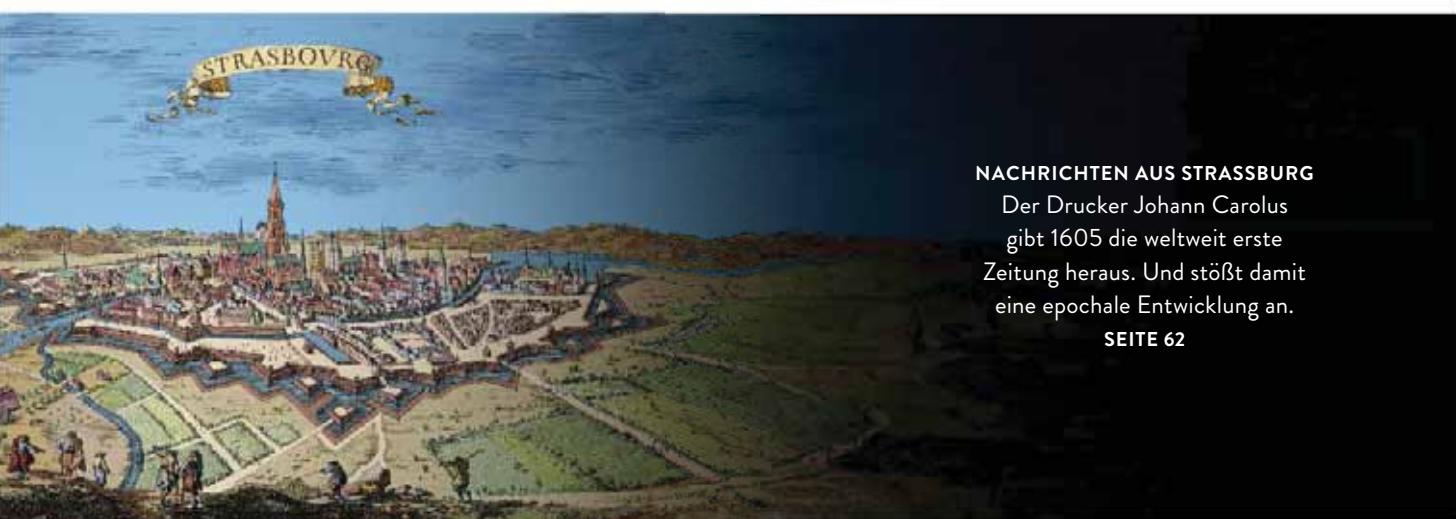
FÜR EINE ZUKUNFT OHNE KRIEG

In Augsburg gelingt Katholiken und Protestanten 1555 ein komplexer Friedensschluss – den der Kaiser fast vereitelt. **SEITE 22**



TOD DEN TEUFELSDIENERN

Ab etwa 1580 erreicht die deutsche Hexenverfolgung neue, düstere Dimensionen. In Trier fällt dem Wahn sogar ein angesehener Richter zum Opfer: Dietrich Flade. **SEITE 40**



NACHRICHTEN AUS STRASSBURG

Der Drucker Johann Carolus gibt 1605 die weltweit erste Zeitung heraus. Und stößt damit eine epochale Entwicklung an.

SEITE 62

Inhalt

Deutschland um 1600

**DAS NEUE BILD VOM HIMMEL**

Mit seinem Werk »Astronomia nova« katapultiert Johannes Kepler die Sternenkunde 1609 in eine neue Ära. Doch der Ruhm folgt erst später. **SEITE 86**

**FLÜCHTIGE MACHT**

Nach glamourösen Jahren in Heidelberg wird Elisabeth von der Pfalz 1619 böhmische Königin. Doch nur ein Winter ist ihr auf dem Thron vergönnt. **SEITE 100**

EIN ENDE VOLL SCHRECKEN

Im Mai 1648 kommt es bei Zusmarshausen zum letzten großen Gefecht des Dreißigjährigen Krieges auf deutschem Boden. **SEITE 142**



•	<i>Die mit diesem Symbol versehenen Beiträge sind links bebildert.</i>	
•	BILDESSAY Die Kulissen des Konflikts	
	Mächtige Bauten zeugen von einer krisenhaften Zeit	6
•	RELIGIONSFRIEDEN Das Wunder von Augsburg <i>1555</i>	
	Katholiken und Protestanten versöhnen sich. Zunächst	22
	KARTOGRAFIE Auf exaktem Kurs <i>1569</i>	
	Gerhard Mercator erschafft eine geniale neue Weltkarte	38
•	HEXENVERFOLGUNG Opfer der Angst <i>um 1580</i>	
	An der Mosel findet ein aufsehenerregender Prozess statt	40
	GEGENREFORMATION Tod in Westfalen <i>1604</i>	
	In Paderborn ringen Bischof und Bürgermeister miteinander	50
•	ZEITGWESEN Die gedruckte Revolution <i>1605</i>	
	Ein Straßburger Verleger erschafft die erste Zeitung der Welt	62
	ZEITLEISTE Die Ära der Glaubenskämpfe	71
•	ASTRONOMIE Keplers Welt <i>1609</i>	
	Johannes Kepler macht in Prag bahnbrechende Entdeckungen	86
	MYSTIK Der fiktive Orden <i>um 1610</i>	
	Ein württembergischer Theologe erfindet die »Rosenkreuzer«	98
•	ELISABETH STUART Die Winterkönigin <i>1613</i>	
	Sie hält Hof in Heidelberg und Prag – dann kommt der Krieg	100
•	MUSIK Töne für den Himmel <i>1627</i>	
	In schwerer Zeit komponiert Heinrich Schütz geniale Werke	116
	ESKALATION Im Angesicht des Krieges <i>um 1630</i>	
	Ein düsteres Panorama des Ringens um Glauben und Macht	118
	FRIEDRICH III. Aufbruch im hohen Norden <i>1634</i>	
	Von Schleswig aus verfolgt der Herzog ambitionierte Pläne	128
	LITERATUR Der Lyriker des Leids <i>1637</i>	
	Andreas Gryphius fasst das Grauen in packende Verse	140
•	KRIEGSENDE Die letzte Schlacht <i>1648</i>	
	Nahe Zusmarshausen sprechen noch einmal die Waffen	142
	<i>Impressum, Bildnachweise</i>	70
	<i>Lesezeichen</i>	83
	<i>Werkstatt</i>	159
	<i>Vorschau »Die Normannen«</i>	162

Sie erreichen die GEOEPOCHE-Redaktion
online auf Facebook, X (ehemals Twitter) und Instagram
oder unter www.geo.de/epoch

um 1600

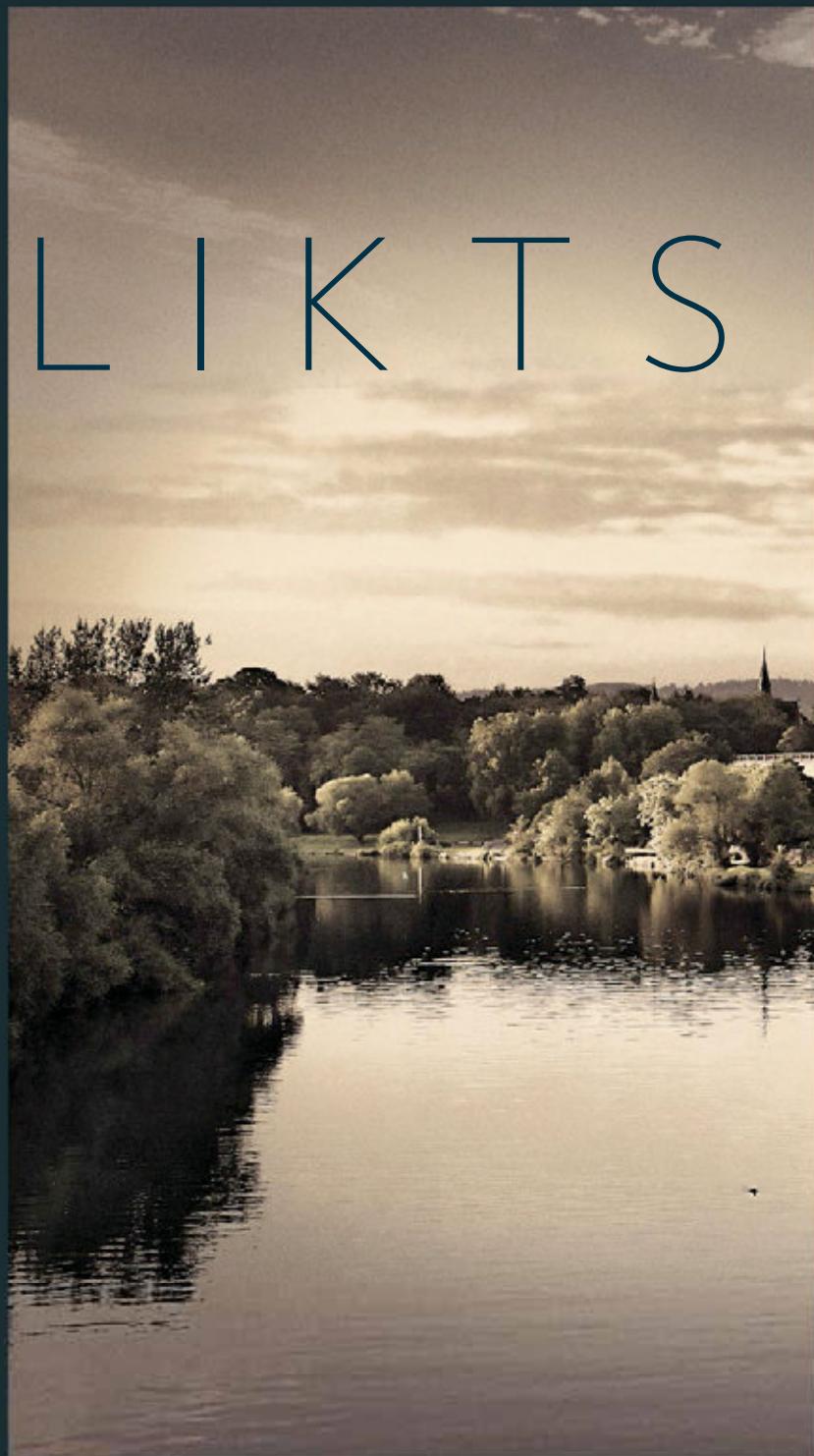
Bildessay

Die Kultur des Konflikts

Imposante Bauwerke ragen um 1600 zwischen Alpen und Ostsee auf. Sie künden von Macht und Glanz – aber auch von einem Streit, der die deutschen Lande in jenen Jahren ins Verderben führt: dem erbitterten Ringen von Katholiken und Protestantnen

BILDTEXTE: Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Joachim Telgenbücher

IN ASCHAFFENBURG erhebt sich am Main das 1619 fertiggestellte und im zeittypischen Renaissancestil prunkende Schloss Johannisburg. Es dient als Zweitresidenz des Mainzer Erzbischofs und Kurfürsten, eines der bedeutendsten Herren im römisch-deutschen Reich



ISSSEN



EIN PROTEST IN WO



RT UND STEIN



Die Lehren Martin Luthers, seiner Mitstreiter und Nachfolger fordern die katholische Kirche radikal heraus und entzweien die deutschen Lande. Eine Spaltung, die die Politik durchwirkt und sich zunehmend auch im Mauerwerk von Kirchen niederschlägt – obwohl Luther einst sogar verkündet hatte, sein Glaube brauche zur Verkündung nicht unbedingt ein besonderes Haus

DIE ERSTE PROTESTANTISCHE

Großkirche in Deutschland entsteht ab 1608 in Wolfenbüttel, nachdem die dortigen Herzöge im Vergleich zu anderen norddeutschen Herrschern zunächst besonders lang am Katholizismus festgehalten hatten. Die Marienkirche soll damals zweierlei: der neuen Religion dienen und zugleich dem Ansehen des Fürstenhauses

PRACHT

UND BÜRG

Sie bedecken nur einen kleinen Teil der Fläche des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, doch die zahlreichen unabhängigen Städte wie Köln, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt oder Bremen sind Herzkammern des Wandels. Hier zelebriert ein wachsendes Bürgertum seinen Stolz

ÜPPIG UND ZUGLEICH zutiefst harmonisch lassen die Bremer ihr Rathaus bei einem groß angelegten Umbau um 1610 verzieren, im Stil der Weserrenaissance. Das bedeutende Bauwerk zeugt vom Wohlstand der reformierten Handelsstadt und setzt zugleich ein Zeichen der Stärke gegenüber Kirche und Fürstenmacht



ERSTOLZ



DAS REICH

Eine Vielzahl weltlicher und geistlicher Herren regieren in deutschen Landen ein eigenes Territorium und vertreten es auf dem Reichstag. Manche gebieten über kaum mehr als die Nachbarschaft, andere sind mächtige Fürsten. Ihr Streben nach Einfluss und Ansehen lässt glanzvolle Residenzen entstehen

DAS STUTTGARTER SCHLOSS der Herzöge von Württemberg: Aus einer mittelalterlichen Trutzburg wird um 1560 ein moderner Repräsentationsbau – mit einem der schönsten Innenhöfe der Renaissance

DER FÜRS



TEN



AVANTGARDE DES AL



TEN GLAUBENS



Auf die Abspaltung der Protestantenten antwortet das katholische Lager mit dem energischen Versuch, verlorenes Terrain zurückzugewinnen: Vor allem der Orden der Jesuiten, der als disziplinierte päpstliche Eliteeinheit gilt, soll mit einer Mischung aus Volksnähe, Überzeugungskraft und Propaganda Gläubige zur Umkehr bewegen. Und dadurch auch zuvor abgefallene Herrschaftsgebiete wieder für die alte Religion sichern

UM 1618 errichtet der Fürstbischof von Eichstätt den Jesuiten in der oberbayerischen Stadt eine Kirche. Da beginnt gerade der Dreißigjährige Krieg, das gewaltsame Ringen um Macht und Glauben, dem das Gebäude schon bald darauf zum Opfer fällt. 1665 wird es samt Nebengebäuden wieder aufgebaut

AUF DEM SCHLACHTFE

Im Jahr 1618 stürzt der Streit zwischen Protestant en und Katholiken das Reich in einen Krieg, der 30 Jahre dauern wird – auch, weil er sich rasch zu einem internationalen Konflikt ausweitet. Spanien, Dänemark, Schweden und Frankreich schicken ihre Truppen in die deutschen Lande

UNWEIT DER MAUERN der brandenburgischen Stadt Wittstock trifft am 4. Oktober 1636 ein schwedisches Heer auf kaiserlich-sächsische Truppen – und siegt. 371 Jahre später wird dort ein Massengrab entdeckt, in dem einige der rund 6000 Gefallenen beigesetzt worden sind



LAND DER VIELEN

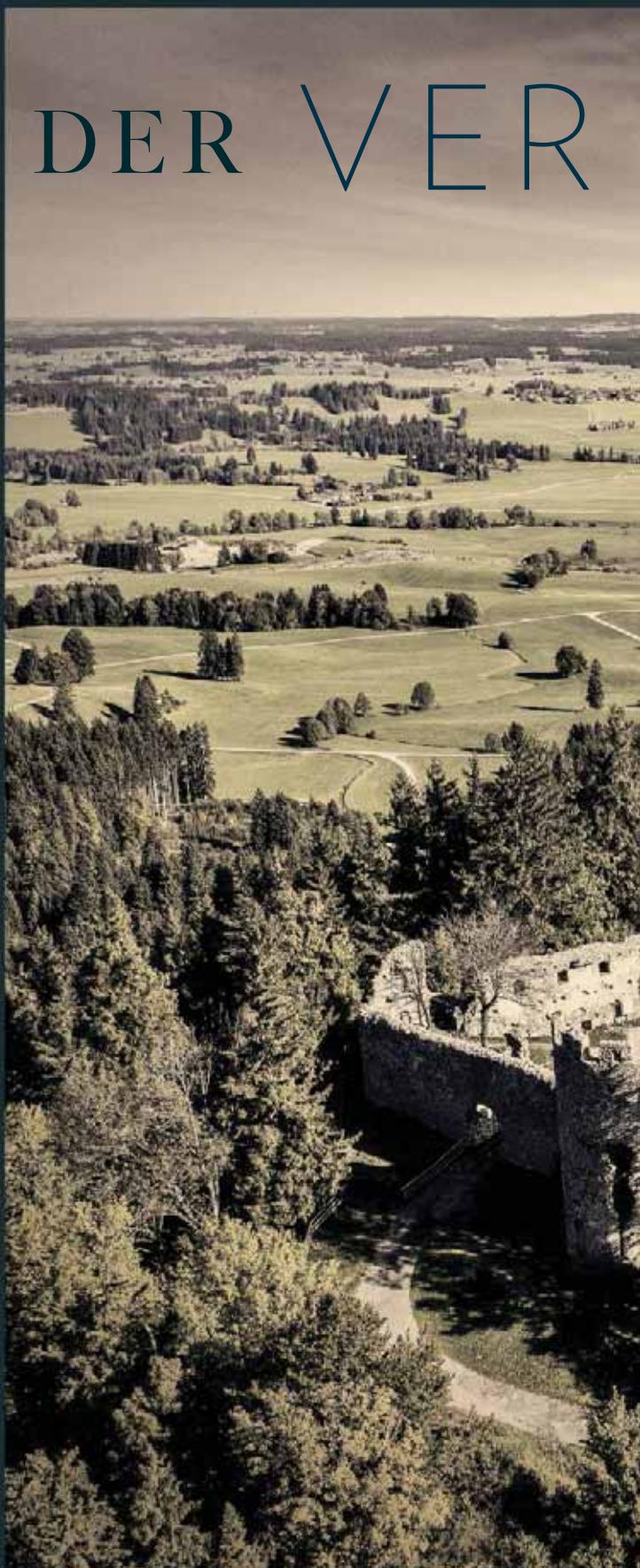


DIE SPUREN DER VER

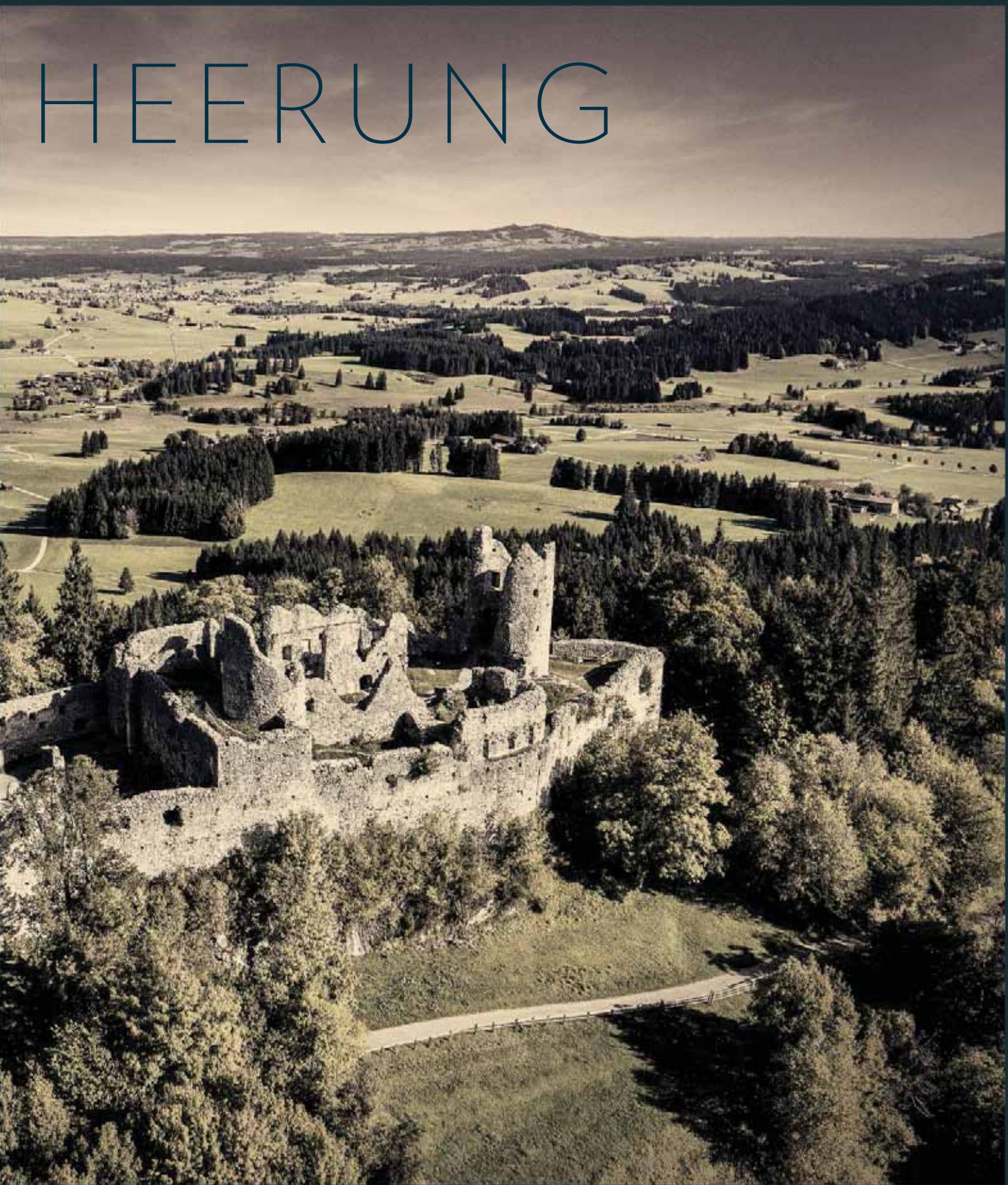
Während der langen Kriegsjahre stoßen Armeen und plündernde Söldnerscharen auch in Gegenden vor, die seit Generationen nur den Frieden gekannt haben – etwa nach Bayern.

Sie hinterlassen Landschaften voller Narben. Am härtesten trifft es die Regionen an den großen Flüssen und Straßen

AUS ANGST, dass die Burg Hohenfreyberg in die Hände der vorrückenden Schweden fallen könnte, wird dieser österreichische Vorposten im südlichen Allgäu am 15. September 1646 von den Verteidigern in Brand gesteckt – und nicht wieder aufgebaut



HEERUNG



EIN RAUM FÜR DIE DI



PLOMATIE



Millionenfachen Tod bringt der Dreißigjährige Krieg über das Reich, lässt jene Region, die später einmal Deutschland heißen wird, ausbluten. Ab Ende 1644 verhandeln die Beteiligten, nach Konfessionen getrennt, in Osnabrück und Münster ernsthaft über einen Ausweg aus der Misere. Die Kämpfe gehen derweil weiter – bis nach vier Jahren in der Mitte Europas endlich das Licht des Friedens strahlt ◇

IN MÜNSTER setzen die Souveräne am 24. Oktober 1648 ihre Unterschriften unter das »Weltwunder«, wie ein Zeitgenosse die Dokumente des Westfälischen Friedens nennt – ausgehandelt unter anderem im »Friedenssaal« des Rathauses (Bild)

DAS WUNDER

1555

Religionsfrieden



VON AUGSBURG



Monatelang verhandeln die Mächtigen des römisch-deutschen Reiches 1555 in Augsburg über einen Vertrag, der den seit Jahrzehnten tobenden Zwist zwischen Katholiken und Protestant en beenden soll. Ein Mammutprojekt – das der altgläubige Kaiser Karl V. zudem zu hintertreiben versucht

TEXT: Frank Otto KARTE: Ralf Bitter

DIE HANDELSSTADT

Augsburg mit ihrem von Perlachturm (Mitte) und Rathaus (rechts) geprägten Hauptplatz steht schon früh im Zentrum des Reformationsgeschehens. Ab Februar 1555 ringt hier der Reichstag um den Religionsfrieden



DER HABSBURGISCHE Kaiser Karl V. versteht sich als Schutzherr der römisch-katholischen Kirche – kann die Ausbreitung der Lehre Luthers aber nicht verhindern



Augsburg, 25. September 1555, die Uhr am Perlachturm, der mit 63 Metern Höhe die schwäbische Handelsmetropole überragt, schlägt eins. Die Stadt am Lech ist an diesem Herbsttag der Mittelpunkt einer aus den Fugen geratenen Welt. Denn seit mehr als 30 Jahren wird das Land von religiösen Konflikten zerrissen. Ritter, Bauern und Fürsten führen Krieg unter dem Banner der Reformation, protestantische Herrscher agieren gegen den katholischen Kaiser, der schlägt erbarungslos zurück. „Es klagen alle Christen und schreien zu Gott“, heißt es in einem Schreiben einiger Fürsten von 1555, „dass sie in die äußerste Not und Verderben kommen.“

Kaiser Karl V. hatte daher zu einem Reichstag in Augsburg eingeladen, der nach Monaten mühevoller Verhandlungen tatsächlich einen Weg aus der Misere gefunden hat. Doch er selbst weilt nicht in der Stadt: Den frommen Herrscher, der zweimal am Tag zur Messe geht und der einst geschworen hatte, an die Ausrottung der Reformation „meine Reiche, meine Freunde, meinen Leib, mein Blut, mein Leben und meine Seele“ zu setzen, plagt das schlechte Gewissen. Unter keinen Umständen mag er die Verantwortung für einen Vergleich mit den Protestant en auf sich nehmen – den Ketzern, die die heilige katholische Kirche gespalten haben.

Deshalb leitet sein jüngerer Bruder und designierter Nachfolger, der römisch-deutsche König Ferdinand I., den Reichstag. Der ist zwar ebenso

streng katholisch, aber auch ein Realpolitiker und hält den Friedensschluss für unumgänglich, wenn das Reich nicht zerbrechen soll.

An diesem Nachmittag, im großen Saal des Rathauses, das sich im Schatten des Perlachturms erhebt, will Ferdinand endlich den Beschluss des Reichstages verkünden – einen „beständigen, beharrlichen, unbedingten, ewig währenden Frieden“ der Religionen. Doch kurz nach dem Glockenschlag vom städtischen Wachturm wird die Ankunft eines Boten verkündet. Karl V. hat ihn geschickt und zu größter Eile verpflichtet: In fünf Tagen hat der Kurier die gut 600 Kilometer weite Strecke vom kaiserlichen Hof in Brüssel nach Augsburg zurückgelegt, ist Tag und Nacht in Kutschen gereist. Was der Bote mitzuteilen hat, ist streng vertraulich und darf nur unter vier Augen unterbreitet werden.

Der Kaiser, berichtet der Kurier Ferdinand, sei zu der Überzeugung gekommen, dass ihn „Alter, Leibesschwäche und Unvermöglichkeit“ daran hinderten, die Regierungsgeschäfte weiterhin wahrzunehmen. Und da keine Besserung zu erwarten sei, habe Karl beschlossen, in Kürze sein Amt niederzulegen und an Ferdinand zu übertragen. Eine Gesandtschaft mit den notwendigen Dokumenten breche demnächst auf. Ferdinand dürfe daher die Reichstagsresolution nicht in des Kaisers Namen proklamieren.

Ist das der befürchtete Versuch Karls, buchstäblich in letzter Minute den Friedensplan seines Bruders zu verhindern? Denn ein Frieden für das Reich, dem dessen Oberhaupt nicht zustimmt, ist juristisch und politisch ausgeschlossen. Zudem wäre der Rücktritt eines Kaisers ein beispielloser Schritt und rechtlich kompliziert, ein Vorgang, der einen Ausgleich zwischen den Religionen bis auf Weiteres unmöglich machen würde. Soll Ferdinand also den Frieden auf eine unbestimmte Zukunft verschieben, wegen der Amtsmüdigkeit und der Gewissensbisse Karls? Jenen Frieden, den die Menschen so sehr ersehnen?

Der seit Jahrzehnten tobende Zwist der Konfessionen ist längst auch zu einem Bruderkampf geworden, zu einem Ringen zwischen den beiden mächtigsten Männern Deutschlands.

DIESES „DEUTSCHLAND“ IST EIN nur schwierig zu fassendes Gebilde. Zeitgenössische Gelehrte etwa verstehen darunter all jene Gebiete, in denen Deutsch gesprochen wird. Andere jedoch setzen es gleich mit dem Territorium des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation oder zumindest mit dessen Kerngebiet. Dieses Reich ist ein hochkompliziertes Konstrukt: kein zentral regierter Staat wie die Königreiche Frankreich und England, sondern ein anachronistisches „Monstrum“ (so wird es ein Verfassungsrechtler im 17. Jahrhundert formulieren), das aus dem Mittelalter in die Neuzeit hineinragt.

Ein gewaltiges Konglomerat von Territorien, das sich von der Toskana bis nach Holstein erstreckt, von Flandern bis nach Schlesien und von der Adria bis an die Ostsee. Doch die Bindung mancher Gebiete, etwa der Niederlande oder der Eidgenossenschaft, an das Reich ist lose, ihr Status mitunter ungeklärt. Zwar hat das Reich das Attribut „deutscher Nation“, unter seinen gut 16 Millionen Einwohnern (ohne die italienischen Gebiete) sind aber auch zahlreiche Franzosen, Flamen, Tschechen, Slowenen.

Besonders verwirrend sind die inneren Verhältnisse, zumal in den „deutschen Landen“. Diese bilden ein buntes Mosaik aus weitgehend selbstständigen Territorien: bedeutende mit fast vollständig arrondiertem Staatsgebiet wie das Herzog-

FÜR KARL V.
SIND DIE
PROTESTANTEN
NICHTS ALS
KETZER

tum Bayern, solche wie das Kurfürstentum Mainz, das sich auf mehrere nicht zusammenhängende Teilstücke verteilt, bis hinunter zum winzigen Areal mancher Ritter. Es gibt weltliche Herrschaften, und es gibt geistliche: sieben Erzbistümer, Dutzende Bistümer, etliche Männer- und Frauenklöster mit eigenen Gebieten. Dazu kommen über 60 Reichsstädte, darunter Großstädte wie Köln mit mehr als 40 000 Einwohnern, aber auch Nester wie Pfullendorf oder Türkheim.

Wie Klammern halten vor allem zwei Institutionen dieses mannigfaltige Gebilde zusammen. Da ist zum einen dessen Spitze – der Kaiser. Er trägt den ehrwürdigsten Titel der Christenheit und wird traditionell vom Papst gekrönt. Als Angehöriger des Hochadels gebietet er meist selbst über die Besitztümer seines Geschlechts. Seine reale Macht als Reichsoberhaupt ist jedoch begrenzt, er kann nur gemeinsam mit den anderen Territorialherrschern gebieten. Um sich abzustimmen und Gesetze für das ganze Reich zu erlassen, treffen Kaiser und Fürsten in unregelmäßigen Abständen auf Reichstagen zusammen.

Das Kaiseramt ist nicht erblich, der Herrscher wird von den ranghöchsten Fürsten gewählt, den Kurfürsten. Doch mittlerweile scheinen die Habsburger, der einflussreichste Clan Europas, zu dessen gewaltigen Besitzungen auch Spanien, Süditalien und ein Kolonialreich in Übersee gehören, ein Vorrecht auf die Reichskrone zu haben: Karl V. ist bereits der dritte Habsburger-Kaiser hintereinander.

Und dann ist da noch die katholische Kirche, über Jahrhunderte die mächtigste Organisation im Reich: Sie vermittelt das ewige Heil der Menschen, lenkt deren irdische Wege, bietet Trost und Hilfe von der Wiege bis zur Bahre, droht aber auch mit Fegefeuer und Höllenstrafen. Und verbindet so die Menschen im Glauben. Doch dieses geistliche Fundament liegt in Trümmern, seit ein sächsischer Geistlicher die Kirche herausgefordert hat.

Z

Zunächst geht es Martin Luther, Theologieprofessor an der Universität Wittenberg, nur um eine konkrete Beschwerde. Am 31. Oktober 1517 übersendet er dem Erzbischof von Mainz und Magdeburg 95 Thesen. Luther kritisiert darin den Verkauf von Ablässen, mit dem der Papst seine gewaltigen Bauvorhaben finanziert – vor allem die Peterskirche in Rom. Durch den Erwerb eines Ablassbriefs kann sich der Gläubige, so verkündet es der Heilige Vater, von seinen Sündenstrafen im Fegefeuer loskaufen. Luther ist bei Weitem nicht der einzige Kritiker des Papsttums: Die vor allem an weltlicher Macht und Luxus interessierten Kirchenfürsten der Zeit provozieren eine regelrechte Flut von Reformforderungen. Dass aus einer kircheninternen, zudem maßvollen Beschwerde eine der grundstürzenden Umwälzungen in der Geschichte des Christentums wird, liegt vor allem an der Reaktion der katholischen Hierarchie.

Zuerst hält Erzbischof Albrecht den Brief des Hochschullehrers nicht einmal für wert, beantwortet zu werden. Daraufhin sendet Luther seine Klagen an andere Gelehrte, die sie an weitere Kollegen schicken und drucken lassen. Das Echo ist enorm, rasch verbreiten sich die 95 Thesen und werden überall gelesen. Jetzt reagiert auch der Erzbischof – und erklärt ihren Verfasser zum Ketzer. 1520 verurteilt Papst Leo X. 41 Sätze Luthers als „häretisch, irrig, für fromme Ohren anstößig“; seine Schriften müssen beschlagnahmt und verbrannt werden, Besitz und Verbrei-

tung stehen unter Strafe. Bald darauf exkommuniziert der Papst Luther.

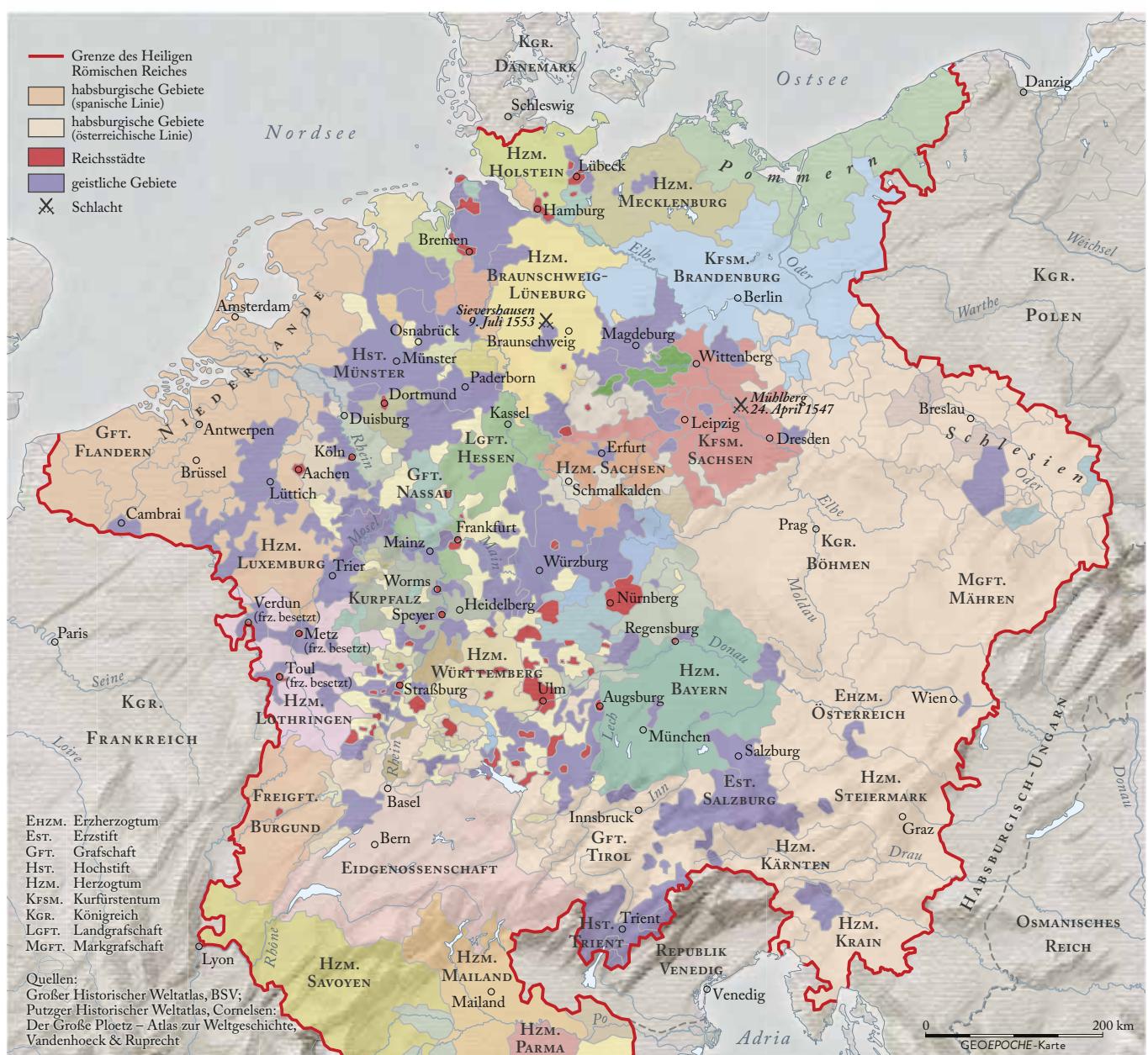
Der hat angesichts der feindseligen Reaktion der Kleriker inzwischen seine Kritik ausgeweitet und zugespitzt: In einer seiner mehr als 20 Schriften verwirft er etwa die meisten kirchlichen Sakramente wie die Firmung oder die Letzte Ölung, denn die seien nicht von Jesus selbst eingesetzt. Luther lehrt, alle Christen seien gleich zu Gott – und stellt damit die Oberhoheit des Papstes in Frage. Allein in den Evangelien der Bibel offenbare sich Gottes Wort dem Menschen, eine Vermittlung durch geweihte Priester sei nicht notwendig (diese Erkenntnis gibt später den Anhängern Luthers ihren Namen: Sie nennen sich „evangelisch“). Errettet werde der Mensch nicht durch fromme Werke oder Selbstpeinigung, sondern nur durch den Glauben, den ihm die Gnade Gottes zuteilwerden lasse. Den Papst schmäht Luther als „Antichrist“, der sich über Gott erhebe. Und trifft damit die Stimmung im Land, bald kursieren Hunderttausende Exemplare seiner Schriften.

Mit all dem stellt Martin Luther die Existenz der katholischen Kirche in Frage. Spätestens jetzt muss der Kaiser als deren Schutzherr einschreiten. Und die sich rasant ausbreitende Häresie bekämpfen.



WORMS, 17. APRIL 1521. Es ist eines der berühmtesten Rededuelle der Geschichte – und das vielleicht folgenreichste. Kaiser Karl V. hat Martin Luther zum Verhör vorgeladen, der Professor soll über seine ketzerischen Schriften aussagen, sie widerrufen oder der Reichsacht verfallen. Und das bedeutet: völlig rechtlos zu sein. Luther, sichtlich eingeschüchtert, bekennt sich mit leiser Stimme zu seinem Werk. Zur Frage des Widerufs bittet er um Bedenkzeit.

DAS RÖMISCH-DEUTSCHE REICH UM 1555



ABERDUTZENDE große und kleine Herrschaften sowie etliche Reichsstädte bilden das deutschsprachige Kerngebiet des Heiligen Römischen Reiches. Viele davon schließen sich ab 1517 der Reformation an, eine Reihe unter ihnen gründen schließlich gar ein protestantisches Militärbündnis

Einen Tag gewährt ihm Karl. Dann ein neues Verhör. Diesmal spricht Luther fest und laut: Er werde nicht widerrufen, „weil es die Seligkeit bedroht, etwas gegen das Gewissen zu tun“. Die Antwort des Kaisers in einer selbstverfassten Rede am nächsten Tag ist ebenso unmissverständlich: „Es wäre eine große Schande für uns, die wir zu Schützern des katholischen Glaubens berufen sind, wenn zu unseren Zeiten und durch unsere Pflichtvergessenheit die Häresie, ja auch nur der Verdacht der Häresie zu unserer und zu unserer Nachkommen ewiger Unehre zurückblieb.“ Der Habsburger verhängt die Reichsacht über Luther. Der Reformator ist jetzt vogelfrei, seine Lehre verboten.

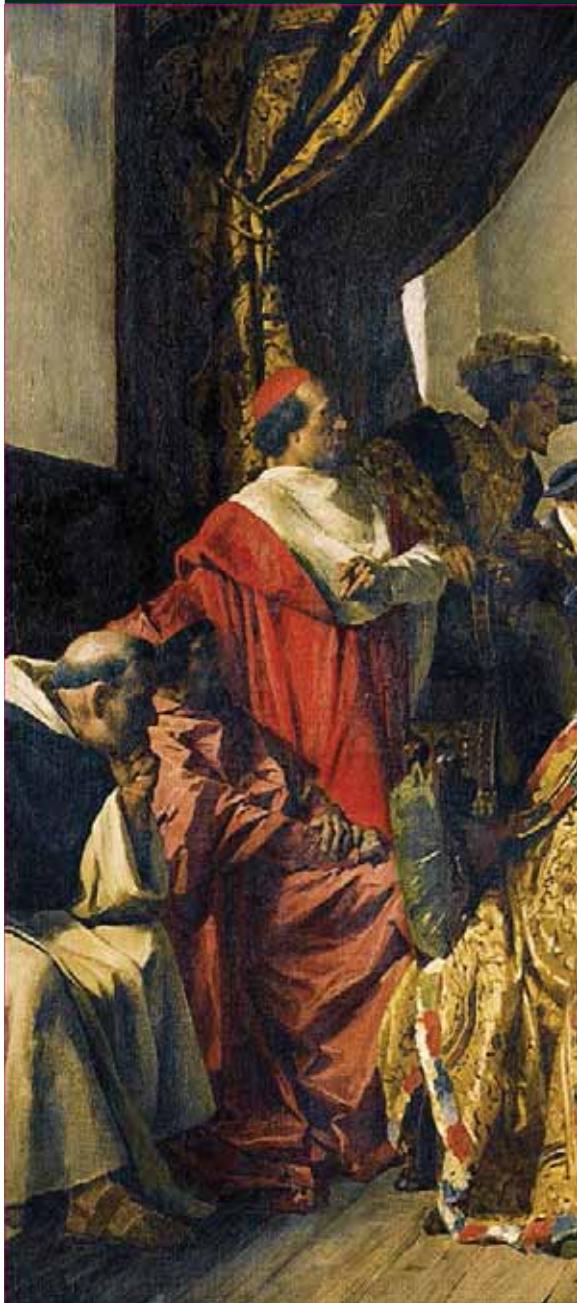
B

Bereits ein Jahr später wird der Konflikt zwischen den Anhängern der Reformation und ihren Gegnern zum offenen Krieg: Ritter vom Oberrhein, aus Franken und Schwaben rüsten gegen geistliche Fürsten wie den Erzbischof von Trier – zum Kampf gegen das „verderbte Rom“ und die „Falschheit der Pfaffen“ sowie die wachsende Macht der Fürsten. Sie berufen sich auch auf Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, die sie als Manifest politischer Selbstbestimmung verstehen (auch wenn der Reformator in Wirklichkeit nur die religiöse Gewissensfreiheit meint).

Zwar sind die aufständischen Ritter rasch besiegt. Doch bereits 1524 erschüttert der Bauernkrieg das Reich – die gewaltigste Massenrevolte der deutschen Geschichte. Die Landleute sind ebenfalls inspiriert von Luthers Lehre, leiten ihre Forderungen wie die Abschaffung der Leibeigenschaft aus der Bibel ab. Zehntausende erheben sich in Süddeutschland, Thüringen und in einigen Alpenregionen gegen ihre Grundherren. Die Rache der Adeligen ist brutal: Ihre militärisch überlegenen Söldnertruppen schlagen die Rebellion nieder, wohl 75 000 Menschen fallen auf den Schlachtfeldern oder werden bei Vergeltungsaktionen ermordet.

Aber die Reformation breitet sich weiter aus, vor allem durch massenhaft gedruckte Bücher und Flugschriften. So werden vor allem die großen Städte, in denen mehr Menschen lesen können als auf dem Land, zu Epizentren des neuen Glaubens. Wie Nürnberg, das sich 1525 zur lutherischen Lehre bekennt, wie Augsburg, Bremen oder Frankfurt. Nach und nach werden der Norden, der Osten, die Mitte Deutschlands sowie Württemberg im Südwesten evangelisch; die großen geistlichen Herrschaften im Westen, Bayern und die österreichischen Erblande der Habsburger bleiben hingegen Bastionen der Altkirchlichen. Mächtige Herrscher wie der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen wenden sich der Lehre Luthers zu und fordern die Anerkennung des neuen Glaubens. Als die katholischen Stände auf dem Reichstag zu Speyer 1529 dies verwehren, protestieren die evangelischen Herren – und werden fortan auch „Protestanten“ genannt. Die Reformation findet unterdessen weiter neue Anhänger.

Und Karl V. kann wenig dagegen unternehmen. Denn in vielen Winkeln seines Imperiums brennt es: 1521 hat ein jahrzehntelanges Ringen des Habsburgers mit dem französischen König Franz I. um die Hegemonie in Europa begonnen. Karls Bruder Ferdinand, der seit einer von Karl V. verfügten Erbteilung über die östlichen Lande der Habsburger herrscht, sieht sich dem wohl gefährlichsten Feind gegenüber: Im Herbst 1529 belagern die Osmanen erstmals





AUF DEM REICHSTAG 1521
in Worms soll Martin Luther
seine in den Jahren zuvor
veröffentlichten Thesen über
kirchliche Missstände
widerrufen. Als er sich weigert,
verhängt Karl V. (links,
sitzend) die Reichsacht über
Luther und verbietet
dessen Lehre



AB 1546 HERRSCHT Krieg zwischen Kaiser und protestantischen Fürsten. Moritz von Sachsen (links) ist zunächst ein Verbündeter Karls V., wechselt dann aber die Seite

Wien und bedrohen von nun an immer wieder Österreich, besetzen gar auf Dauer Teile des von Habsburg beanspruchten Ungarn.

Karl hat schlicht keine Zeit, sich um die Reformation zu kümmern – in den ersten 20 Jahren seiner Regentschaft weilt er nur zweimal in deutschen Landen. Doch er hat seinen Schwur, die Ketzerei auszurotten, nicht vergessen; sobald die außenpolitischen Krisen beigelegt sind, will er losschlagen. Als 1546 endlich Frieden mit Frankreich und den Osmanen abzusehen ist, ist der Moment gekommen.

AUF DEM REICHSTAG jenes Jahres in Regensburg gibt sich der Kaiser versöhnlich, versichert, nichts gegen die protestantische Religion unternehmen zu wollen. Doch noch während die Delegierten beraten, schließen die Diplomaten des Habsburgers ein Abkommen mit dem Papst, der 12 500 Soldaten und riesige Geldsummen sendet, und vereinbaren mit Bayern wohlwollende Neutralität. Vor allem aber verbündet Karl sich mit einem neukirchlichen Fürsten – Herzog Moritz, Herr eines Teils von Sachsen, der auf der Seite des Kaisers gegen seine Glaubensgenossen in den Kampf ziehen wird. Der Lohn für den Verrat: die Würde eines Kurfürsten, die noch sein Vetter Johann Friedrich innehat.

Wenige Tage vor dem Ende der Regensburger Beratungen dann offenbart Karl seine Absichten: Unter einem Vorwand verhängt er die Reichsacht gegen die wichtigsten evangelischen Machthaber. Das ist praktisch eine Kriegserklärung gegen die Protestanten, die schon Jahre zuvor im thüringischen Schmalkalden ein militärisches Bündnis geschmiedet haben.

In dem nun entbrennenden Ringen, dem „Schmalkaldischen Krieg“,

scheint zunächst keine Seite überlegen. Dann aber macht die protestantische Führung, unter sich uneinig und militärisch inkompotent, es dem Kaiser leicht: Persönlich führt er seine Truppen in der entscheidenden Schlacht bei Mühlberg an der Elbe am 24. April 1547 zum Sieg.

Und er ist ein erbarmungsloser Sieger: Gegnerische Soldaten, die die Waffen strecken und um Gnade bitten, befiehlt Karl zu töten – so berichtet es jedenfalls ein Gesandter des Papstes. Die ranghöchsten evangelischen Fürsten, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der hessische Landgraf Philipp, geraten in Gefangenschaft. Um den Sachsen zu demütigen, lässt Karl gegen ihn sogar ein Todesurteil verhängen. Zwar wird das Verdict nicht vollstreckt, aber es ist ein nie da gewesener Verstoß gegen die Rechtstraditionen des Reichs – das bleibt bei den Fürsten im Gedächtnis, gleich welcher Konfession sie angehören.

Noch im Hochgefühl des Sieges beruft der Kaiser sogleich einen Reichstag nach Augsburg ein; „geharnischt“ nennen die Zeitgenossen diese Versammlung, weil die Stadt währenddessen von schwer gerüsteten spanischen Soldaten besetzt ist, angeblich fast so viele, wie Augsburg Einwohner hat.

Eine Macht demonstration: Karl plant, den Delegierten eine neue Reichsverfassung und ein Religionsgesetz zu diktieren, und niemand soll zu widersprechen wagen. Er will die kaiserliche Befehlsgewalt auf Kosten der Fürsten stärken, den protestantischen Glauben abschaffen und ihn fürs Erste durch eine de facto katholische „Zwischenkonfession“ mit wenigen evangelischen Einsprengseln ersetzen. Seinen Kritikern droht er mit der Einquartierung ausländischer Truppen – und setzt sich mit dem Religionsgesetz scheinbar auf ganzer Linie durch. Sein Plan, die Macht des Kaisers zu erweitern, scheitert hingegen am Widerstand der Fürsten, nicht zuletzt auch der katholischen.

D

Doch die Protestanten kämpfen erbittert gegen das kaiserliche Diktat. Nur dort, wo Truppen der Habsburger stehen, folgen die Menschen der neuen Religionsregel. Zudem formiert sich eine starke Adelsopposition, die ausgerechnet Moritz von Sachsen, gerade für seinen Dienst für Karl V. zum Kurfürsten erhoben, anführt. Aber Moritz ist auch der Schwiegersohn des gefangenen Landgrafen von Hessen, nennt dessen Behandlung „Infamie“ – und findet für das Machtstreben Karls in einem offenen Brief im März 1552 noch stärkere Worte: Die „alte läbliche Freiheit“ der deutschen Nation werde geschmälert, der Kaiser wolle das Land in eine „unerträgliche, viehische, erbliche“ Sklaverei zwingen.

Moritz sendet seine Diplomaten an die Höfe der evangelischen Herrscher und gewinnt sie für ein später „Fürstenaufstand“ genanntes Komplott: Mit Waffengewalt wollen sie den Beschluss des „geharnischten Reichstags“ umstoßen, so die Existenz des protestantischen Bekenntnisses gegen den Kaiser sichern, den Landgrafen befreien und dann mit dem Reichsoberhaupt über ein friedliches Zusammenleben der Konfessionen verhandeln – unter Gleichen, nicht wie zwischen Bittstellern und Gebieter.

Um die überlegenen Streitkräfte Karls gleichzeitig an mehreren Stellen zu binden, schließen die Fürsten sogar ein Abkommen mit dem Erzfeind der Habsburger: Frankreichs König. Der fordert für seine Hilfe aber einen hohen Preis –

**ANFANGS
KÄMPFT
EIN
PROTESTANT
FÜR DIE
KATHOLIKEN**

die zum Reich gehörenden französischsprachigen Städte Cambrai, Toul, Metz und Verdun sollen nach der Niederlage des Kaisers unter seine Oberhoheit fallen.

Karl bleibt, obwohl ihn Nachrichten über die Verschwörung erreichen, untätig. Offenbar verachtet er die Fürsten so sehr, dass er ihnen keinen Coup zutraut.

Im Februar 1552 schlagen die Verbündeten los. Der französische Monarch fällt mit 35 000 Mann in Lothringen ein, Moritz dirigiert seine Truppen in aller Eile nach Tirol, wo Karl zu dieser Zeit in Innsbruck residiert. Der Kaiser kann gerade noch entkommen, nachts und bei strömendem Regen. In einer Sänfte flieht der gichtkranke Herrscher über die Alpen. Landgraf Philipp kommt aus seinem Gefängnis in den Niederlanden frei. Nach diesem Blitzsieg scheinen die evangelischen Fürsten um Moritz ihrem Ziel nah: Nun muss Karl ihnen entgegenkommen.

Derweil ist der Krieg in deutschen Landen aber längst nicht vorbei. Denn einer der Alliierten der aufständischen Adeligen, Markgraf Albrecht Alkibiades von Brandenburg-Kulmbach, führt den Kampf als private Fehde weiter. Der hochverschuldete Herr eines armen Ländchens in Franken will sich an katholischen „Paffen und Pfeffersäcken“ bereichern, verwüstet die Territorien seiner Nachbarn und zieht später sogar bis nach Niedersachsen.

Dort stellt sich ihm eine von seinem früheren Verbündeten Moritz angeführte Allianz entgegen. In einer der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts auf deutschem Boden wird der Markgraf besiegt: Mehr als 3000 Kämpfer fallen am 9. Juli 1553 im Gefecht bei Sievershausen nahe Braunschweig. Der schwer verwundete Kurfürst Moritz stirbt zwei Tage später (Albrecht Alkibiades flieht 1554 nach Frankreich).

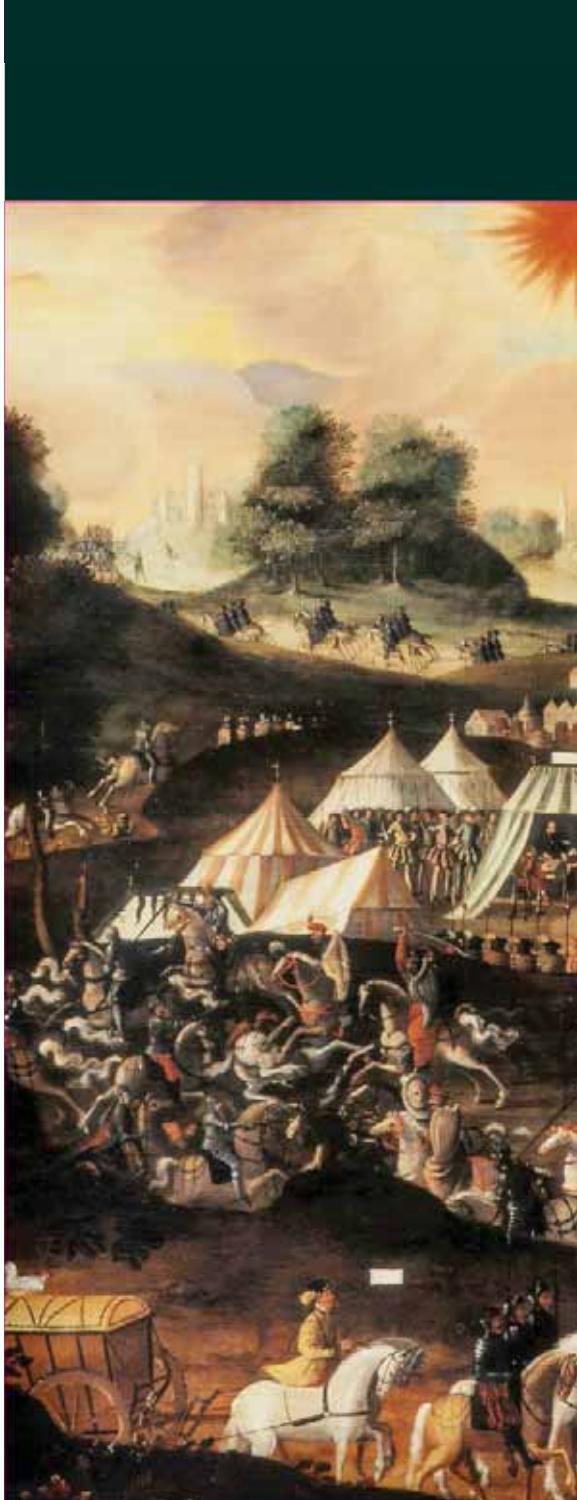
K

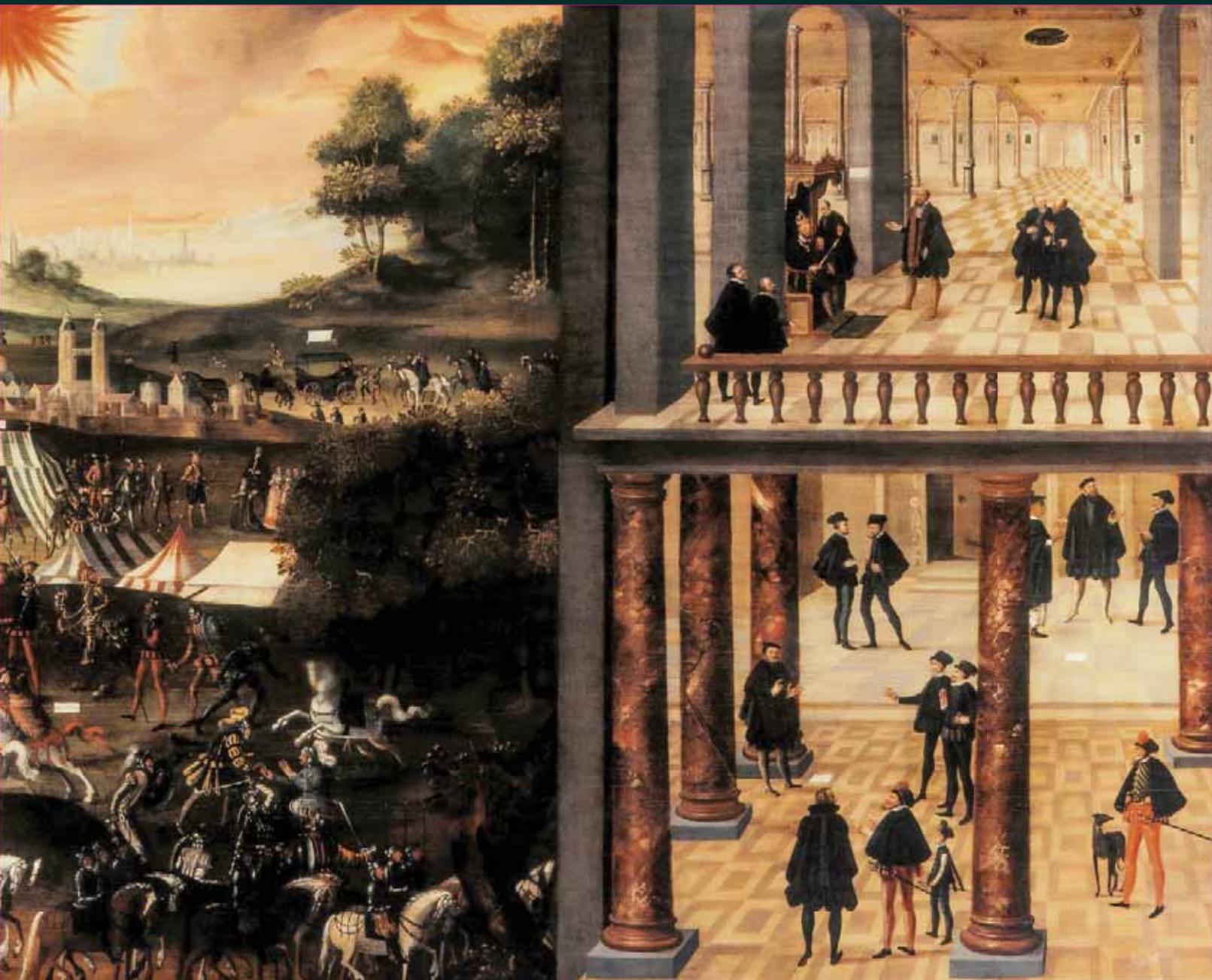
Karl V., eben noch Triumphator, im Reich stark wie nie, ist nach der Niederlage gegen die Fürsten und seiner schmählichen Flucht zwar zutiefst gedemütigt. Einen dauerhaften Frieden aber will er den Protestant en nach wie vor nicht zugestehen; Verhandlungen zwischen den Parteien haben 1552 erneut mit einem vorläufigen Abkommen geendet.

Sein drei Jahre jüngerer Bruder Ferdinand, der die Übereinkunft vermittelt hat, drängt hingegen auf eine beständige Einigung. Ein seit Langem schwelender Konflikt zwischen den Geschwistern tritt nun immer deutlicher zu Tage.

Als Ferdinand 1531 von den Kurfürsten zum römisch-deutschen König und damit auch zum dereinstigen Nachfolger Karls im Kaiseramt gewählt worden war, hatte der zwar öffentlich beteuert, sein Bruder habe fortan in seiner Abwesenheit nahezu alle kaiserlichen Kompetenzen, doch zugleich erließ er eine streng geheime Vollmacht, die Ferdinands Autorität wieder erheblich einschränkte: In allen politischen Fragen muss sich der Jüngere mit dem Reichsoberhaupt abstimmen, und alle Erlasse können nur in Karls Namen ergehen.

Nicht nur auf diese Weise hat der Kaiser Ferdinand immer wieder vor den Kopf gestoßen. Den verbittert auch sehr, dass sein Bruder 1551 einen komplizierten Erbfolgeplan angeordnet hat, laut dem Ferdinand den Kaisertitel zwar nach Karls Tod übernehmen würde. Stirbt er aber selbst, soll das Amt nicht an seinen eigenen, sondern an Karls Sohn übergehen.





BEI MÜHLBERG an der Elbe
erringt Karl V. im April 1547
einen triumphalen Sieg
über die Protestant en (links);
der mächtige Kurfürst
Johann Friedrich von Sachsen
gerät für fünf Jahre
in kaiserliche Gefangen-
schaft (rechts)

DES KAISERS BRUDER MACHT SEINE EIGENE POLITIK

Seither betreibt Ferdinand mehr und mehr seine eigene Politik. Und das bedeutet, nach Jahren des Krieges: Es muss endlich ein dauerhafter Frieden zwischen den Konfessionen her. Karl aber weigert sich, seinem Bruder beizustehen, sogar als der ihn unter Tränen anfleht. „Auch wenn alles zugrunde gehen müsste“, werde er nicht gegen sein Gewissen handeln und sich mit den Protestant en verständigen.

Immerhin lässt sich der Kaiser herab, einem weiteren Reichstag zuzustimmen – und lädt für Februar 1555 nach Augsburg ein. Mit der Agenda des Treffens allerdings will er nichts zu tun haben: Er teilt seinem Bruder mit, nicht anzureisen, und erteilt ihm eine unbegrenzte Vollmacht. Mit einer Einschränkung: Er werde, lässt Karl den Bruder wissen, gegen alles Protest einlegen, „wodurch unsere wahre alte christliche und katholische Religion beleidigt, verletzt, geschwächt oder beschwert würde“. Bis zum letzten Tag des anstehenden Reichstags, weiß Ferdinand, wird er sich nicht sicher sein können über die Pläne des Kaisers.



Augsburger Dom, 5. Februar 1555. Es muss König Ferdinand I. wie ein böses Omen vorkommen: Nur eine Handvoll Fürsten sind zum Eröffnungsgottesdienst des Reichstags erschienen, von den Kurfürsten nicht ein einziger. Viele der hohen Herren lassen sich in diesen unruhigen Zeiten lieber von Juristen und Diplomaten vertreten. Das wird Entscheidungen verzögern, wochenlang, denn die Abgesandten müssen immer erst die Genehmigung der daheimgebliebenen Fürsten einholen. Aber auch von den Vertretern sind noch längst nicht alle da. Und als der Priester zum eucharistischen Hochgebet ansetzt, mit dem im Abendmahl laut katholischem Glauben die Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Jesu Christi vollzogen wird, verlassen sämtliche Protestant en demonstrativ die Kirche: Die Bedeutung des Abendmauls ist einer der zentralen Streitpunkte zwischen den Konfessionen.

Die Debatten dürften schwierig werden – das ist schon nach diesem Tag klar. „Es will sich also nicht aus dem Ärmel schütteln lassen“, schwant einem Begleiter des württembergischen Herzogs.

Erst am 12. März haben sich die Reichstagsteilnehmer auf die Tagesordnung geeinigt: Zuerst soll der Religionsfrieden verhandelt werden. Das gängige Prozedere sieht vor, dass sich die Versammelten zunächst innerhalb von drei getrennten Gremien beraten. In der ersten sogenannten „Kurie“ sitzen die Beauftragten von sechs der sieben Kurfürsten (der siebte, der König von Böhmen, nimmt lediglich an den Herrscherwahlen teil), in der zweiten die aller anderen dem Kaiser direkt unterstellten Herren. Die dritte Kurie vereint die Abgesandten der Reichsstädte und hat am wenigsten Einfluss. Üblicherweise beraten sich die erste und die zweite Kurie so lange, bis sie jeweils eine einheitliche Position finden, stimmen sich danach ab – und befragen nur pro forma die Städtekurie. Stimmt dann noch der Kaiser zu, wird aus der Vorlage ein „Reichsabschied“ – praktisch ein Gesetz.

Die Positionen der Katholiken und Protestant en liegen jedoch dermaßen weit auseinander, dass lange Zeit nicht einmal die einzelnen Kurien zu Beschlussvorlagen gelangen. Die Delegierten beschimpfen sich gegenseitig, werfen einander „ungehörliche Listigkeit“ oder Raffgier vor. Man zankt um die Dauer des Friedens und besonders heftig um die Frage, ob geistliche Fürsten zum evangel-

KARLS JÜNGERER Bruder Ferdinand sorgt sich als römisch-deutscher König um die Stabilität des Reichs: Er drängt auf eine Verständigung mit den Protestant en

schen Glauben konvertieren dürfen oder ob sie dann „Stand, Amt und Pfründen“ verlieren müssten, wie es die Katholiken fordern. Derart verfahren ist der Zwist um diesen sogenannten „geistlichen Vorbehalt“, dass Ferdinand die Bischöfe mahnt, endlich mit ihrem „ungereimten Grübeln und Difficultieren“ aufzuhören.

Am 15. Juni muss ein österreichischer Rat dem König „gänzliches Schisma und Spaltung“ melden – ohne Hoffnung auf Einigung.

Mitte August erreicht Ferdinand per Brief eine seltsame Nachricht seines Bruders: Karl V. weist ihn an, den Reichstag in die Länge zu ziehen, damit er ihm eine Botschaft zukommen lassen könne. Um was es darin gehen wird, deutet der Kaiser nicht an. Aber angesichts der Querelen der vergangenen Jahre muss Ferdinand damit rechnen, dass sein Bruder einen Kniff erdacht hat, um die Verhandlungen zu hintertreiben.

Der König reißt nun die Gespräche an sich, um sie schnell zum Erfolg zu führen, wobei sich auszahlt, dass er, anders als sein Bruder, ein leutseliger, redegewandter Mensch ist. Tatsächlich sind die meisten Streitfragen bald ausgeräumt. Nur im Konflikt um den geistlichen Vorbehalt bleiben die Protestanten unnachgiebig: Sollte ein geistlicher Herrscher, der die Konfession wechselt, sein Amt verlieren und für ihn ein altgläubiger Nachfolger eingesetzt werden, wie es die Katholiken verlangen, droht angesichts der großen Anzahl geistlicher Territorien rund ein Sechstel Deutschlands praktisch für immer katholisch zu werden.

Doch ein Vertreter der katholischen Stände ersinnt einen Trick: Der geistliche Vorbehalt soll zwar Teil des Vertrages sein. Aber Ferdinand wird diesen Passus allein kraft königlicher Autorität verkünden – sodass die Protestanten nicht zustimmen müssen und ihr reines Gewissen bewahren.



Darüber hinaus garantiert Ferdinand den lutherischen Städten und Rittern auf von Geistlichen regierten Gebieten ihre Religionsfreiheit.

Das bringt den Durchbruch: Im Spätsommer kann der König endlich die Abschlussitzung des Reichstags anberaumen.

•

anderen fortan aus religiösen Gründen „mit Gewalt überziehen, beschädigen, vergewaltigen“.

Aussuchen können sich die Gläubigen ihre Kirche jedoch nicht. Über die Konfession bestimmt der jeweilige Landesherr (oder bei Städten der Rat). Und wechselt der das Bekenntnis, müssen die Bürger ihm folgen. Später wird ein Jurist für diese Regelung die berühmte lateinische Formel „cuius regio, eius religio“ finden – wessen Gebiet, dessen Glaube. Immerhin: Zwangsbekehrungen erlaubt das Vertragswerk nicht; wer sich der Vorgabe seines Fürsten nicht fügen mag, darf auswandern. Dieses Emigrationsrecht ist eine revolutionäre Errungenschaft – das erste Menschenrecht, das ein Verfassungsdokument jedem Deutschen garantiert.

Ansonsten ist der Vertrag ein einziger Kompromiss, voller Ausnahmen, die in Tauschgeschäften ausgehandelt wurden. Zudem ist der Text an vielen Stellen unklar formuliert. Manche Passagen sind so verschwurbelt, dass beide Seiten darin ihre Positionen wiederfinden. Ferdinand I. gibt sich dennoch hochzufrieden mit dem Erreichten.

Sein Bruder indessen hat resigniert. Der Traum, die Spaltung der Kirche zu heilen und das Abendland unter seiner Führung zu vereinen – zerronnen; der Schwur, die protestantische Ketzerei auszurotten – nicht eingelöst. Und nun wird sogar der Religionsfriede und die ihm innewohnende Anerkennung der evangelischen Konfession, die Karl V. um jeden Preis verhindern wollte, in seinem Namen verkündet. Die Botschaft des aus



IN EINEM GEFECHT nahe Braunschweig wird der protestantische Feldherr Moritz von Sachsen 1553 tödlich verwundet. Erst zwei Jahre später findet das Reich zur Ruhe



1555 SETZT FERDINAND seine Unterschrift unter den wegweisenden Friedensschluss von Augsburg (oben), in dem die Konfessionen einander anerkennen. Dass er ihn gegen den Willen des Kaisers in dessen Namen verkündet, verschweigt der König bei der Schlusszeremonie

Augsburg zurückkehrenden Kuriers, dass sein Bruder seine Befehle einfach ignoriert hat, nimmt er ohne Protest hin. Gequält von immer schlimmerer Gicht, Asthma und Hämorrhoiden, verbittert von Fehlschlägen und Demütigungen, schifft sich der Habsburger nach Spanien ein. Dort wird er bis zu seinem Tod im Kloster San Jerónimo de Yuste in der Einsamkeit der Estremadura leben.

Seine Ämter gibt Karl im Jahr nach dem Augsburger Religionsfrieden eines nach dem anderen auf. Auch die Kaiserkrone legt er nun nieder und verzichtet auf den Erbfolgeplan, mit dem er seinen Bruder einst so gegen sich aufgebracht hatte.

Dass der Herrscher zurücktritt, ist in der mehr als 500-jährigen Geschichte des Heiligen Römischen Reiches noch nie vorgekommen. Es bedarf langer Verhandlungen, bis sich die Kurfürsten bereitfinden, den Thronverzicht zu akzeptieren und Ferdinand am 14. März 1558 zum Kaiser zu proklamieren.

Dessen größte Leistung bleibt das in Augsburg ausgehandelte Vertragswerk. Es wird den Menschen in deutschen Landen mehr als ein halbes Jahrhundert weitgehend Frieden bescheren. Dem Abkommen wohnt jedoch ein schwerwiegender Makel inne: Es ist eben nur durch Tricks zustande gekommen. Indem es Lücken ließ, unauflösbar Gegensätze verschwieg oder bewusst unklar formulierte. Ein solcher Pakt kann funktionieren, solange beide Seiten guten Willens sind und pragmatisch über Ungereimtheiten hinwegsehen.

Doch in den Jahrzehnten nach Ferdinands Tod 1564 tritt eine neue Generation von Fürsten an, die nicht mehr durch Kriegsgräuel geprägt und von unabdingtem Friedenswillen getrieben sind. Die engstirnig nur die eigene Konfession verfechten und die der anderen verteufeln. Und die wieder bereit sind, die Waffen in die Hand zu nehmen. Für ihren Glauben. ♦

LITERATURTIPPS

CARLA HOFFMANN
U. A. (HG.)

»Als Frieden möglich war«
Reich bebildelter
Begleitband zur Jubiläumsausstellung 2004
(Schnell und Steiner).

ALFRED KOHLER
»Ferdinand I.«

Die beste neuere Biografie
des Herrschers (C. H. Beck).



Lesen Sie auch »Reformation:
Gegen Kaiser und Papst«
(aus GEOEPOCHE Nr. 39) über
den Reichstag in Worms auf
www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Infolge der 1517 durch Martin Luther ausgelösten Reformation kommt es im römisch-deutschen Reich zu heftigen, teils mit Waffengewalt ausgetragenen Konflikten zwischen Katholiken und Protestanten. Erst im 1555 geschlossenen Augsburger Religionsfrieden erkennen sich die Konfessionen gegenseitig an: Er beschert den deutschen Landen mehr als 50 weitgehend friedliche Jahre.

AUS FURCHT VOR RELIGIÖSER VERFOLGUNG zieht der vielseitig interessierte Geograf Gerhard Mercator (1512–1594) mit seiner Familie und seiner Werkstatt aus dem katholischen Flandern in das in konfessioneller Hinsicht liberalere Duisburg – und macht die Stadt zu einem wegweisenden Zentrum der Kartografie in Europa



DAS NEUE BILD DER WELT entsteht in einem Städtchen am Niederrhein: In Duisburg revolutioniert Gerhard Mercator die Kartografie. Mit seiner Weltkarte, die er 1569 präsentiert, löst der gebürtige Flamme ein kniffliges Problem: Er überträgt die dreidimensionale Erdoberfläche so auf eine Karte, dass der konstante Kurs eines Schiffes als gerade Linie abbildbar ist – und leistet damit der Seefahrt einen entscheidenden Dienst.

Mercator selbst ist nie weit geirrt. Am 5. März 1512 kommt er als Gerhard Kremer in Rupelmonde nahe Antwerpen zur Welt. Trotz einfacher Herkunft erhält er eine solide Schulbildung, beginnt 1530 ein Theologiestudium in Löwen, wählt den Namen Mercator. Doch als Freigeist hat er es zunehmend schwer in seiner katholischen Heimat: Anhänger Luthers werden hier harsch verfolgt; wer die antiken Autoritäten und die Bibel anzweifelt, kommt rasch in Konflikt mit der Inquisition.

So gibt Mercator, der sich auch für Geografie begeistert, die Priesterlaufbahn auf. Und geht für kurze Zeit in die Handelsmetropole Antwerpen, wo er die Berichte spanischer und portugiesischer Seefahrer geradezu aufsaugt: Sie belegen, dass die Erde anders aussieht als bislang angenommen. Der Florentiner Amerigo Vespucci hat 1502 erstmals die Ansicht vertreten, dass es sich bei dem von Christoph Kolumbus im westlichen Atlantik gesichteten Land um einen neuen Kontinent handle. Der deutsche Kartograf Martin Waldseemüller gibt diesem Gebiet auf seiner Weltkarte 1507 den Namen Amerika.

Zurück in Löwen, wendet sich Mercator der Kartografie und dem Bau von Globen und Navigationsinstrumenten zu: Er braucht Geld für seine wachsende Familie. Das nötige Wissen eignet er sich bei einem Goldschmied und einem Mathematiker an. Instrumente zur Orientierung auf See sind im Zeitalter der Entdeckungen gefragt. Globen gelten gar als Prestigeobjekte, seit Martin Behaim 1492 in Nürnberg seinen viel bewunderten „Erdapfel“ vorgestellt hat.

Im Jahr 1541 präsentiert Mercator sein eigenes Modell: Mit 41 Zentimeter Durchmesser ist es das bislang größte und genaueste seiner Art. Weil der Flamme seinen Globus in Serie

produziert und auch verkauft, ist er bald ein wohlhabender Mann. Doch dann nimmt ihn 1544 die Inquisition fest, hält ihn monatelang gefangen. Der Vorwurf: „Luther“¹. Mercator kommt zwar wieder frei, aber nun reift in ihm der Entschluss, mit seiner Familie auszuwandern.

Er flüchtet 1552 unter den Schutz Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg, der in religiösen Fragen als tolerant gilt. In Duisburg erwirbt Mercator ein Haus, richtet eine

Werkstatt ein, wertet akribisch Reiseberichte, Lotsenbücher, Vermessungsdaten aus.

1569 dann legt er eine auf 18 Kupferplatten gestochene, 212 mal 134 Zentimeter große Weltkarte vor. Für sie nutzt er erstmals ein neues Verfahren: Um die gewölbte Gestalt der Erde in eine flache Karte zu verwandeln, stülpt er einem Globus einen papiernen Zylinder über, der die Kugel nur am Äquator berührt. Ausgehend vom Mittelpunkt des Globus, projiziert er nun dessen Punkte auf den Zylinder. Rollt man diesen ab, erhält man eine zweidimensionale Karte. Auf ihr zeichnet Mercator die Längengrade als parallele, senkrecht verlaufende Geraden ein, die Breitengrade stellt er mit wachsenden Abständen vom Äquator zu den Polkappen hin dar.

Die Flächenverzerrung, die bei seiner Methode in Richtung der Pole wächst, nimmt er in Kauf. Denn seine Erfindung erfüllt ihren Zweck: Seeleute können seine Kar-

te mithilfe eines Kompasses zur Bestimmung des exakten Kurses auf den Ozeanen verwenden. Trotz der Erdkrümmung schneidet der konstante Kurs eines Schiffes auf ihr die Längengrade immer im gleichen Winkel. Ein Seefahrer muss nur einmal auf der Karte den Kurswinkel zum gewünschten Zielort ablesen und kann dann immer entlang dieses – als gerade Linie in die Karte eingetragenen – Kurses segeln.

Mercator, bis ins hohe Alter rastlos tätig, stirbt mit 82 Jahren in Duisburg. Sein Sohn bringt postum sein weit über 100 Karten umfassendes Werk heraus, für das der Meister selbst noch den Titel ausgesucht hat: *Atlas*, nach dem sagenhaften Entdecker der Himmelskugel. Die nach Mercator benannte Projektionsmethode ist bis heute Grundlage des Karten- und Vermessungswesens. ◇



AUF EXAKTEM KURS

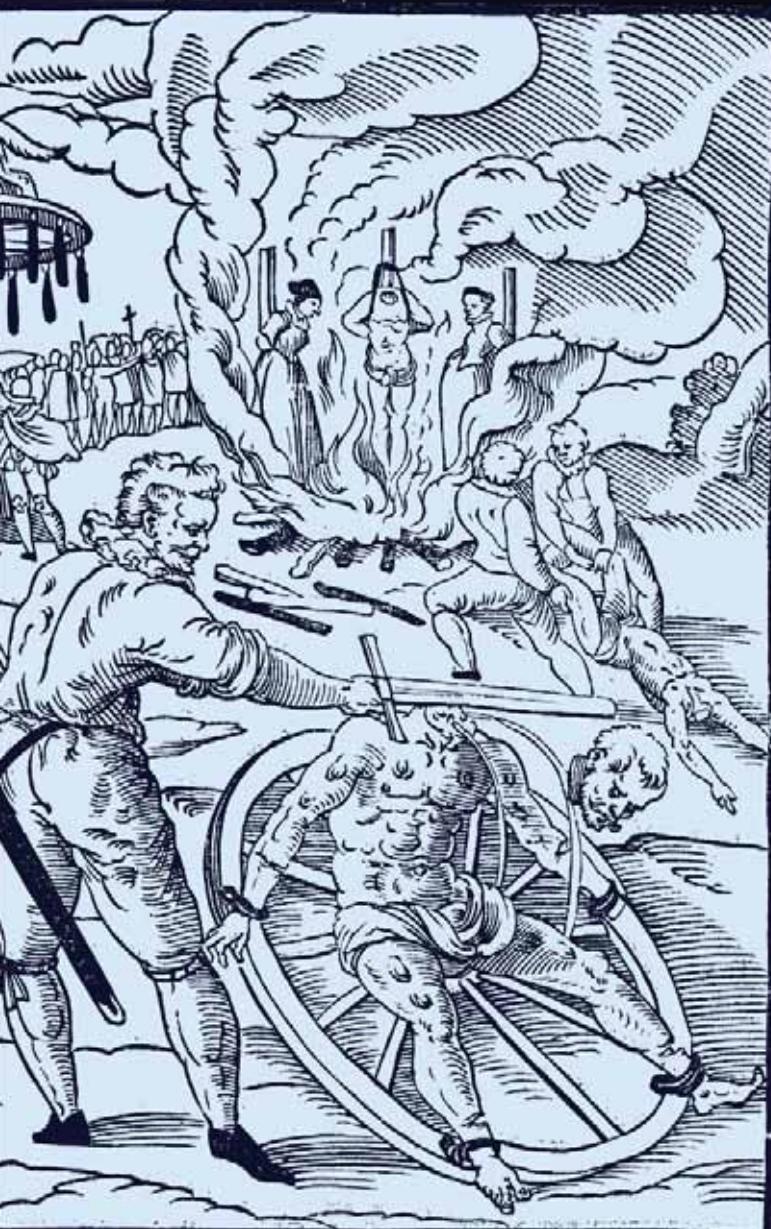
Schon zu Lebzeiten wird der in Duisburg wirkende Flamme Gerhard Mercator als Genie gefeiert. Dank seiner Weltkarte, die er mithilfe einer neuen Methode erschafft, kommen Seeleute verlässlicher ans Ziel als je zuvor

TEXT: Karin Schneider-Ferber

Opfer der



ANGST



DIE HEXENHYSTERIE greift vielerorts um sich. Dieser Druck zeigt in mehreren Szenen die Geschichte und brutale Hinrichtung des Rheinlanders Peter Stump, der angeblich als Werwolf (hinten links) im Bund mit dem Teufel stand

Eine ungewöhnliche Häufung von Missernten, Unwettern und Seuchen verstört die Bevölkerung der deutschen Lande im späten 16. Jahrhundert. Viele wähnen Hexen am Werk – ein alter Glaube, der nun, angesichts der Katastrophen, eine beispiellose Hatz auslöst. So auch im Kurfürstentum Trier



IM JAHR 1587
trifft der Verdacht
der schwarzen
Magie den ange-
sehnen Trierer
Bürger Dietrich
Flade (Auszug
aus dem Prozess-
protokoll)

D

TEXT:
Frank
Otto

Die Macht des Teufels scheint rasch zu wachsen in dieser Zeit. Oder wie soll man sich sonst die dichte Folge an Katastrophen erklären, die das Heilige Römische Reich deutscher Nation im ausgehenden 16. Jahrhundert heimsuchen? Immer wieder vernichten etwa Unwetter die Ernten, die durch viel zu nasse Sommer und bitterkalte Winter ohnehin kaum noch ausgereicht haben, um alle Menschen zu ernähren. Die vom Hunger Geschwächten wiederum werden leichte Opfer für Seuchen. Zehntausende sterben an der Pest, an Roter Ruhr, Fleckfieber oder Malaria. 1570 liegen in Süddeutschland zahllose Verhungerte und Erfrorene auf den Straßen. Zwischen 1561 und 1585 rafft der Schwarze Tod in Nürnberg fast die Hälfte der Bevölkerung dahin.

Geistliche warnen derweil vor der Allgegenwart des Bösen. Priester verkünden, es seien die Kinder Satans, Hexen und Zauberer, die sich gegen die Christen verschworen hätten. Die angeblich einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hätten, sich zu nächtlichen Orgien trafen und mit ihren Zaubereien Ernten vernichteten und Mensch und Tier schadeten.

Die angesichts von Hunger und Elend verängstigten Menschen vertrauen auf die Erklärungen der Kirche, versuchen sich durch geweihte Kerzen und Amulette vor den überall lauernden dunklen Mächten zu schützen. Einige Männer schlagen abends gegen Impotenz das Kreuz über

ihrer Hose und dem Bett. Im Mai, wenn es besonders wahrscheinlich sein soll, dass die Hexen zu einem „Sabbat“ zusammenkommen, läuten etwa in Trier zur Abwehr die ganze Nacht die Kirchenglocken.

Immer vehementer fordern die Menschen bald von ihren Fürsten, die Mächte der Finsternis zu bekämpfen, drohen zuweilen gar, anderenfalls das Land zu verlassen. Schließlich geben die Herrscher nach. 1580 brennen Scheiterhaufen im Allgäu, in Biberach, Konstanz, Rastatt. Und bald auch anderswo in den deutschen Landen. Dutzende, Hunderte, Tausende.

Denn mag der Glaube an ein Komplott der vermeintlichen Teufelsdiener in deutschen Landen seit Jahrhunderten fest verwurzelt sein, mag es immer wieder Hexenverfolgungen durch fanatische Inquisitoren gegeben haben: Erst die Katastrophen, die das Reich in den Dekaden vor 1600 treffen, lassen die Hetzjagden zu einer kollektiven Hysterie werden, die in immer neuen Wellen bis weit in das 18. Jahrhundert ihre Opfer findet.

In einem bisher unbekannten Ausmaß wüten die Jäger im Erzbistum Trier, einem geistlichen Kurfürstentum entlang der Mosel, an deren steilen Uferhängen man seit der Antike Wein anbaut. Hunderte Menschen werden in dem kleinen Staatswesen binnen weniger Jahre hingerichtet. Ein Augenzeuge notiert: „Überall in der Umgegend sieht man fast mehr Brandpfähle von verbrannten Hexen als grüne Bäume, so wachsen der Hydra gleich immer mehr Hexen nach.“

Und es sind nicht nur die seit jeher üblichen Verdächtigen, die



ins Visier der Häscher geraten, Randgestalten der bäuerlichen Gesellschaft, Arme und Alte, Heilkundige, Schäfer, die abseits der Dörfer leben. Oder Menschen, die ein Unwetter vorhersagen – in diesen Jahren Grund genug, um Misstrauen zu erregen. So extrem ist die Pogromstimmung im Kurfürstentum an der Mosel, dass der Vorwurf, mit dem Teufel im Bund zu sein, jeden treffen kann – selbst Männer von



Rang, sogar welche, die zuvor persönlich Hexen verfolgt haben.

Im Frühjahr 1587 beschuldigen vermeintliche Augenzeugen einen der angesehensten Bürger Triers, ein Jünger Satans zu sein. Mächtig und wohlhabend ist er. Ein Kurfürstlicher Rat, Universitätsprofessor und Richter, der in mehreren Hexenprozessen so streng wie unnachgiebig über die Beschuldigten geurteilt hat – und nun selbst dem Wahn zum

Opfer zu fallen droht: Doktor Dietrich Flade.

„KLEINE EISZEIT“ nennen Wetterhistoriker das Phänomen, das mitverantwortlich ist für die Massenhysterie: Aus noch unbekannter Ursache liegt die Durchschnittstemperatur in Mitteleuropa in den

HUNGERSNÖTE

lassen die Menschen leiden und an teuflischen Zaubern glauben. Tatsächlich verursacht eine Klimaabkühlung das Elend (Leichenfleddererrei am Oberrhein, 1637)

Jahrzehnten um 1600 um mehr als ein Grad Celsius niedriger. Das bedeutet strengen Frost im Winter sowie kühle und kurze Sommer; fast drei Wochen weniger als üblich haben die Feldfrüchte in diesen Jahren Zeit zur Reife. Oft reicht das nicht, und so verfault das Korn meist noch vor der Ernte auf den Feldern. Lebenswichtiges Brotgetreide wird rar und verteuert sich dramatisch; der Preis für Roggen etwa steigt auf

das Vierfache. Weil Rebstöcke ein warmes Klima brauchen, trifft die Abkühlung jene Regionen besonders hart, in denen viele Menschen vom Weinanbau leben. Landstriche wie das Trierer Umland, wo in knapp zwei Jahrzehnten nur zwei gute Ernten eingebracht werden können.

Nicht ohne Grund also beginnt die Hexenjagd dort wohl in einem Winzerort: Bewohner des 250-Seelen-Dorfs Kenn einige Kilometer nordöstlich von Trier beschuldigen 1572 vier Frauen aus ihrer Mitte der Magie. Wie im Reich üblich ist bei Hexerei das Hochgericht des jeweiligen Bezirks zuständig: Es ahndet „peinliche Sachen“, also Taten, für die Körperstrafen drohen. Die Richter verurteilen die Frauen zum Tod.

Doch das ist nur der Auftakt. Einige Jahre später werden weitere Bürger aus dem Dorf der Hexerei bezichtigt. Die Richter lassen die Verhafteten wohl wie üblich foltern und zwingen sie dazu, weitere ihrer Nachbarn zu denunzieren. So folgt zwischen 1586 und 1594 Festnahme auf Festnahme,

Geständnis auf Geständnis, bis 26 Menschen aus Kenn hingerichtet worden sind und eine ganze Familie ausgelöscht ist.

Auch anderswo im Trierer Umland werden in dieser Zeit Menschen der Ausübung magischer Praktiken angeklagt, kosten Hexenprozesse das Leben Unschuldiger. Die Lage spitzt sich zu, als 1581 im Kurfürstentum ein katholischer Eiferer an die Macht kommt. Mag es im Heiligen Römischen Reich etliche Herrscher geben, die in ihren Ländern den Forderungen ihrer Untertanen nach Hexenjagden widerstehen, der evangelische Kurfürst von Sachsen ebenso wie die katholischen Habsburger in Österreich: Erzbischof Johann VII. von Schönemberg kann es nicht abwarten, vermeintliche Feinde der Kirche zu bekämpfen.

Als Erstes vertreibt der gichtgeplagte Frömmel die wenigen im Kurfürstentum verbliebenen Protestanten, verbannt alle Juden

– und setzt dann die weltlichen Gerichte auf Hexen an. Rasch ist eine erste Verdächtige gefunden, Aussagen aus einem Prozess in dem Städtchen Saarburg belasten Margarethe Braun, eine Trierer Waschfrau und bekannte Kupplerin; sie wird am 20. Juli 1582 verhaftet. Die Untersuchung soll der renommierteste Rechtsgelehrte des Kurfürstentums führen: Dietrich Flade aus Trier.

DER 48-JÄHRIGE IST Hochschullehrer, Vorsitzender des Schöffengerichts, des städtischen Hochgerichts – und vermutlich der wohlhabendste Mann der Stadt. Dutzenden Personen hat er zum Teil hohe Darlehen gewährt, deren Zinsen ihn stets noch reicher werden lassen. In den Speichern und Kellern seines prächtigen Anwesens lagern allein 20 000 Liter Wein und 300 Zentner Getreide.

Flade geht in dem Fall äußerst penibel vor, es ist sein erster Hexenprozess. Er befragt die Verdächtige zuerst „gütlich“, ohne

DIE TRIERER HEXENJAGD beginnt offenbar in einem Winzerort an der Mosel, wo die Ernten wegen zu kühler Witterung einbrechen. Diese Holzschnitte zeigen drei der gängigen Vorwürfe: Hexenschuss, Hagel- und Flugzauber





WELTLICHE GERICHTE
führen die Hexenprozesse durch, erpressen durch Folter Geständnisse. Inwieweit sie dabei als Werkzeug die berüchtigte »Mundbirne« nutzen, ist umstritten

Gewalt anzuwenden. Doch Braun will nicht gestehen. Also ordnet Flade die Folter an. Siebenmal muss die Frau die Tortur ertragen, bekennt sich aber immer noch nicht der Hexerei schuldig. Vermutlich rettet ihr diese Widerstandskraft das Leben. Das Schöfengericht unter Flades Vorsitz verurteilt sie nur wegen minder schwerer Vergehen und verweist sie aus Trier.

Der Richter und seine Kollegen führen danach noch etliche weitere Hexenprozesse. Zugleich reißt die Serie an Unglücken nicht ab. 1585 verheert eine Mäuseplage die Getreidefelder, Dauerregen ruiniert die Weinlese, im darauf folgenden Jahr bricht die Pest aus, Raupen fressen das Gemüse in den

Gärten auf, und im Winter frieren die Mühlen ein. „Der gnädige Gott möge seinen Zorn abwenden“, fleht ein Chronist; manche sagen den baldigen Weltuntergang voraus. Von der Kanzel des Doms donnert ein Jesuitenpater den Stadtoberen entgegen, das Volk zürne ihnen wegen der nachlässigen Hexenverfolgung.

Deren Leitung hat inzwischen Johann Zandt von Merl übernommen, der 1583 installierte Statthalter des Kurfürsten und damit zweiter Mann in dessen Staat. Als in einem Prozess in der Umgebung ein Jugendlicher magischer Umrübe beschuldigt wird, lässt er den Jungen sofort nach Trier bringen. Der 15-jährige Matthias aus Weiskirchen hat dem Statthalter Ungeheures zu melden: Er sei, vom Teufel verführt, mehrmals bei Hexensabbaten gewesen. Dort habe er eine große Anzahl prächtig gekleideter Leute gesehen, darunter zwei vornehme Herren. Einen der beiden habe er zufällig schon vorher einmal gesehen und könne ihn deshalb identifizieren: Dietrich Flade.

Der ist damit in größter Gefahr. Denn in Hexenprozessen

DIE MARTER dient auch dazu, den Angeklagten die Namen von weiteren Satansjüngern abzupressen. 1587 fällt auf diese Weise in Trier der Verdacht auf Dietrich Flade, der zuvor selbst als Hexenrichter tätig war (Daemenschraube)

reicht mitunter eine einzige Denunziation aus, um die Verdächtigen zu verhaften und einem Verhör mit Folter zu unterziehen. Nun ist Flade aber ja nicht irgendwer. Einflussreich, mit besten Verbindungen zum Hof des Kurfürsten – und vor allem selbst ein Hexenrichter. Bei ihm braucht eine gerichtsfeste Anklage mehr als nur eine Beschuldigung. Also sammelt der kurfürstliche Statthalter weitere Zeugenaussagen. Sie kommen in rascher Folge: Wieder und wieder behaupten Angeklagte nun in Prozessen im Trierer Umland, Flade auf Hexensabbaten gesehen zu haben; am Ende werden es 26 solcher Berichte sein.

Vieles, was Flade in den folgenden Monaten widerfährt, ist ungewöhnlich detailreich überliefert, fast die gesamten Gerichtsakten zu seinem Fall haben sich erhalten. Doch niemand weiß, warum ihn so viele Menschen beschuldigen. Neiden sie ihm in Zeiten von Armut und Hunger seinen fast schon märchenhaften





26 BERICHTE
dokumentieren
Flades angeb-
liches »Zauber-
werk«. Selbst
sein Stand – er
ist der wohl
reichste Bürger
Triers – vermag
ihn nicht vor
der Anklage
zu schützen
(Stachelwalze)

Wohlstand? Wollen Angehörige oder Freunde einstiger Angeklagter sich für die Qualen der Folter, die er als Hexenrichter über die Menschen gebracht hat, an ihm rächen? Oder ist es eine Intrige: Nennen die Untersuchungsrichter in ihren Verhören gezielt seinen Namen, um einen unliebsamen Kollegen zu verunglimpfen, dem sie möglicherweise viel Geld schulden? Vielleicht.

Jedenfalls dürfte das Gerede von Flades vermeintlicher Schuld bald in ganz Trier verbreitet sein. Doch offenbar scheint erst die Denunziation der Margarete Merten aus Euren vom April 1588 präzise genug, dass der Statthalter

auf Geheiß des Kurfürsten offiziell das Verfahren gegen Flade aufnimmt: Die Frau bezeugt, der Richter sei am Gründonnerstag in einer goldenen Kutsche auf dem Tanzplatz der Hexen vorgefahren. Dort habe er aus Erdklumpen Schnecken produziert, um die Ernte zu vernichten. Und vor neun Jahren habe er ein Gewitter veranlasst, das 46 Kühe erschlagen habe. Außerdem hätten er und seine Anhänger auf einem Friedhof ein im Alter von vier Wochen verstorbenes Kind ausgegraben, dessen Herz herausgerissen, gebraten und dann in einem Pfannkuchen gegessen – und so einen Schweigzauber bewirkt, der den Mund der gefolterten Hexen verschließen sollte.

Flade ist ein erfahrener Jurist. Als er das gegen ihn zusammengetragene Material sieht, muss ihm klar sein, dass er verloren ist. Anfang Oktober 1588 versucht er zweimal, aus Trier zu fliehen. Beim ersten Mal gelangt er zwar aus der Stadt hinaus, wird aber zurückgebracht. Beim zweiten Mal lassen ihn die Wächter an den Moselpforten, einem Tor in der Stadtmauer, gar nicht erst passieren. Als Flade wieder nach Hause gehen will, hat sich schon eine wütende Menge eingefunden, die ihm folgt und ihn beschimpft: Die Trierer haben ihren wohl

reichsten Mitbürger als Schuldigen für ihr Elend auserkoren. Flade flüchtet in den Dom, von dort in das Haus eines Geistlichen und traut sich erst am Abend wieder heraus, als ihm die Stadtregierung eine Eskorte zum Schutz schickt.

Der Statthalter stellt den einstigen Hexenrichter zunächst unter Hausarrest. Verzweifelt wendet sich der Gefangene im Januar 1589 an den Kurfürsten, beteuert seine Unschuld: Drei Herrschern habe er treu gedient. Er habe auch gar nicht fliehen, sondern nur einen Spaziergang machen wollen. Er bietet an, ins Kloster zu gehen. Doch Johann VII. verwirft das Gesuch. Um sich seiner Sache ganz gewiss zu sein, bestellt der Kurfürst persönlich bei der theologischen Fakultät ein Gutachten über den prominenten Verdächtigen. Einige Wochen später ordnet er an, Flade in eine Zelle im Rathaus zu sperren.

ES MUSS FÜR FLADE wie ein Albtraum sein. Monatelang wartet der einstige Richter im Kerker, ist völlig isoliert, darf weder Nachrichten noch Besuch empfangen, nur selten holt man ihn zu Verhören. Ende Juli 1589 befiehlt Johann VII., Flade den Prozess zu

IN EINEM
KERKER wartet
Flade monate-
lang auf seinen
Prozess (Fessel-
werkzeuge)



machen. Nun wohl sicher, dass der wirklich des „Zauberwerkes“ schuldig ist. Wenn das Gericht dies bestätigt, gibt es nur eine Strafe: den Tod.

Am 17. August holt man Dietrich Flade um 14 Uhr aus seiner Zelle zum ersten offiziellen Verhör in die Knechtstube des Rathauses. Statthalter Zandt von Merl berichtet über die Vorwürfe und das Ergebnis der Untersuchung, dann verliest er eine Verfügung des Erzbischofs: Wenn die „gütliche Vernehmung“ nicht ausreiche, müsse der Delinquent „peinlichen Fragen“ ausgesetzt werden – der Folter.

Ein Prozess wie der jetzt beginnende gegen Dietrich Flade folgt strikten Regeln. Das Gericht muss dem Angeklagten mehrere Vergehen nachweisen, um ihn wegen Hexerei zum Tod verurteilen zu können. Darunter einen Schadenszauber; die Teilnahme am Hexensabbat; vor allem aber muss der Delinquent einen Pakt mit dem Leibhaftigen eingegangen sein. Und wie eine Ehe wird dieser Bund durch Geschlechtsverkehr mit dem Teufel vollzogen. Daher ist eine der wichtigsten Fragen meist, ob der Beschuldigte durch die „Versuchung“ des Fleisches in die Fallstricke Satans geraten sei.



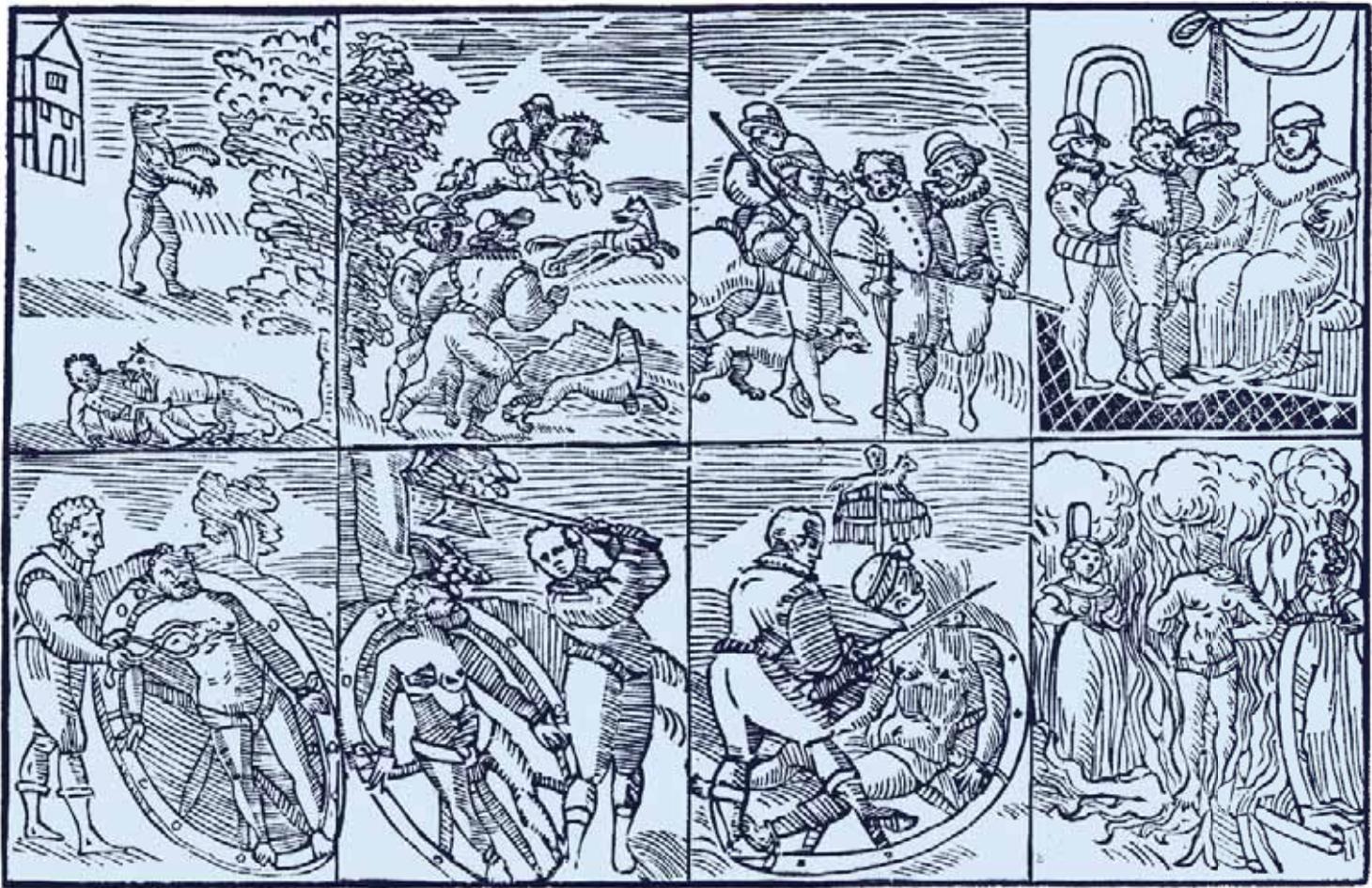
DAS REPER-

Stets hat Flade seine Unschuld beteuert. Doch er hat Angst vor der Folter, zumal ihn auch noch ein Leistenbruch quält. Und so erklärt er sich bereit zu gestehen. Wegen des Todes etlicher seiner Familienangehörigen – Frau, Sohn, Bruder, Schwester und Schwager sind wohl an der Pest gestorben – habe er großes Leid erlebt. In dieser Schwäche

habe ihn der Teufel verführt und daraufhin in seiner Gestalt an Hexensabbaten teilgenommen.

Das genügt dem Gericht nicht. Um mehr Details aus Flade herauszupressen, fesselt der Folterknecht seine Hände hinter seinem Rücken und zieht ihn mit einem Seil, das über eine an der Decke befestigte Rolle läuft, nach oben, bis sein Körper in der Luft hängt. Flade stöhnt unter dem Schmerz, wiederholt seine Bekenntnisse.





FLADE WIRD im September 1589 erdros- selt und ver- brannt. Im Monat darauf endet der aufsehenerre- gende »Wer- wolfprozess« gegen Peter Stump mit einem grausa- men Strafurteil (Abbildung aus einem englischen Pamphlet)

Nach einiger Zeit lässt man ihn herunter und erklärt ihm, dies sei nur eine leichte Tortur gewesen; wenn er nicht die Wahrheit sage, müsse er beim nächsten Mal eine schärfere Marter erfahren.

Wieder und wieder lässt das Tribunal den Angeklagten quälen. Wenn das „Aufziehen“ nicht ausreicht, schraubt der Folterknecht ihm auch noch die Zehen zusammen. Um die Richter zufriedenzustellen, damit sie endlich von ihm ablassen, erfindet Flade bei jedem Verhör neue Einzelheiten darüber, wie er sein Hexenwerk verrichtet habe. Und immer wieder denunziert er Bekannte, die er auf den satanischen Tanznächten gesehen habe, Frauen und Männer, darunter zahlreiche Trierer Honoratioren: den Bürgermeister, den Domdekan sowie einige Richter.

Schließlich glauben Kurfürst und Statthalter, genügend

belastendes Material für ein Urteil beisammenzuhaben.

MONTAG, 18. SEPTEMBER 1589. Um neun Uhr morgens tritt das Gericht im Rathaus zusammen. Die Schöffen geben ihren Schuld spruch bekannt, der Schreiber verkündet das Urteil: Flade soll „mit dem Feuer vom Leben zum Tode gestraft werden“. Dann erhebt sich der Vorsitzende und bestätigt den Spruch, indem er seinen Stab, das Zeichen seiner Amtsgewalt, zerbricht. Daraufhin fällt der Angeklagte auf die Knie und bittet um Gnade. Sie wird ihm gewährt: Man wird ihn erdrosseln und erst dann verbrennen.

Unmittelbar darauf führt man Flade zur Richtstätte. Er besteht darauf, zu Fuß zu gehen,

trotz seines Zustandes. Eine große Menge folgt ihm. Am Richtplatz angelangt, wendet er sich an die Umstehenden, notiert ein Augenzeuge: Sie sollten, sagt Flade, von seinem Schicksal lernen, die Ränke und Tücke Satans zu meiden.

Der Henker bindet ihn an einen Pfahl, Stroh wird um den Verurteilten herum aufgeschichtet – „Hütte“ nennt sich diese Methode. Dann erdrosselt er Flade und zündet das Feuer an.

Flade hat viele angesehene Bürger belastet, seine Aussagen führen zu weiteren Ermittlungen. In den folgenden Monaten verbrennen im Kurfürstentum noch viele Opfer von Hexenprozessen, darunter der von Flade beschuldigte Bürgermeister.

Erst nach 1595 ebbt diese Welle des Hexenwahns ab. Mehrere Tausend Menschen wurden in Kurtrier beschuldigt, mehr als 350 hingerichtet.

Doch die Zeit der Hexenverfolgungen ist noch immer nicht zu Ende. Nach einer Reihe von extremen Wetterereignissen im Frühling 1626, als Mitteleuropa längst auch unter den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges leidet, findet die Verfolgung in Trier und in vielen anderen deutschen Regionen einen neuen Höhepunkt: Tausende angebliche Hexen und Zauberer sterben in den folgenden Jahren auf dem Scheiterhaufen, die meisten in geistlichen Fürstentümern, in Mainz, Würzburg und Köln.

Nun trifft es auch abseits der Mosel Angehörige der Eliten, wohlhabende Bürger wie Flade, Kleriker, Adelige, Regierungsmitglieder. Die Gesellschaft aber gerät aus den Fugen, wenn selbst die Obrigkeit ihres Lebens nicht mehr sicher ist. Und so werden jene Stimmen lauter, die ein Ende der Exzesse fordern. Einer der Kritiker überzeugt auch den Trierer Kurfürsten, der daraufhin 1654 die Hexenverfolgung in seinem Territorium verbietet.

Da der Krieg und mehrere verheerende Pestwellen die Bevölkerung massiv haben schrumpfen lassen, verschwinden auch Teuerung sowie Hunger, die den Hexenwahn befeuert hatten: Die vom Klima der „Kleinen Eiszeit“ geschmälerten Ernten reichen nun aus, um alle zu ernähren.

Das letzte Todesurteil gegen eine vermeintliche Hexe im Heiligen Römischen Reich spricht ein Richter im Jahr 1775, in der Fürstabtei Kempten, vollstreckt wird es

aber nicht mehr, die Frau stirbt Jahre später im Gefängnis.

Der Fall Flade jedoch, einer der außergewöhnlichsten Prozesse jener Zeit, in der die Hexenverfolgung in den deutschen Landen ihren Gipfel erreichte, hallt noch weiter nach. Wenige Tage vor seiner Hinrichtung am 18. September 1589 hatte Dietrich Flade sein Testament geschrieben. Ihm war vor allem an der Rettung seiner Seele gelegen, und so bedachte er in seinem letzten Willen auch diejenigen, die ihm den Tod brachten, den Richter, die Schöffen – und den Kurfürsten: Johann VII. erhielt vier Wandteppiche. Darüber hinaus beschlagnahmte der Herrscher aber auch einen erheblichen Teil des Vermögens, das Flade hinterließ, darunter einen Darlehensbrief an die Stadt Trier über 4000 Goldgulden. Die Zinsen dafür – im Jahr 2019 362,50 Euro – zahlt die Stadt der katholischen Kirche bis heute. ◇

ZWAR LÄSST
die Verfolgung
in Trier um
1595 nach,
doch im Drei-
Bigjährigen
Krieg nimmt
die Hexen-
jagd dort und
anderswo im
Reich erneut
ungeheure
Ausmaße an
(Klinge eines
Henkerbeils,
um 1625)



LITERATURTIPPS

WOLFGANG BEHRINGER

»Hexen«

Knappe Übersicht über die Geschichte der Hexenverfolgung (C. H. Beck).

HEINZ SCHILLING

»Aufbruch und Krise«

Höchst anschauliches Porträt der deutschen Lande um 1600 (Siedler).



Lesen Sie auch
»Hexenverfolgung:
Satansweib« (aus
GEOEPOCHE Nr. 89)
über einen Prozess
in Fulda auf
www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

In den Jahrzehnten um 1600 forcieren die verheerenden Folgen eines Klimawandels in den deutschen Landen den Glauben, Hexen seien am Elend der Bevölkerung schuld. Nicht nur Randgestalten der Gesellschaft, sondern auch Angehörige der Eliten trifft nun der Vorwurf, Teil einer satanischen Verschwörung zu sein: Es ist die schlimmste Ära in der Geschichte der deutschen Hexenverfolgung.

DER TOD IN WESTFALEN

Im späten 16. Jahrhundert bröckelt der Kompromiss zwischen Katholiken und Protestanten, denn eine neue, unversöhnlichere Generation strebt an die Macht. In der Bischofsstadt Paderborn entzündet sich schon 1604 jener religiöse und politische Sprengstoff, der bald das ganze Reich verheeren wird

TEXT: Katharina von Ruschkowski

WÜTEND entreißt der protestantische Bürgermeister von Paderborn einem fürstbischöflichen Gesandten eine Urkunde. Den Machtkampf mit seinem Landesherrn wird er nicht überleben



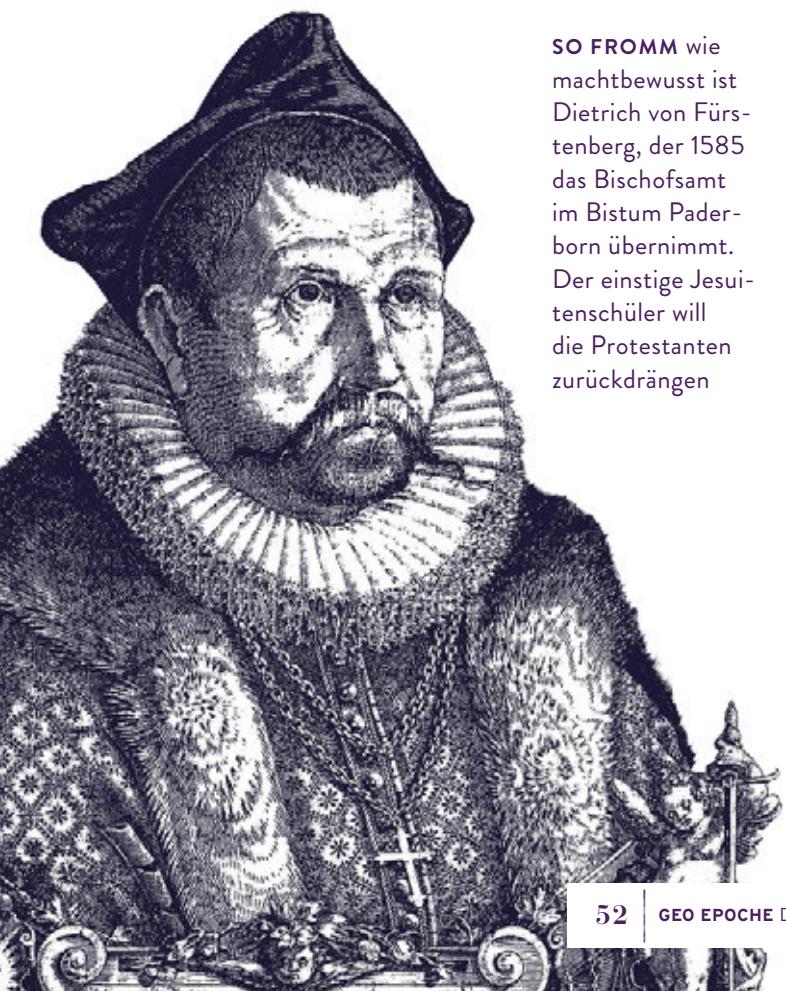


F

Frühlingslicht füllt den Mauerring Paderborns, aus dem die Gotteshäuser der Stadt herausstechen: die Spitzen von Markt-, Gau-, Abdinghof- und Busdorfkirche. Und mittendrin thront der wuchtige Dom. Vom Stadtkern aus führt eine fast schnurgerade Schneise zum Westerntor, dem westlichen Einlass der Stadt, vor dem regelmäßig Jahrmärkte stattfinden.

Am 30. April 1604 aber lockt ein anderes Spektakel die Menschen dorthin. Bei dem steinernen Tor erhebt sich an diesem Tag ein Schafott. Darauf, entblößt und ermattet, einer der eben noch mächtigsten Männer Paderborns: der Bürgermeister Liborius Wichard. Sein Widerstand, sein Jähzorn – weithin bekannt und berüchtigt – sind vermutlich längst von Haft und Folter gebrochen. Sogar von seinem Glauben hat er sich

SO FROMM wie machtbewusst ist Dietrich von Fürstenberg, der 1585 das Bischofsamt im Bistum Paderborn übernimmt. Der einstige Jesuitenschüler will die Protestant en zurückdrängen



offenbar abbringen lassen – der protestantische Bürgermeister! Auf die Frage des anwesenden Geistlichen, eines Jesuitenpaters, ob er katholisch leben und sterben wolle, habe er laut und deutlich „ja, ja“ geantwortet, notiert später ein Chronist.

Schon greift der Scharfrichter zum Messer und trennt mit einem Schnitt Wichards Glied ab. Letztes Stöhnen mischt sich mit dem Entsetzen der Schaulustigen. Sie schubsen, drängen an den Richttisch, um zu sehen, wie die Klinge in den Bauch dringt und der Henker blutige Eingeweide herausreißt. Das schlaffe Herz schlägt er dem Elenden „ums Maul“, so der Schreiber. Und wieder setzt der Vollstrecker sein Werkzeug an, zum Höhepunkt der Hinrichtung. Er hackt den Kopf ab und den Körper kreuzweise in vier Teile. Zerstört Wichard vollkommen, wie aufgetragen.

Der Mann, der das schaurige Schauspiel verantwortet, wohnt ihm wohl nicht persönlich bei: Dietrich von Fürstenberg, katholischer Bischof und Landesherr, weilt wahrscheinlich in seiner Residenz Schloss Neuhaus unweit der Stadt. Er kennt ja jeden einzelnen Akt, lässt sich vermutlich aber Bericht erstatten. Was er hört, dürfte ihn zufriedenstellen. Viele Jahre lang hat der strenge Verfechter des Katholizismus darauf gewartet, die stolze Stadt Paderborn, in der sich die Mehrheit zum Protestantismus bekennt, seinem Herrschaftsanspruch zu unterwerfen. Nun hat ihm der Streit unter den Bürgern Paderborns in die Karten gespielt – und Dietrich kurzen Prozess gemacht.

Noch vor Sonnenuntergang werden die zerhaunten Körperteile Wichards an den fünf Stadttoren aufgespießt: den Krähen zum Fraß und den Menschen zur Mahnung, dass einer wie er – ein Aufrührer, ein Protestant zumal – in Dietrichs Land keine Zukunft hat.

Jener denkwürdige Apriltag besiegelt darum nicht nur das Schicksal von Bürgermeister Liborius Wichard. Er setzt auch der Reformation, die in der Stadt und ihrem Umland Fuß gefasst hatte, ein Ende. Nach der Entscheidung im „Kampf um Paderborn“, wie man das im Tod Wichards gipfelnde Machtringen dereinst nennen wird, werden die Anhänger der Papstkirche alles Protestantische aus der Stadt an den Paderquellen verdrängen – für Jahrhunderte.

Bis heute ist Paderborn eine Hochburg des Katholizismus, ja, Inbegriff der katholischen Provinz. Damals ist es das Brennglas einer Ära: Denn in Paderborn bündeln sich jene politischen und religiösen Konflikte, die die deutschen Lande um 1600 prägen.

Hier zeigt sich, wie sehr das Ringen um den rechten Glauben stets auch ein Kampf um Macht und

Einfluss ist. Hier offenbaren sich aber auch die Schwächen und Fallstricke des Augsburger Friedensschlusses, der 1555 einen Ausgleich zwischen katholischen und protestantischen Fürsten im Reich schuf, doch neue, gefährliche Spannungen nicht verhindern konnte – vor allem dort, wo Menschen verschiedener Bekenntnisse eng zusammenwohnen oder die Herrschaftsverhältnisse kompliziert sind. Wie in Paderborn.

Stolz erhebt sich die einst unter Karl dem Großen gegründete Stadt zwischen Wiesen, Wäldern und weiten Feldern. Um die 4000 Menschen leben im 16. Jahrhundert innerhalb der Mauern, mehr als in den meisten deutschen Städten. Im beginnenden Spätmittelalter erkämpften sich die Bürger Schritt für Schritt Eigenständigkeit gegenüber ihrem Stadtherrn, dem Bischof, der fortan meist im nahe gelegenen Neuhaus residierte. Viele Einwohner hatten es zu Wohlstand und Selbstbewusstsein gebracht, etwa durch den Handel mit Getreide, Bier oder Vieh. Die weiten Äcker sind vielerorts fruchtbar und Paderborn günstig gelegen: Der in west-östlicher Richtung verlaufende Hellweg, eine der wichtigsten Fernhandelsrouten des Reiches, geht mitten durch den Ort, der vor allem über die nahe Weser gute Verbindungen nach Norden besitzt (und zeitweilig auch Mitglied der Hanse war).

Im Lauf der Jahrhunderte trotzen Paderborns Bürger ihrem Landesherrn immer neue Privilegien ab: das Recht, bestimmte Zölle und Strafgelder einzuziehen, etliche juristische Angelegenheiten selbst zu regeln oder frei von Eingriffen durch den Bischof den Stadtrat zu wählen. In der Bürgerschaft bildet sich allmählich eine relativ kleine Gruppe wohlhabender, angesehener und darum „ratsfähiger“ Familien aus, deren Mitglieder die politischen Entscheidungen fällen und die hohen Ämter besetzen.

Trotz aller Autonomie ist die Stadt aber weiterhin Teil und Hauptort des Hochstifts Paderborn: eines geistlichen Territoriums, in dem die Bischöfe die weltliche Gewalt ausüben. Ihnen bleiben die Paderborner untertan. Jedem neuen Herrscher sind sie die Huldigung schuldig, der dafür allerdings die von seinen Vorgängern erteilten Privilegien bestätigen muss.

ZUM ARSENAL der Gegenreformation gehören dramatische Kunstwerke, etwa Gemälde wie das »Abrahamsopfer« von Johann Liss (um 1624). Die Protestanten dagegen setzen eher auf die Überzeugungskraft des Wortes





Doch nachdem Martin Luther 1517 seine 95 Thesen zur Reform der römischen Kirche veröffentlicht hat, wankt bald auch in Paderborn die alte Ordnung. Denn Luthers Lehre findet in der ganzen Stadt Anhänger: in den eng bebauten Vierteln drunter an den sprudelnden Paderquellen, wo vor allem Handwerker und Tagelöhner leben, genauso wie in den höher gelegenen Quartieren, wo die Häuser der Ratsfamilien stehen.

Aufmerksam verfolgen die Paderborner die Nachrichten, die aus Nachbarterritorien zu ihnen vor dringen. 1526 wird die Landgrafschaft Hessen lutherisch. Und auch in Lippstadt, Lemgo, Herford sympathisieren viele früh mit dem neuen Glauben – Städte, denen der Bischof von Paderborn nicht als weltlicher Herrscher, aber als geistlicher Würdenträger vorsteht.

Als 1532 der amtierende Bischof stirbt, kommt es in Paderborn zum Aufstand reformato risch gesinnter Bürger gegen dessen Nachfolger – sowie gegen den Rat. Doch mit militärischer Macht erzwingt der neue Amtsinhaber seine Huldigung und geht daraufhin umso heftiger gegen den Protestantismus vor. Der neue Glaube ist fortan verboten; selbst die Anstellung von Dienstboten aus lutherischen Gebieten ist streng untersagt.

Aber die Reformation lässt sich nicht mehr auslöschen. In Paderborn wie im ganzen Reich nicht: Mitte des 16. Jahrhunderts sind fast alle Reichsstädte und beinahe der gesamte Norden protestantisch, zudem auch viele Fürstentümer im Süden. Selbst in Bayern und Österreich mit ihren streng katholischen Herrschern neigen viele der neuen Lehre zu.

Nach Jahren erbitterter Kämpfe, gar Kriege um den rechten Glauben sichert der 1555 in Augsburg verabschiedete Religionsfrieden Katholiken wie lutherischen Protestanten das Existenzrecht zu, erlaubt es

DIESE GOTTESMUTTER, umgeben von Heiligen, malt der Künstler Hans Rottenhammer um 1595 auf ein Kupferblech. Die Marienverehrung wird in jener Zeit besonders stark von den Jesuiten gefördert

Fürsten, künftig frei über die Konfession ihrer Untertanen zu bestimmen (siehe Seite 22). Eigentlich ist der Vertrag ein Erfolg: Während Westeuropa in den folgenden Jahren in einer Reihe von Kriegen zwischen den Konfessionen versinkt, herrscht in den deutschen Landen nun tatsächlich Frieden.

Doch das Gesetzeswerk enthält viele Klauseln, die Potenzial für neuen Zwist bergen. Etwa der „geistliche Vorbehalt“: Grundsätzlich müssen geistliche Fürsten ihr Amt – und damit auch die Herrschaft über das Territorium – abtreten, wenn sie zum Luthertum konvertieren. Die Gebiete blieben so zwangsläufig unter katholischer Führung: eine für die protestantische Seite nicht hinnehmbare Regelung. Für evangelische Landadelige und Städte in solchen geistlichen Fürstentümern gelten hingegen Ausnahmen. Ihnen wurde zugestanden, bei ihrer Konfession bleiben zu dürfen – ein Passus, der jedoch nicht Teil des offiziellen Gesetzestextes ist und den die Katholischen nie anerkannt haben.

Ohnehin sehen viele Altkatholiken in den Lutheranern weiterhin Ketzer. Erst recht nach Abschluss des Trienter Reformkonzils. Die vom Papst einberufene Konferenz, die von langen Pausen unterbrochen zwischen 1545 und 1563 tagt, soll die Antwort auf Luthers Forderungen ausarbeiten: die Rückbesinnung

der Kirche auf ihre Ursprünge, auf Bibelstudium, Gebet und Seelsorge, zugleich die Abkehr vom scheinheiligen Ablasshandel, von Protz und Prunk.

Tatsächlich beschließen die Konzilsväter eine tiefgreifende Erneuerung. Allerdings keineswegs, um auf die Protestanten zuzugehen. Sie formulieren scharfe Texte, die Luthers Lehren in zentralen Punkten verwirfen. Verdammten jedes Unterfangen, „die Heilige Schrift nach eigenen Ansichten zu verdrehen“ – und bekräftigen, dass einzig und allein die Papstkirche im Besitz der göttlichen Wahrheit sei.

So kitten die Treffen in Trient die Glaubensspaltung nicht, sondern vertiefen sie. Mehr noch: Der Papst und die Teilnehmer des Konzils setzen eine umfassende Neuordnung der Kirche in Gang – mit dem Ziel, die Ausbreitung des Protestantismus zu stoppen und verlorenen Boden zurückzuerobern. Und so mar-

kiert das Ende der Versammlung zugleich den Beginn einer katholischen Offensive: der Gegenreformation.

Ein einheitliches Handbuch leitet fortan alle Pfarreier der katholischen Christenheit in der Glaubensunterweisung an, die viele Geistliche zuvor nur höchst nachlässig betrieben haben und so die Verbreitung von Luthers Lehren begünstigten. Das von den Protestanten verpönte Beichtwesen, die Heiligenverehrung, die Wallfahrten und Prozessionen werden von Auswüchsen befreit – als Demonstration katholischer Frömmigkeit aber gleichwohl gefördert, nicht selten auch zur Provokation der Andersgläubigen genutzt.

Die Trierer Reformdekrete überbringt den deutschen Bischöfen ein Angehöriger des 1540 anerkannten Jesuitenordens. Die straff organisierte „Gesellschaft Jesu“ wird zum Heer der Gegenreformation, niemand kämpft so unnachgiebig für die neue katholische Lehre wie die Jesuiten. Die Fratres und Patres predigen unermüdlich, verfassen – oft als Antwort auf protestantische Kampfschriften – Bücher, die sie auch gezielt in mehrheitlich evangelischen Gegenden in Umlauf bringen.

Vor allem aber kümmern sie sich mit Rieseneifer um die Ausbildung junger Menschen im Geist des Katholizismus. Quer durch das Reich gründet der Orden ab der Mitte des 16. Jahrhunderts Kollegien. Schon um 1580 werden die Jesuiten europaweit rund 150 Lehrstätten betreiben. Die kostenlose Ausbildung, die neben Theologie die Unterweisung in klassischer Literatur, Philosophie, Mathematik, Astronomie und weiteren Fächern umfasst, aber auch die fortschrittlichen Lehrmethoden locken Schüler aller Schichten an die Jesuitenkollegien, selbst Kinder von Protestantenten.

Die alte Religion bringen die Jesuiten etwa durch Theaterstücke zum Glänzen: Massenspektakel mit Scharen von Schauspielern und

aufwendigem Bühnenbild, die katholische Lehrinhalte transportieren und den Glauben stärken sollen.

Ein Schüler der Jesuiten ist Dietrich von Fürstenberg: Spross eines westfälischen Adelsgeschlechts, ein gottesfürchtiger, gescheiter Knabe. Nach einiger Zeit des Studiums an der Kölner Universität sowie am dortigen Jesuitenkolleg wird er bereits 1564, mit nur 17 Jahren, als Mitglied des Paderborner Domkapitels geführt – des Gremiums der höchsten geistlichen Amtsträger im Bistum, das zugleich der mächtigste Stand des Hochstifts ist. Die Domkapitulare wählen nach dem Tod eines Fürstbischofs dessen Nachfolger und führen oft de facto die Regierung für die häufig abwesenden Bischöfe.

Als Dietrich in das Domkapitel aufgenommen wird, wankt die Macht der katholischen Kirche im Hochstift bereits gehörig. Viele Adelige auf dem Lande und große Teile der Stadtbewohner bekennen sich inzwischen zu Luthers Lehren, auch in Paderborn. Die Protestanten sind hier längst in der Überzahl. Zu Hunderten drängen sie um 1570 in die Marktkirche unweit des Doms, lauschen evangelischen Predigten, nehmen das Abendmahl nach lutherischer Sitte ein.

Und schließlich erfasst der neue Glaube selbst die Spitze des Hochstifts. 1577 bestimmt das noch klar von Katholiken dominierte Paderborner Domkapitel Heinrich von Sachsen-Lauenburg zum neuen Fürstbischof. Der gebärdet sich öffentlich als Protestant, ohne ausdrücklich mit der römischen Kirche zu brechen. Dass die Domherren ihn wählen, folgt vermutlich politischem

VIELTÜRMIG
erhebt sich Paderborn am Rand
der Westfälischen
Bucht. Im Zentrum der Stadt
thront der wuchtige
Dom aus dem
13. Jahrhundert



Kalkül: Heinrich wird vom Kaiser protegiert, und sie wollen wohl einen Konflikt mit dem Reichsoberhaupt vermeiden.

Das Domkapitel, zu dessen Vorsteher Dietrich von Fürstenberg inzwischen aufgestiegen ist, hat sich zwar im Zuge der Wahl von Heinrich die Zusage unterschreiben lassen, den Schutz der „alten wahren katholischen Religion“ zu gewährleisten und „alle abtrennige, unberufene ketzersche Predikanten“ zu vertreiben. Doch der neue Bischof schert sich nicht darum. Im Sommer 1578 reitet er feierlich neben seiner Ehefrau in die Stadt ein.

Der neue Herr von Paderborn lässt es zu, dass in der Stadt gleich mehrere Pfarrer evangelisch predigen. Offiziell erlaubt er das Lutherum aber nicht. Er scheut den offenen Bruch mit dem Domkapitel, in dem das katholische Lager, angeführt durch Dietrich von Fürstenberg, weiterhin die Oberhand hat.

Die Domherren haben da bereits Vorfahrungen getroffen, um eine protestantische Unterwanderung des Gremiums tunlichst zu verhindern. 1580 beschließen sie ein Statut, wonach jedes künftige Kapitelmitglied seine katholische Konfession beeden und zudem nachweisen muss, dass alle Vorfahren seit mindestens vier Generationen ritterbürtig waren. Sprosse protestantischer Familien sind damit faktisch ausgeschlossen. Außerdem besetzen sie wichtige Posten am Dom und in dessen Schule mit Jesuiten.



DREI HASEN,
wahrscheinlich ein
Symbol für die
Dreifaltigkeit, zie-
ren ein Fenster
im Domkreuzgang
– heute gelten sie
als Wahrzeichen
Paderborns

Nur einige Jahre später ist Dietrich von Fürstenberg dann selbst an der Macht: Als Heinrich von Lauenburg im April 1585 unerwartet stirbt, wählt ihn das Domkapitel kurz darauf einstimmig zum neuen Bischof. Er wird in seinem Hochstift eine kompromisslos katholische Agenda verfolgen.

Denn Dietrich ist einer jener hochrangigen Katholiken, die es, im Geiste des Konzils von Trient, nicht hinnehmen wollen, dass ganze Landstriche dem Protestantismus zugefallen sind. Und er zählt zu den Vertretern einer neuen Generation deutscher Fürsten, die in diesen Jahren in etlichen Territorien des Reiches die Macht übernehmen: so selbst- wie machtbewusste junge Männer, die, anders als ihre Vorgänger, die konfessionellen Kämpfe der Vergangenheit nicht miterlebt haben. Der große Kompromiss, der Religionsfrieden von 1555, gerät nun zuschends in Verruf; Schreiber aus allen Lagern fluten das Land mit Flugblättern und Abhandlungen, in denen sie die Gegenseite des Vertragsbruchs bezichtigen, oft auch das Gesetzeswerk in Gänze verwerfen, gar behaupten, dass Kontrakte mit Andersgläubigen keine Geltung hätten.

Die zunehmend unversöhnliche Situation schlägt auch wieder in Gewalt um. Als der Kölner Erzbischof Gebhard Truchsess von Waldburg Ende 1582 zum Protestantismus konvertiert und kurz darauf eine Frau aus evangelischem Haus heiratet, seinen Rücktritt jedoch verweigert, marschieren bayerische und spanische Truppen im Erzstift ein und verhelfen einem katholischen Nachfolger auf den Bischofsstuhl. Gebhard wehrt sich – letztlich erfolglos – gegen seine Vertreibung: Noch jahrelang tobt der „Truchsessische Krieg“ am Rhein



und im Herzogtum Westfalen, erst 1590 wird der letzte Widerstand niedergeschlagen.

Dietrich schreitet derweil im Hochstift Paderborn zur Tat. Bereits kurz vor seiner Wahl ist die Domschule vollends in die Hände der Jesuiten übergegangen. Und in einer seiner ersten Amtshandlungen führt er den neuen Kalender Papst Gregors XIII. ein. Der soll das bislang nach dem Julianischen Kalender bemessene Jahr wieder mit dem tatsächlichen Sonnenjahr harmonisieren, das sich mittlerweile um zehn Tage verschoben hat. Doch die 1582 erlassene Kalenderreform ist auch Ausdruck des allumfassenden Führungsanspruchs der römischen Kirche – und für Männer wie Dietrich womöglich gar: Symbol einer Zeitenwende. (Die meisten protestantischen Länder im Reich werden bis 1700 am alten Kalender festhalten.)

Der Fürstbischof wird aber nicht allein von der Sorge um das Seelenheil seiner Untertanen angetrieben. Er will auch die Macht des Landesherrn im Hochstift vergrößern, die Verwaltung straffen und dafür die Sonderrechte der Stände beschneiden – zumal die der nach Autonomie strebenden Domstadt.

Hinter Paderborns Mauern geht der inzwischen durch und durch protestantische Rat seinerseits auf Konfrontation: 1586 spricht er Männer, die keine eheliche Geburt nachweisen können, die Ratsfähigkeit ab – um „Pfaffenkinder“, also Söhne der Domkapitulare und anderer katholischer Geistlicher, von der Stadt Führung fernzuhalten. Bekennende Katholiken müssen mit Nachteilen im Alltag und dem Ausschluss von Ämtern rechnen. Ein Bürgermeister zeigt sich angeblich sogar demonstrativ bei Andachten der Jesuiten im Dom, um die Besucher zu ängstigen.

Doch Dietrich kann für seine Zwecke Spannungen ausnutzen, die sich zunehmend in der Stadt auftun. Ein Riss verläuft vor allem zwischen der bürgerlichen Mittelschicht und der elitären Gruppe ratsfähiger Familien, die sich selbst gegenüber anderen einkommensstarken Bewohnern abgrenzen. So besitzen sie etwa das Anrecht auf üppigere Feste: Während Ratsfamilien mit über 100 Gästen bis tief in die Nacht Hochzeit feiern dürfen, sind „namhafte, vermögende und begüterte“ Bürger,

die aber nicht zur Ratsclique zählen, nur zu 60 berechtigt, sind Handwerkern gar nur 40 Gäste gestattet.

1586 erlässt der Magistrat gegen einen etwa 35-jährigen Mann namens Liborius Wichard eine harte Strafe: Der nach dem Stadtheiligen benannte Sohn gut situerter Paderborner, ein als streitsüchtig bekannter Protestant, hat einen anderen Bürger als „Bösewicht“ beschimpft und wird dafür aus der Stadt verbannt. (Wichard zieht ins nahe Scherfede, dann nach Warburg, wo er Geld und weitere Zwistigkeiten anhäuft.)

Der Fürstbischof nimmt den Vorfall und die daraus folgenden juristischen Verstrickungen, die sogar das Reichskammergericht beschäftigen werden, zum Anlass, um dem Autonomiebestreben der Stadt entgegenzutreten: Er klagt seinerseits vor der höchsten Instanz der Reichsjustiz – mit dem Ziel, die Rechtsprivilegien, die der Rat zu besitzen behauptet, für ungültig erklären zu lassen.

Doch der Prozess schlepppt sich hin; wohl auch, weil das konfessionell in etwa ausgewogen besetzte Gericht angesichts der neuen Spannungen zwischen Katholiken und Protestanten zunehmend lahmgelegt ist. Ungelöste Streitfälle häufen sich.

Der Machtkampf zwischen der Stadt und Bischof Dietrich aber findet andere Wege. Als die Ratsherren 1593 den um die Kathedrale gelegenen und

städtischer Hoheit entzogenen Bereich verletzen, dort die Häuser einiger Domkapitulare durchsuchen und angebliche Straftäter festnehmen, lässt der Fürstbischof die Stadt abriegeln: Kein Fass Bier, kein Karren Getreide gelangt mehr hinein oder hinaus. Das trifft vor allem die ärmeren Schichten, die nun darben, während sich die Oberschicht aus vollen Speisekammern bedienen kann.

Die Blockade währt nicht lang, verschärft aber die Spannungen: In Paderborn befällt immer mehr Bürger der Unmut über das Gebaren und den verschwenderischen Lebensstil der Ratsfamilien.

Versuche des Bischofs, die Stadt Führung noch weiter unter Druck zu setzen, bleiben zunächst erfolglos. Anfang 1601 verfügt Dietrich daher eine erneute Abriegelung. Unter den Paderbornern gärt der Groll – wieder vor allem gegen die Ratsclique, deren Mitglieder aus

PANIK GEHT UM IN PADERBORN

der Not noch Profit schlagen: Ihr gelagertes Brennholz verkaufen sie, im eisigen Winter, zu Wucherpreisen.

Inzwischen ist auch Liborius Wichard aus dem Exil heimgekehrt. Er zürnt den Ratsherren wohl ebenso wie die leidenden Bürger – und organisiert nun den Protest, vor allem unter den durch die Stadtsperre besonders betroffenen Handwerkern.

Doch Dietrich bleibt hart: Selbst als der Rat nach Monaten auf wesentliche Gerichtsprivilegien verzichtet, gibt der Bischof die Stadt nicht frei. Erst im September hebt er die Blockade auf, gestattet den Paderborner nun gar großmütig partielle Religionsfreiheit – allerdings nur, um zu verhindern, dass Bevölkerung und Rat im Kampf für ihre gemeinsame protestantische Konfession noch einmal zusammenfinden.

Die Tage des Rats aber sind gezählt. Als er im Februar 1602 der Bürgerschaft nur unvollständige Rechenschaft über durch Korruption verschwundene Gelder ablegt, erheben sich die Paderborner gegen ihre Regierung. Wichard, Rädeführer des Aufstands, lässt die Ratsherren drei Tage und Nächte im Rathaus festsetzen. Der alte Rat wird – angestoßen durch Wichard – einige Zeit später vor einem bischöflichen Gericht angeklagt und damit politisch ausgeschaltet. Dietrich, dem eine Art Schiedsrichterrolle zugefallen ist, versucht anschließend, die Wahl eines neuen Rats zugunsten der katholischen Minderheit in der Stadt zu beeinflussen. Tatsächlich gewählt wird Anfang 1603 jedoch ein „Rat der Namenlosen“: Männer, die politisch bislang nicht aufgefallen waren – hinter denen als Drahtzieher Liborius Wichard steht. So trachtet der Fürstbischof in der Folge danach, auch diesen kaltzustellen.

Vergebens. Am 10. Januar 1604 wird Wichard gar zum Bürgermeister gewählt. Gleich am folgenden Sonntag besuchen die neuen Ratsherren einen evangelischen Gottesdienst in der Marktkirche – auch als Kampfansage an den Bischof.

Wichard will, gestützt auf den Protestantismus als alleinige Konfession, die Autonomie der Stadt erzwingen, wenn nötig im Krieg. Regelmäßig ziehen in den folgenden Wochen Wachen mit Trommlern und Pfeifern auf, werden die Bewohner zu militärischen Übungen zusammengerufen. Selbst die Domkapitu-



HIMMLISCHES LICHT lässt die »Die Verherrlichung des Kreuzes« erstrahlen, die Adam Elsheimer um 1604 vollendet.

Der gebürtige Frankfurter lebt und arbeitet um diese Zeit fern seiner Heimat – in Rom, der Stadt der Päpste

lare, die Jesuiten samt ihrer Zöglinge und alle anderen Geistlichen müssen unter Gewaltandrohung auf dem Marktplatz antreten, wo sie ihre Stellung auf der Stadtmauer zugewiesen bekommen.

Wagenladungen von neuen Hellebarden und Musketen lässt Wichard herbeikarren. Außerdem Holz zum Verstärken der Stadtbefestigung, darunter auch solches, das der Bürgermeister provokativ in einem Wald des Bischofs und des Domkapitels hat fällen lassen. Zu allem lässt er verkünden, dass die Gerichtsbarkeit über Paderborns Bürger einzig und allein bei der Stadt liege – und zur Demonstration einen Tagelöhner wegen Diebstahls zum Tode verurteilen und aufhängen. Dabei darf von alters her nur der Landesfürst Todesstrafen aussprechen. Und der weiß nur zu gut, wie der Affront gemeint ist, bereitet bereits seine Antwort vor.

Frühjahr 1604: Panik geht um in Paderborn. Boten berichten, der katholische Graf von Rietberg ziehe in Dietrichs Auftrag mit Truppen gegen die Stadt. Wichard erwirkt hastig einen Ermächtigungsbeschluss, der ihm für Bündnisse zur Verteidigung der Stadt freie Hand gibt, und schickt einen Vertrauten los, um

beim protestantischen Landgrafen von Hessen-Kassel militärische Unterstützung zu erbitten.

In Paderborn regt sich aber bereits heftiger Protest gegen die von Wichard heraufbeschworene Eskalation, kommt es am 23. April vor dem Rathaus fast zu einem gewaltsamen Tumult. Dann einigen sich der Bürgermeister und seine Gegner darauf, eine Delegation zum Bischof nach Neuhaus zu schicken.

Doch zu spät. Noch in der Nacht reißt ein ohrenbetäubender Knall die Paderborner aus dem Schlaf: Die Truppen des Grafen von Rietberg haben die Stadt erreicht und versuchen, das Westerntor zu sprengen. Die Verteidiger halten dagegen, können den Angriff abwehren. Dann erscheint ein Trompeter vor den Mauern: Dietrichs Bote wird eingelassen und fordert die Stadt auf, sich zu ergeben.

Wichard sinnt auf Gegenwehr – ist aber wohl schon nicht mehr Herr der Lage. Wiederum macht sich eine Gesandtschaft, darunter einige Vertreter der aktuellen Stadtführung wie auch ehemalige Ratsleute, nach Neuhaus auf, um mit dem Fürstbischof zu verhandeln. Der sagt zu, die Bürger zu verschonen, so sie denn seinen Truppen die Tore öffnen und die An-

DER BISCHOF
residiert ein paar Kilometer außerhalb der Stadt.
Dietrich von Fürstenberg lässt sein Wasserschloss in Neuhaus aufwendig erweitern



LITERATURTIPPS

führer der Rebellion – allen voran Liborius Wichard – sich ihm unterwerfen.

Tags darauf nehmen seine eigenen Leute den Bürgermeister im Rathaus gefangen. Wichard leistet Gegenwehr, erkennt aber wohl schnell, dass er keine Chance hat. Am Pranger auf dem Markt, an den er nach dem Einzug der bischöflichen Truppen geschlossen wird, lässt er Tritte und Spott über sich ergehen, dann wird er in einen Kerker gesperrt. Dort unterzieht man Wichard, wie es üblich ist, der Folter – auch wenn er die ihm vorgeworfenen Taten vermutlich ohnehin nicht leugnet.

Am 30. April 1604 entscheidet das Gericht wegen Hoch- und Landesverrats auf Tod durch Verteilung noch am selben Tag. Der Verurteilte bittet um Beistand. Da sich der protestantische Marktkirchen-Pfarrer schon davongemacht hat, ist in seinen letzten Stunden ein Jesuit bei Wichard und nimmt ihm die Beichte ab.

Auf dem Weg zum Schafott kniet Wichard nieder. Und bekennt sich vor aller Augen und Ohren zum alten Glauben. Laut spricht er das Mariengebet, wie es nur die Katholiken tun. Dann tut der Henker seine Arbeit.

Bald nach der Hinrichtung des Bürgermeisters beginnt der Fürstbischof, kompromisslos seinen Machtanspruch in Paderborn durchzusetzen. Er entzieht der Stadt alle wichtigen Privilegien und macht aus einem selbstverwalteten Gemeinwesen einen von fürstlichen Beamten dirigierten Untertanenort.

Drei Jahre später greift auch der Kaiser hart gegen eine dem Luthertum zuneigende Stadt durch. Weil Protestanten in der Reichsstadt Donauwörth gewaltsam eine Prozession der katholischen Minderheit behindert haben, verhängt Rudolf II. die Reichsacht über die Gemeinde. Die Ausführung der Strafe überlässt er Herzog Maximilian von Bayern.

Die bayerischen Truppen nehmen 1607 Donauwörth ein; Maximilian fügt die Stadt de facto seinem Herrschaftsbereich hinzu, die Pfarrkirche übergibt er

»Paderborn – Geschichte der Stadt in ihrer Region«

Detaillierte Gesamtdarstellung in drei Bänden (Schöningh).

HORST RABE

»Reich und Glaubens-

spaltung – Deutschland

1500–1600«

Standardwerk zur Epoche

(C. H. Beck).

den Jesuiten. Vergeblich protestieren die evangelischen Fürsten gegen das rüde und rechtlich fragwürdige Vorgehen.

Einige protestantische Herrscher schließen sich 1608 in der „Union“ zusammen. Die Katholiken antworten im Jahr darauf mit der Gründung eines eigenen Kampfbündnisses: der „Liga“. Von nun an belauern sich die Konfessionen mit zwei Militärblöcken: Die Zeichen stehen auf Krieg.

In Paderborn schafft der katholische Landesherr derweil eine neue Wirklichkeit – und einen Triumph der Gegenreformation. Schon 1605 eröffnet das neu erbaute Jesuitenkolleg, 1616 eine von Jesuiten geführte Universität. Fast alle Pfarrstellen werden nun mit katholischen, auf die Reformbeschlüsse eingeschworenen Geistlichen besetzt. Nach und nach schränkt Dietrich die Lebensbedingungen der Protestanten immer mehr ein – die meisten konvertieren schließlich zum Katholizismus oder wandern aus. Die einst von den Protestanten genutzte Marktkirche hingegen verfällt und wird im 18. Jahrhundert abgerissen – woraufhin der Name auf ein prächtiges Gotteshaus übergeht, das sich die Jesuiten unweit des Rathauses haben errichten lassen. Erst 1802 wird wieder offiziell ein protestantischer Gottesdienst in Paderborn stattfinden.

Auch Liborius Wichard gerät fast in Vergessenheit – bis Historiker im 19. Jahrhundert ihn zum Widerstandskämpfer gegen die Tyrannie romhöherer Katholiken stilisieren. Später missbrauchen Nationalsozialisten ihn als Figur des vermeintlich unbeugsamen Deutschen. Heute erinnert in Paderborn lediglich ein Straßenname an ihn.

Bischof Dietrich von Fürstenberg dagegen, der 1618 wenige Monate nach Beginn des Dreißigjährigen Krieges stirbt, ist kniend in seinem monumentalen Grabmal im Dom zu sehen.

Er habe, schreibt einmal jemand, die Kirche im Hochstift wieder auferstehen lassen. ☈



Lesen Sie auch »Jesuitenorden:

Die Krieger des Herrn«

(aus GEOEPOCHE Nr. 39)

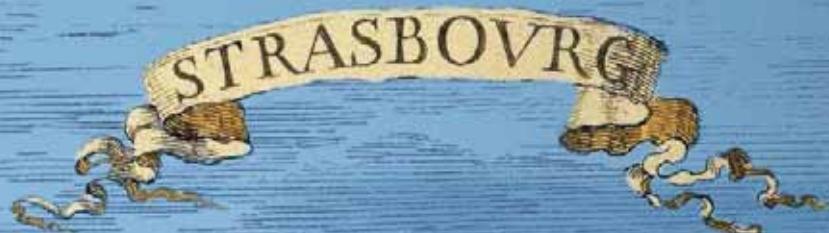
über Roms Waffe gegen die Reformation auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Im Jahr 1604 erreicht im Westfälischen ein Machtkampf seinen grausamen Höhepunkt, der für die wachsende Polarisierung in den Jahren der Gegenreformation steht: das Ringen zwischen der freiheitsgewohnten Stadt Paderborn und dem katholischen Fürstbischof als Landesherrn, das mit der Hinrichtung des protestantischen Bürgermeisters Liborius Wichard endet.

Eine REVOLUTION zum LESEN

Eine epochale Entwicklung geht mit dem Ausbau des Postnetzes in den deutschen Landen einher: Immer schneller gelangen Nachrichten nun von Ort zu Ort. Der Straßburger Drucker Johann Carolus weiß dies zu nutzen – und begründet 1605 die erste Zeitung der Welt



TEXT: Peter-Matthias Gaede

WOHLHABEND
und günstig an
Verkehrsrouten
gelegen ist
Straßburg um
1600: ideal für
Produktion und
Vertrieb eines
Nachrichten-
blattes



Zeyttung vider Lauten Gänssen vnd Endten Krieg/Streit

oder Lufft schlachten/ So sich bey Wihisch auff der Krabattischen Gränz / den III. Vnnd
4. Decembirs / das verschunnen 87 Jar/ Vondsen bayden Gefügeln verlauffen vnd zu getragen hat.



Si ist glaubwürdig auf der Gränz hieher geschriften worden/ wie das im Kurzuer schiener fagen/
In Erzherzogs Gaels von Österreich/Erdlanden bey Wihisch/auff der Krabattischen Gränz/ain grosse Summa
Oder mänge von wilden Gänssen und Endten bey Wihisch/auff der Krabattischen Gränz/ain grossa Summa
sich inn die Lufft begeben/ond mit solcher vngestümme wider einander angefangen zu streiten/und zu empsten/das so den Himmel versperrt/schier die Sonne bedecket hatt/ und nach großer Müdesaud so haufen Weiß vnd Tod herab gefallen auff das Erdreich/und in das Wasser/also das die Fischer in den
Wasser flussin ganze Schaffau/ und das Landvölk Rären vnd Wagen vol aussgeschüttet/ Dinnret gefüret/ und solches Gefüglein Gefallen in
den Rauch gehenden/Darauf lange leipt werden zuseen haben/ Was nun disseßame gesdicht/ du bedeuten hatt/ oder mit sich diungen wirdt/ das wärt
niemand besser dann der lieke Gott/ der nöle uns allen ain güt freidlich vnd freuden reichen Jar verlephen/ Dann es ist das wunder Jar/ Daraon vor lang
er iest vil gesagt vnd geschrieben ist/ vnd man wird zelen gg das/ das Jar das ich betrachte geh/ in dem die Welt nicht vnter/ so geschehen doch gross
vnd Selkame wunder.

Auf ainem anderen schreyben auf Wihisch/vom 3. vnd 4. Decembirs/Anno 87. Jar.

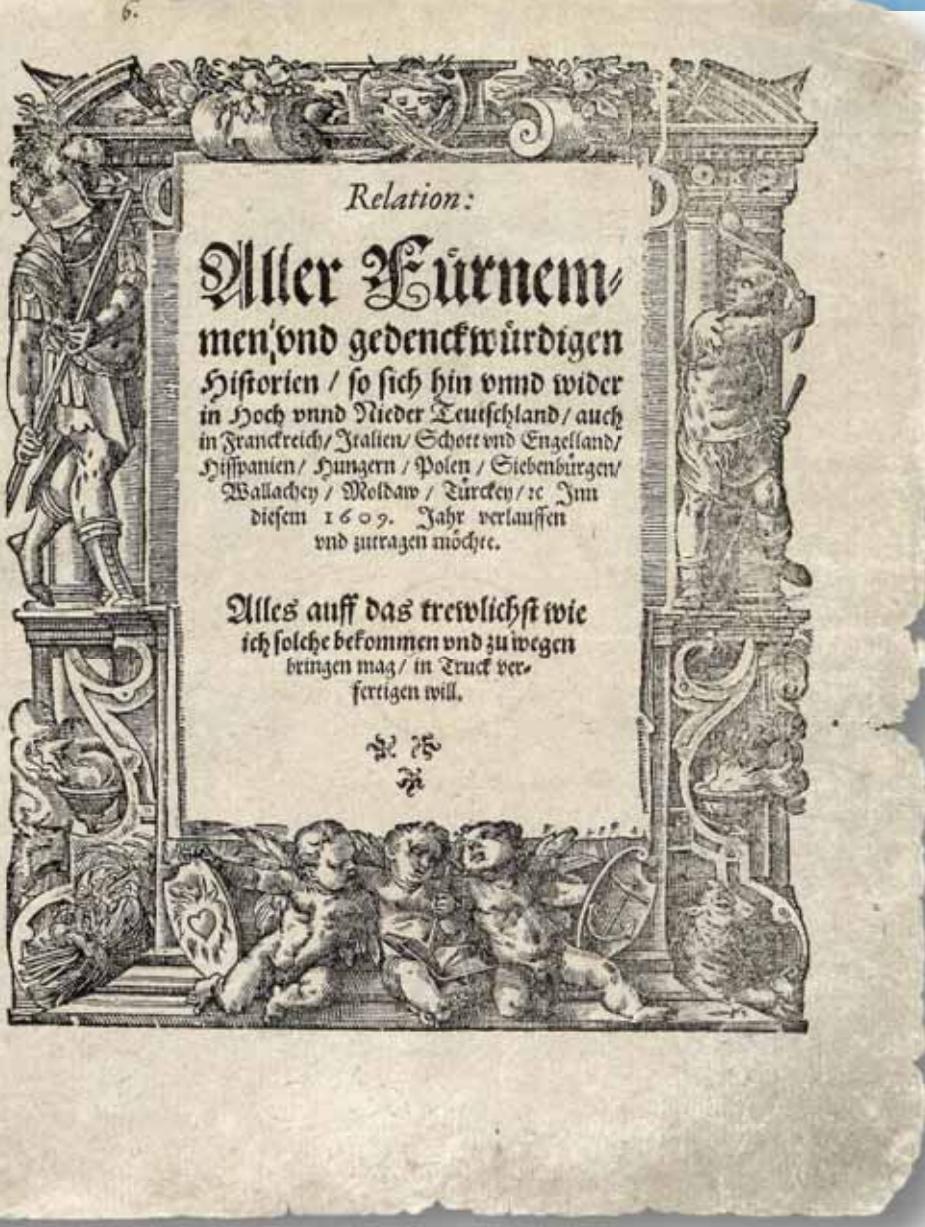
Den 3. vnd 4. tag Decembirs desse ablauffendes Jars/ ist ain unzählige Summa Endten und wilder Gänß hieher kommen/vel-
liche allenthalben/das Wasser und Lachen vollstet/dermässig es unglaublich/die haben in der sinsternacht vnder ainander selbs so ain groß ge-
schätz/ und Lehmen gemacht/ und in den Läfften am Schlach gehalten/ Und mit den Schachten so stark auss einander geschlossen/ das deren vil
Hundert zerlossen und verwundet auff die Erden herab gefallen/ das manicher hie selbsten 2. 3. 4. 5. 00. vnd etliche in die Tausende/ Ja ganze Schaffau/
Rären vnd Wagen vol auss gefluchtet/ des andern Tag ist vil Volksgroß und Klein hinaus gelassen/Tausen vnd Stückel hinein geschlapft/ und
werden noch vil hundert enthalten/ so in derselben gegend und Dorffer liggen. Den dritten tag sind die noch Über bliben/ Lebendig alle wiederumb Verstogen
Welches ain unerhörte Sachen ist/ was nun dieser Endten und Gänkkrieg/ und vider sie streith vnd Schlach in der Lufft bedeut/ das wärt der lieke Gott am
besten/ Alhie ist Es jederman verwunderlich/ Es hatt auch manicher allhic vilhundret/ Ja in die Tausende Endten und Gänß in den Rauch aussgehencket und
Ein gesalzen/ ENDE.

Frank Herman/Hauptman daselbst/et.

Gedruckt zu Nürnberg/bey Georg Lanng Formschneider In der Judengassen.

Anno 1588. Jar.

EINEN KRIEG zwischen Gänsen und Enten hat
diese 1588 in Nürnberg veröffentlichte »Zeyttung«
zum Thema. Einblattdrucke wie dieser gelten
als Vorläufer der mehrseitigen und vor allem
regelmäßig erscheinenden Zeitung



DIE IDEE von Johann Carolus: Nachrichten sammeln, drucken und zu einem festen Termin in der Woche an die Leserschaft verkaufen (Titelblatt der »Relation«, Januar 1609)

des Ehepaars – Anna Frölich wird ihm zehn Kinder gebären – auch beruflich zu erhöhen.

Neben dem Verlegen von Büchern, darunter religiöse und historische Werke, Dichtung und satirische Schriften, auch Bände zur Astronomie, zur Zoologie oder Büchsenmacherei, versucht er sich noch in einer zweiten Profession: Er lässt von auswärts eintreffende Nachrichten handschriftlich vervielfältigen, um sie gegen eine „Ergötzlichkeit“, eine Vergütung, an „ettliche Herren“ der Straßburger Gesellschaft zu verteilen, vielleicht ein Dutzend Größen der Stadtpolitik, gelehrte Köpfe, reiche Kaufleute.

Nur: Es ist die Profession der „Novellanten“, auch „Avisenschreiber“ oder „Zeitung“ genannt, die es in ihren allerersten Ursprüngen so bereits seit einem Jahrhundert gibt. Und sie ist mühsam, zeitaufwendig. „Dieweil es mit dem Abschreiben langsam zugangen“ ist, wie Carolus beklagt, kommt ihm eine Idee, die für ihn womöglich nur einen kleinen Schritt bedeutet. Aber aus Sicht der Nachwelt nicht weniger ist als eine Revolution: Am Platz bei der Sankt-Thomas-Kirche zu Straßburg erscheint wohl im September des Jahres die erste gedruckte Zeitung der Welt.

„Relation“ nennt sie ihr Schöpfer Carolus, aus dem lateinischen Wort *referre*, „wiedergeben, berichten“, abgeleitet. Und wenn sie 1605 bereits erfüllt, was 1609 in ihr zu lesen sein wird (dem Jahr, aus dem erste Exemplare von ihr erhalten sind), so widmet sie sich „aller fürnemmen und gedenk würdigen Historien“, die sich aus „Hoch unnd Nieder Teutschland“ berichten lassen, aber auch aus „Franckreich / Italien / Schott und Engelland“, aus „Hispanien“ bis hin zur „Türcky“. Die „Relation“ erscheint wöchentlich mit einem

E

Er, Johann Carolus, nicht älter als 30, Sohn eines protestantischen Pfarrers, hat schon viel erreicht, als das Jahr 1605 anbricht. Seine Heirat mit der Straßburgerin Anna Frölich, sechs Jahre zuvor, hat ihm die Bürgerrechte in der 25 000-Einwohner-Stadt eingebracht. Damit gehört er zur etwa 4000-köpfigen Elite, die unter anderem über das aktive und passive Wahlrecht für den Rat verfügt. Und seit dem 21. Juli 1604

ist der gelernte Buchbinder Besitzer einer Druckerei. Drei Druckerpressen gehören ihm nun, ein Schriftenvorrat an beweglichen Lettern im Gesamtgewicht von 34 Zentnern, dazu 60 Ballen Papier mit je 5000 Bogen sowie bereits gedruckte Bücher im Umfang von ganzen 130 Ballen Papier.

Allerdings hat Carolus dafür einen Kredit aufnehmen müssen. Zehn Jahre Laufzeit bei fünfprozentiger Verzinsung. Und er ist nicht der einzige Druckereibesitzer in der elsässischen Metropole, die ihrer Nähe zum Rhein die Prosperität und Liberalität einer Handelsstadt verdankt. Carolus muss sich anstrengen, die Produktivität

Umfang von vier, manchmal sechs Seiten. Etwa 1750 Wörter umfasst eine Ausgabe, die nun mithilfe von Setzkasten und Druckerpresse beliebig oft vervielfältigt werden können.

Es ist ein stiller Übergang in eine neue Epoche – aber er markiert die Geburtsstunde des ältesten Massenmediums der Neuzeit. Markiert jenen Wendepunkt, an dem sich in der Zeitung vier Eigenschaften vereinen, die zu Bausteinen einer modernen politischen Öffentlichkeit werden: Periodizität, also verlässlicher, dauerhafter Nachschub an Informationen. Publizität, also generelle Verfügbarkeit für das gesamte lese- (und zahlungs-)fähige Publikum. Aktualität, was die Zeitung vom Buch unterscheidet. Und Universalität, also prinzipiell unbegrenzte inhaltliche Vielfalt. Voraussetzung für all das ist ein entwickeltes Nachrichtennetz.

Besonders sie, die immer engmaschigeren Wege des Informationstransfers, sind der Motor für das, was Johann Carolus, „bey der Nacht eylendt ge-

fertigt“, seinem „großgünstigen Leser“ offerieren kann: Neuigkeiten aus Prag und Wien etwa, Köln und Antwerpen, Venedig und Rom. Und damit viel mehr, als rund anderthalb Jahrhunderte zuvor die Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg ermöglicht hat. Bücher haben das gesammelte Wissen der Vergangenheit zum Inhalt, die vermeintlich feststehenden Lehren der Religion und der Philosophie. Zeitungen aber die Gegenwart; aus ihr abgeleitet womöglich auch die Zukunft.

Auf dem Rücken der Pferde nimmt diese Veränderung Geschwindigkeit auf. Genauer: mit der Post –

SETZER UND DRUCKER arbeiten in einer Werkstatt zusammen (Stich, um 1600). Ähnlich entsteht auch Carolus' stilbildende Zeitung, die selbst in Fragen der Konfession streng neutral bleibt

und mit dem Datum 1490. In diesem Jahr wird eine kaiserlich-habsburgische Stafettenpost durch Angehörige des lombardischen Geschlechts de Tassis (eingedeutscht Taxis, später die Fürsten von Thurn und Taxis) in Diensten von Kaiser Maximilian I. eingerichtet, zwischen Mechelen bei Brüssel und Antwerpen im Norden und Innsbruck im Süden, von wo Verbindungen nach Venedig und Rom bestehen.

Die Route führt über Augsburg und auch über das von Straßburg knapp 100 Kilometer entfernte Rheinhäusen, was später zum Vorteil von Johann Carolus werden soll. Wichtig aber ist vor allem, was auf ihr und den immer enger vernetzten Zulieferstrecken geschieht: Rationalisierung durch die Portionierung des Raumes. So wie sich die Nachrichtenschreiber an den Ausgangsorten professionalisieren werden, Neuigkeiten nicht mehr nur im elitären Herrendienst für einzelne Auftraggeber verfassen, sondern sie systematisch sammeln, so wird den





EIN POSTREITER bläst in sein Horn. Die Männer, die seit 1490 im Dienst des Kaisers unterwegs sind, müssen ein Mindesttempo erreichen und sogar Stundenzettel darüber führen

„Erbärmliche“ oder „Erschreckliche“ Zeitung, wobei der Begriff noch nicht eine regelmäßig erscheinende Publikation meint, sondern die einzelne „Nachricht“ oder „Neugkeit“.

Hingegen mangelt es den seriösen Medien des ausgehenden 16. Jahrhunderts an der erwünschten Aktualität. Ein Schritt, diesem Manko entgegenzutreten, sind da jene „Messrelationen“, deren erste anlässlich der Frankfurter Herbstmesse von dem gelehrten Schriftsteller Michael von Aitzing 1583 unter dem Namen „Relatio Historica“ herausgegeben wird: eine bald darauf halbjährlich erscheinende Dokumentensammlung zu reichspolitischen Konflikten. Die Publikationsform hat großen Erfolg, wird von etlichen Autoren und Verlegern aufgegriffen. Zwar kommt sie dem aktuellen Geschehen schon recht nah, ist aber noch eher Buch als Zeitung. Und mitunter, wie ein Verfasser solcher Messrelationen die Werke der Konkurrenten beschimpft, doch „auf den Gassen mit dem Besen zusammengeraspelt und -gekehrt“.

Vor allem aber: Auch die Halbjahreskompendien erfüllen nicht, was dann erst den Reiz der Zeitungen ausmachen wird. Die erst werden die Neugier eines Publikums in schneller Taktung befriedigen können. Zumal in einer Zeit rasch wechselnder Konflikte; vom Hin und Her im Krieg osmanischer und habsburgischer Truppen in Ungarn und auf dem Balkan bis zum glimmenden Feuer zwischen protestantischen und katholischen Reichsständen im territorial parzellierten Zentraleuropa, das 1618 zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges führen wird. Augsburg ist gemischtkonfessionell, Frankfurt vorwiegend protestantisch, Köln katholisch. Per Post aber gelangen Neuigkeiten aus allen Regionen in sämtliche große Städte. Von

Postreitern ein strenges Reglement vorgegeben. Sie haben Stundenzettel zu führen, sie haben ein vorgegebenes Tempo zu halten, ungefähr eine deutsche Meile pro Stunde zu absolvieren, mithin rund 7,5 Kilometer. Sie haben sich ihre Fracht am nächsten Posten – italienisch mit dem Wort *posta* bezeichnet, dem Namensgeber der Post – quittieren zu lassen. Ein Galgensymbol auf den Stundenzetteln droht ihnen andernfalls Strafe an.

„Cito Cito Cito Cito volande di et nocte senza perdere tempo“ ist auf einem Poststundenzettel des Mailänder Kuriermeisters Tomaso Brascha vom 6. Februar 1495 zu lesen, um ein Uhr nachts für einen Reiter nach Innsbruck ausgegeben. „Schnell schnell schnell schnell fliegend bei Tag und Nacht, ohne Zeit zu verlieren.“ Und bei Tag und Nacht reiten sie, auch wenn es noch kaum gute Straßen gibt.

Bei den in regelmäßigen Abständen eingerichteten Stationen wechseln die Boten ihr Pferd oder übergeben die beförderten Briefe und Dokumente an ausgeschlafene Kuriere. Ohne Rastzeiten reist die Fracht so immer weiter, 180 Kilometer in 24 Stunden oftmals, zumindest im Sommer. Durch den Ausbau eines Postensystems verkürzt sich die Transportdauer etwa auf der Strecke Hamburg–Augsburg von rund 30 Tagen um 1500 herum auf elf im Jahr 1615.

Dabei ist das Tempodiktat keine Marotte ehrgeiziger Postmeister. Sonder trifft auf die Begehrlichkeit eines wachsenden Publikums. Die Höfe im Reich, die Diplomaten, die gelehrte Elite in den Klöstern haben sich auch zuvor schon mit Korrespondenzen versorgen lassen. Nun aber ist es zunehmend auch der Stadt- und Landadel, sind es Beamte, Domherren und Professoren, sind es die Handelsherren und Großkaufleute, die etwa über Wechselkurse informiert sein wollen, mehr noch über Kriege, Erbstreitfälle, einen Staatsbankrott in Spanien oder auch Naturereignisse, die Auswirkungen auf ihre Belange haben könnten. Sie wollen nicht nur wissen, sie wollen Entscheidungshilfen.

Von den im 16. Jahrhundert blühenden „Neuen Zeitungen“, die etwa von Botengängern zu Fuß verbreitet werden, von Bänkelsängern vorgetragen, von Bauchladenverkäufern auf Märkten angeboten, hat diese Klientel wenig. Es sind Einblattdrucke oder wenige Seiten umfassende Heftchen, gefüllt mit Geschichten über wilde Tiere, schreckliche Morde, Missgeburten und Wunder, über Kometen, die „Pestilenz Seuch und großen Neid, Erdbeben und eines Fürsten End“ mit sich bringen; eine Art Boulevardmedium, abgestellt auf die Gier nach Sensationen. „Warhaftige Neue Zeitung“ nennen sie sich. Oder auch

Konstanz bis Königsberg, von Salzburg bis Riga. Post überwindet Glaubensfeier und Grenzen aller Art, macht die Welt kleiner. Mithilfe besserer Karten. Mit Tempo. Mit immer mehr Verteilerstationen. Es ist ein steter Prozess, der völlig unabhängig von allen sonstigen Geschehnissen verläuft, unabhängig von Krieg, Pest, Hungerkrisen, unabhängig vom Umfang des Handelsvolumens oder Schwankungen in der Bevölkerungszahl. Das Wachstum im Handel mit der Ware Nachricht ist nicht mehr aufzuhalten. Was Rinnsal war, wird Flut. So unumkehrbar wie später die Industrielle Revolution.

Der Druckereibesitzer Johann Carolus ist zur richtigen Zeit am richtigen Ort. An der zentralen mitteleuropäischen Postroute begegnen sich jeden Freitag in Rheinhausen die Reiter jener Stafetten, die zwei Tage zuvor gleichzeitig in Brüssel und Augsburg ihren Kurs aufgenommen haben. Zugleich kann Carolus auf eine Verbindung nach Frankfurt am Main setzen, um noch schneller an Nachrichten aus Köln und damit auch aus den Niederlanden, Norddeutschland, England und Frankreich zu kommen.

Am späten Mittwoch treffen sie bei ihm in Straßburg ein, bald darauf stehen sie in seiner „Relation“. Es ist eine schmucklose Zeitung mit raumsparender Schrifttype, einer durchschnittlichen Zeilenlänge von 90 Zeichen, ohne typografische Kunstgriffe, ohne Schlagzeilen, zumeist ohne Absätze in den einzelnen Berichten gedruckt. Nur einmal im Jahr, jeweils zu Jahresbeginn, stellt ihr Carolus ein Schmucktitelblatt sowie eine persönliche Ansprache und Glückwünsche an seine Leserschaft voran.

IN HOLSTEIN soll dieser »abscheuliche« Fisch angeblich gefangen worden sein. Den Erfolg der Zeitung indes machen vor allem politische Neuigkeiten aus (Einblattdruck, 1599)

Aber nicht die Gestaltung ist die Sensation, sondern das, wovon die maßgeblichen Personen des Straßburger Stadtlebens (und zunehmend auch Kunden in anderen Orten) erfahren können, seit ihnen die „Relation“, wie Jahrhunderte später einmal über die Segnungen der Presse geschrieben werden wird, „die Goldbarren des Wissens in gangbare Scheidemünzen“ umprägt.

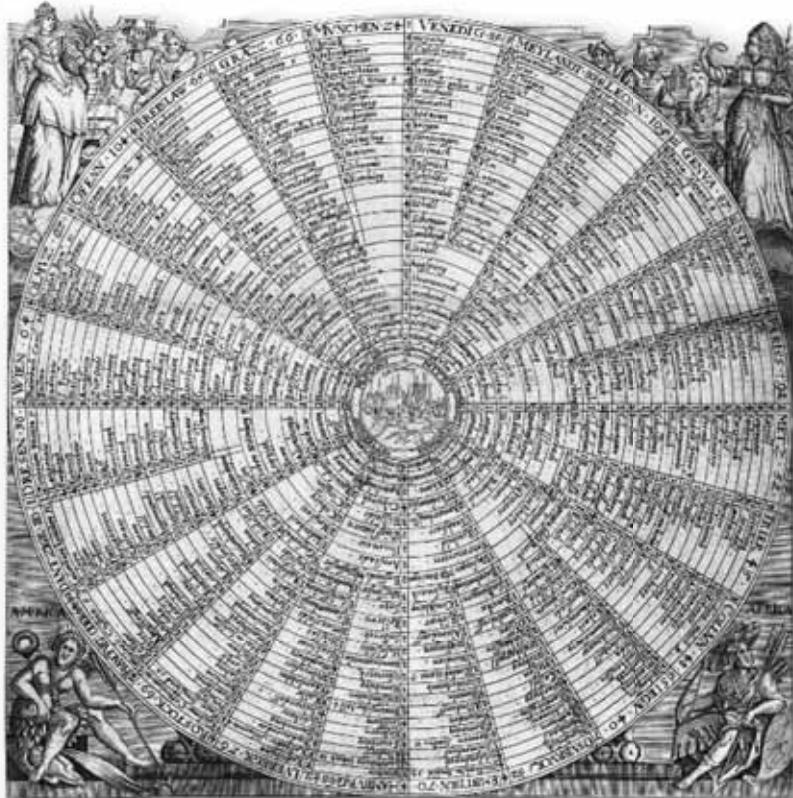
Nur, und das ist für das beginnende 17. Jahrhundert tatsächlich aufregend zu nennen, 26 Tage sind die meisten Nachrichten alt, die im Jahrgang 1609 der „Relation“ aus Rom zu lesen sind. 20 Tage jene aus Venedig,

jene aus Wien manchmal nur 15 und zwölf jene aus Prag, sieben die Neuigkeiten aus Köln. Jede mit Herkunft und Datum versehen. Selbst von Begebenheiten in Persien und Usbekistan wird berichtet, insgesamt 352 Meldungen aus 17 Herkunftsorten.

Carolus veröffentlicht die Nachrichten „anderst nicht, das wie sie geschriften“; nur Schreibfehler korrigiert der gebildete Verleger, der sich in der Antike auskennt und wohl des Griechischen mächtig ist. Fremdwörter und ausländische Eigennamen lässt er kursiv drucken, übersetzt sie mitunter.

Von Galileos Fernrohr-Innovation erfahren seine Leser, gelegentlich von „Banditen“, auch einmal von einem Hauseinsturz in Erfurt, bei dem





MEILENSCHEIBEN geben die Entfernung von der Stadt im Zentrum, hier Nürnberg, zu Orten in allen Himmelsrichtungen an. Sie helfen, das Post- und Nachrichtenwesen zu organisieren (1612)

Noch ist auch dieses Blatt, wie ein Jahr darauf eine Zeitung in Basel, 1615 eine in Frankfurt, 1617 in Berlin, 1618 in Hamburg, 1619 in Danzig, Freiburg, Halberstadt, Hildesheim, Stuttgart, 1620 in Köln (und noch eine in Frankfurt), 1621 in Güstrow, 1622 in Wien, Königsberg und gleich zwei in Zürich, nur einmal wöchentlich zu bekommen. Aber das Medium Zeitung ist nicht mehr aufzuhalten, besonders der Dreißigjährige Krieg hilft dabei. Die Menschen wollen wissen, was anderen und vor allem ihnen selber blühen (oder drohen) könnte.

Und so erscheinen viele Blätter bald zwei-, dreimal die Woche oder noch öfter, die erste Tageszeitung der Welt schließlich, täglich außer sonnags, kommt ab dem 1. Juli des Jahres 1650 in Leipzig unter dem Titel „Einkommende Zeitungen“ heraus (kurzfristig allerdings nur).

Nun, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, setzt auch eine verstärkte Reflexion über die Zeitungen ein, die zur beliebtesten weltlichen Lektüre im deutschen Sprachraum werden, zum Leitmedium ihrer Epoche. Sie reicht von Hymnen und einem Gefühl des Befreitseins bis zur Verachtung der Zeitgenossen. Den einen sind die wöchentlichen „Avisen“ Erwachsenenbildung und wichtigstes Organ der Erkenntnis und eines eigenständigen Denkens. „Ein Zeitungsleser / hat oft Gedanken / die ihm kein Kayser wehren kann / wenn er ihn gleich todt schlüge“, schreibt einer. Zeitungen, schwärmt ein anderer, nähmen junge Leute „gleichsam bey der hand in das Reichs und Völker-Recht“, wobei die in einer Viertelstunde mitunter mehr lernen als „vom besten Doctor in einem Monat und länger“. Zeitungen, heißt es, könnten

20 Gäste einer Hochzeitsgesellschaft sterben. Aber Nachrichten von militärischen und politischen Verschiebungen dominieren die „Relation“; etwa von Waffenstillstandsverhandlungen in den Niederlanden, deren nördliche Provinzen seit Jahren Krieg um ihre Unabhängigkeit gegen die spanischen Habsburger führen, oder von Konflikten zwischen Herrschern und Ständen in Wien und Prag.

Dass sie frei von Kommentaren ist, eher puristisches Faktenreferat, dass sich der überzeugte Protestant Carolus selbst in konfessionellen Fragen jeglicher Wertung enthält, ist stilbildend für viele Zeitungen, die nach der „Relation“ kommen werden, zumindest für die ersten Jahrzehnte nach 1605. Als wichtig für seinen Verkaufserfolg schätzt Carolus wohl ein, dass seine Zeitung als objektive Informationsquelle gilt. Und mit der Zensur nicht über Kreuz gerät. Denn die gibt es natürlich in seiner Zeit, auch in der Reichsstadt Straßburg.

Eine Rüge trifft ihn trotzdem. Anlass ist der Hinweis auf eine offbare Finanzkalamität der kaiserlichen Administration 1609 in einer Nach-

richt aus Prag. Die osmanische Gesandtschaft, die „tag und nacht nichts anders als Fressen und Sauffen“ im Sinne habe und die man daher gern loswerden wolle, habe der Kaiser mit 5000 Talern auf die Heimreise zu schicken befohlen, das Geld sei aber nicht aufzutreiben (woraufhin die „Türkische Bottschafft“ in Prag bleibt). Das ist selbst dem protestantischen Straßburger Rat zu respektlos, da zu „schimpff und verkleinerung“ der kaiserlichen Majestät einladend. Carolus leistet, „daruber bekümmert“, eilig Abbitte.

Einen größeren Schlag hat er bereits im Gründungsjahr der „Relation“ hinnehmen müssen: Sein Begehr, die Stadt möge ihn mit einem Monopol für den Zeitungsdruck vor etwaigen Nachahmern bewahren, wird „runde“ abgelehnt. Schlecht für Carolus, gut aber für die unternehmerische Freiheit in den Medien, die im Folgenden auch die Konkurrenz in anderen Städten anstachelt. Ab 1609 erscheint in Wolfenbüttel die wohl weltweit zweite Zeitung: der „Aviso“.

„insgemein jedermanniglich“ nützen und jene Erfahrenheit mit sich bringen, die „gute Politicos“ auszeichne.

Das Postwesen, Grundlage der Zeitungen, wird jemand rund 100 Jahre später schreiben, habe den „Adlerflug, welchen unsere neuere Literatur genommen hat“, ermöglicht und sei unter den Ursachen, „durch deren Zusammenfluß unser kleines Europa zum herrschenden Weltheil und zum ausschließenden Sitz aller Cultur und Politik geworden ist“, eine der wichtigsten.

Andere, wie 1614 bereits ein Schreiber, geißeln Zeitungen hingegen als „mehr läufiglich als gleublich“. Oder die „Zeitungssucht“, wie sich jemand 1676 mokiert, als „Torheit der Gegenwart“. Es sind Verliererstimmen.

Hat die „Relation“ des Straßburger Verlegers Carolus wohl selbst im Dreißigjährigen Krieg nicht mehr als 150 Abonnenten erreicht, so schaffen es andere Blätter in jener Zeit auf 450, einzelne wohl gar auf 1500 Bezieher. Neben den „Neuen Zeitungen“ mit ihrer Sensationsberichterstattung, von denen im 17. Jahrhundert Schätzungen zufolge noch rund 8000 gedruckt werden, etablieren sich zeitgleich etwa 200 ernstzunehmende, periodisch erscheinende Blätter an rund 80 Druckorten im deutschsprachigen Raum. Zwar gehen viele im Lauf des Jahrhunderts auch wieder ein, doch an dessen Ende existieren immerhin um die 60.

14 der 32 Zeitungsstädte im Europa des Jahres 1669 liegen auf dem Gebiet des heutigen Deutschland, dazu kommen Zürich, Bern, Wien, Stettin und Danzig. Die heutigen Niederlande und Belgien sind mit sechs Standorten vertreten, während der Balkan, Osteuropa, Südtalien, die Iberische Halbinsel da noch ganz ohne Zeitung sind und in Staaten wie Frankreich, England, Schweden, Dänemark nur in den Hauptstädten welche erscheinen. Bis zu 250 000 Leser erreichen womöglich die deutschen Blätter, und damit immerhin ein Viertel der lesefähigen Million, die für das 17. Jahrhundert in

ihrem Verbreitungsgebiet angenommen wird; mit weitaus höheren Quoten in den Städten. Sind Handwerksgesellen darunter, müssten sie (im günstigsten Fall) etwa einen Wochenlohn für das Jahresabonnement einer Wochenzeitung berappen. Zudem werden die Zeitungsexemplare auch weitergereicht: Höfe und Regierungsbeamte verlieren ihr Monopol auf Wissen.

Und die Zeitungen wandeln sich. Werden zunehmend von Berufsjournalisten erstellt. Beginnen, Nachrichten zu gewichten und zu kommentieren. Konkurrieren miteinander. Fangen an, zu egalisieren. Und verstößen gegen das Wesen der hergebrachten Gesellschaften, deren Kern die Unveränderlichkeit der Verhältnisse sein sollte.

Nun aber herrscht die Neuigkeit.

Was Johann Carolus 1605 in Straßburg angestoßen hat, kulminiert knapp 100 Jahre später in der kosmopolitisch ausgerichteten Hafenstadt Hamburg – in der Existenz von acht Zeitungen zugleich in der Handelsmetropole und in Altona nebenan. Der „Nordische Mercurius“, zeitweise zwei-, dann viermal die Woche am Markt, gilt als qualitätsvollstes Presseprodukt seiner Zeit. Er operiert mit schlagzeilenträchtigen Zwischentiteln und, bedeutender noch für die Pressegeschichte, auch mit Lokalnachrichten. Um 1700 schreibt ein Zeitungskundler, die „Hamburger Gazetten“ seien „wohl die vollkommensten“.

Die Straßburger „Relation“ gibt es da längst nicht mehr. Johann Carolus ist 1634 gestorben. Was der größte Ertrag jenes Mediums ist, an dessen Wiege er stand, fasst noch im Geburtsjahrhundert der Zeitung das allgemeinwissenschaftliche Blatt „Relationes Curiosae“ zusammen: „Glückselig ist der Mensch von jedermann zu nennen / Der auch den Ursprung kann der Dinge recht erkennen.“ ☈

LITERATURTIPPS

WOLFGANG BEHRINGER

»Im Zeichen des Merkur«

Über die Revolution in Postwesen und Kommunikation in der Frühen Neuzeit (Vandenhoeck & Ruprecht).

M. WELKE, J. WILKE (HG.)

»400 Jahre Zeitung«

Sammelband mit Würdigung des ersten Wochenblatts der Geschichte (edition lumiére).



Lesen Sie auch

»Kriegsberichterstattung: Die Macht der Sensation«

(aus GEOEPOCHE Nr. 29) über die Massenmedien zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Mit der 1605 von Johann Carolus in Straßburg gegründeten »Relation« beginnt im römisch-deutschen Reich, das über ein weitverzweigtes Postnetz verfügt, der Aufstieg der gedruckten Zeitung zum ersten Massenmedium der Neuzeit. Haben politische und wirtschaftliche Nachrichten zuvor meist nur die Herrschenden erreicht, verbreitet sich solches Wissen nun in einer breiten Öffentlichkeit.

IMPRESSUM

CHEFREDAKTION: Jürgen Schaefer, Katharina Schmitz

REDAKTIONSLITUNG: Joachim Telgenbüscher

MANAGING DESIGNERIN: Tatjana Lorenz

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN: Maike Köhler

TEXTREDAKTION: Insa Bethke (Konzept dieser Ausgabe),

Jens-Rainer Berg, Kirsten Bertrand, Dr. Anja Fries,

Dr. Mathias Mesenhöller, Johannes Teschner

BILDREDAKTION: Julia Franz, Christian Gärgerle

GRAFIK: Frank Strauß

QUALITY BOARD – VERIFIKATION, RECHERCHE,

SCHLUSSREDAKTION: Leitung: Tobias Hamelmann,

Stellvertreterin: Melanie Moenig; Elke von Berkholz,

Lenka Brandt, Regina Franke, Hildegarde Frilling,

Dr. Götz Froschke, Cornelia Haller, Sandra Kathöfer,

Judith Ketelsen, Petra Kirchner, Dirk Krömer, Jeanette Langer, Michael Lehmann-Morgenthal, Dirk Liedtke, Kirsten Maack,

Andreas Mönnich, Susan Molkenbuhr, Alice Passfeld,

Christian Schwan, Andreas Sedlmair, Stefan Sedlmair,

Olaf Stefanus, Bettina Süsemilch, Torsten Terrashke

HONORARE/SPESEN: Andrea Gora-Zysno, Heidi Hensel,

Daniela Klitz, Katrin Schäfer, Carola Scholze, Katrin Ullrich

VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN

INHALT: Jürgen Schaefer, Katharina Schmitz

VICE PRESIDENT NEWS, WIRTSCHAFT & WISSEN

(PRINT/DIGITAL): Bianca Wannemacher

PRODUCT MANAGEMENT: Saskia Schröder

SALES DIRECTION: Mona Biehl,

DPV Deutscher Pressevertrieb

MARKETING DIRECTION: Stefan Bromberg

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:

Bettina Klauser, Michelle Wilbois

LIZENZEN: BRANDS Licensing by G+J:

Siegel und Sonderdrucke,

Koordination: Petra Martens,

Anfragen: Markus Disselhoff,

E-Mail: markus.disselhoff@rtl.de

VERANTWORTLICH FÜR DEN ANZEIGENTEIL:

Petra Küsel, Director Brand Print + Crossmedia, Ad Alliance GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.

Es gilt die jeweils aktuelle Preisliste unter

www.ad-alliance.de

HERSTELLUNG: G+J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.),

Oliver Fehling

Druckvorstufe: Mohn Media Mohndruck GmbH,

Gütersloh

Druck: Quad/Graphics, Wyszków

Gruner + Jahr Deutschland GmbH

Sitz von Verlag und Redaktion:

Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.

Postanschrift der Redaktion:

Brieffach 24, 20444 Hamburg.

Telefon: 040 / 37 03-0

Internet: www.geo.de/epocha

Heftpreis: 14,00 Euro (mit DVD: 19,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-01271-3;

978-3-652-01277-5 (Heft mit DVD)

ISSN: 1861-6097

© 2023 Gruner + Jahr Deutschland GmbH

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,

BIC: DEUTDEHH

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

E-Mail: briefe@geo-epoch.de

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER,

GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Anschrift: GEO-Versand-Service,

74569 Blaufelden

Telefon: +49/40/4223 64 27

Telefax: +49/40/4223 66 63

E-Mail: guj@sigloch.de

ABONNEMENT- UND

EINZELHEFTBESTELLUNG

Online-Kundenservice:

www.geo.de/kundenservice

Telefon: 0049/40/5555 8990

Service-Zeiten: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Postanschrift: GEOEPOCHE Kundenservice,

20080 Hamburg

Preise Jahresabonnement:

98,00 € (D), 108,50 € (A), 154,00 sfr (CH)

mit DVD:

129,00 € (D), 145,50 € (A), 217,00 sfr (CH)

Studentenabonnement:

58,80 € (D), 65,10 € (A), 92,40 sfr (CH)

mit DVD:

81,20 € (D), 94,50 € (A), 138,60 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

USA: GEOEPOCHE is published by

Gruner + Jahr Deutschland GmbH

K.O.P.: German Language Pub.,

153 S Dean St, Englewood NJ 07631.

Periodicals Postage is paid at Paramus NJ 07652.

Postmaster: Send address changes to

GEOEPOCHE, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631

KANADA: Sunrise News,

47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2,

Tel.: +1 647-219-5205,

E-Mail: sunriseorders@post.com

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titelbild: »*Tod von Gustav II. Adolf von Schweden in der Schlacht bei Lützen*«, Gemälde von Carl Wahlbom, 1855
Rückseite: »*Galgenbaum*«, Blatt aus der Serie »*Die großen Schrecken des Krieges*« von Jacques Callot, um 1632

TITEL: imago images

INHALT: Imagebroker/imago images: 4 l. o.; Ratsschulbibliothek Zwickau, Signatur 46.2.4, Bl. 79; 4 l. m.; Kunstsammlungen und Museen/Stadt Augsburg: 4 r. o.; Dietmar Katz/bpk-images: 4 r. m.; Prisma Archivo/Alamy: 4 u.; Heritage Images/imago images: 5 o.; Städelsches Kunstmuseum Frankfurt: 5 m.; Bequest of Carl Otto Kretschmar von Kienbusch/Philadelphia Museum of Art: 5 u.

DIE KULISSEN DES KONFLIKTS: Danita Delimont/Interfoto: 6/7; Christian Bierringen/C Stadt Wolfenbüttel: 8/9; Timo Christ/tchr/Adobe Stock: 10/11; Boris Breitman/Zoonar/dpa Picture-Alliance: 12/13; Tilman2007 – Creative Commons: 14/15; Philipp Föltig/Münsterland e.V.: 20/21

DAS WUNDER VON AUGSBURG: Kunstsammlungen und Museen/Stadt Augsburg: 22/23; Erich Lessing/akg-images: 24; Ralf Bitter für GEOEPOCHE: 27; Staatsgalerie Stuttgart/bpk-images: 28/29; Staatliche Kunstsammlungen Dresden/Bridgeman Images: 30; Indra Desnica/DHM/bpk-images: 32/33; Alamy/mauritius images: 35; Heritage Images/imago images: 36; Haus-, Hof- und Staatsarchiv/Österreichisches Staatsarchiv: 37

AUF EXAKTEM KURS: glasshouseimages/imago images: 38; Österreichische Nationalbibliothek: 39

OPFER DER ANGST: Dietmar Katz/bpk-images: 40/41; Rare Manuscript Collections/Cornell University Library: 41; Artokoloro/imago images: 42/43; Alamy/mauritius images: 44 l.; LOC/akg-images: 44 m.; Heritage Images/imago images: 44 r.; Science & Society/Interfoto: 45 (2); Hermann Historica/Interfoto: 46, 46/47; Lebrecht History/Bridgeman Images: 47; TopFoto/mauritius images: 48; Heike Wippermann/Stadtmuseum Hagen: 49

DER TOD IN WESTFALEN: Getty Research Institute: 50/51; Herzog Anton Ulrich Museum, Braunschweig: 52; Rabatti & Domingo/akg-images: 53; akg-images: 54; Österreichische Nationalbibliothek/Interfoto: 56/57; Ansgar Hoffmann/Erzbistum Paderborn: 57; Städelsches Kunstmuseum/bpk-images: 59; Weserrenaissance-Museum Schloss Brake: 60

EINE REVOLUTION ZUM LESEN: Prisma Archivo/Alamy: 62/63; Dietmar Katz/bpk-images: 63; Universitätsbibliothek Heidelberg: 64; Heritage Images/imago images: 65; H. Tschanz-Hofmann/imago images: 66; Bayerische Staatsbibliothek München: 67; Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg: 68

DIE ÄRA DER GLAUBENSKÄMPFE: Archiv Gerstenberg/dpa Picture-Alliance: 71; akg-images: 72; Schweizerisches Institut für Kunswissenschaft: 73; Christie's Images/Bridgeman Images: 74; The Fitzwilliam Museum, Cambridge: 75; Bayerisches Nationalmuseum: 76; Heritage Images/imago images: 77; Alamy/mauritius images: 78, 82; Jürgen Karpiński/bpk-images: 79; Herbert Boswank/SKD Kupferstich-Kabinett Dresden: 80; Kunsthistorisches Museum, Wien: 81

LESEZEICHEN: Münster Stadtmuseum/akg-images: 83

KEPLERS WELT: Heritage Images/imago images: 86/87; akg-images: 87; Jörg P. Anders/bpk-images: 89; Historic-maps/akg-images: 90, 92/93; Alamy: 91; bpk-images: 92; Artokoloro/imago images: 94; Science & Society/Interfoto: 95; Science History Institute: 96

DER FIKTIVE ORDEN: Imago images: 98; Zentralbibliothek, Zürich: 99

DIE WINTERKÖNIGIN: Österreichische Nationalbibliothek: 100; Städelsches Kunstmuseum Frankfurt: 101; Wolfgang Pankoke/Städtische Kunsthalle Karlsruhe: 102/103; akg-images: 104; Bridgeman Images: 106/107, 12; Fine art Images/Interfoto: 108/109; Mike Davidson/Royal Collection Trust/© His Majesty King Charles III, 2023: 111; Klaus Kühner für GEOEPOCHE: 114

KLÄNGE FÜR DEN HIMMEL: Ratsschulbibliothek Zwickau, Signatur 46.2.4, Bl. 79; 116; Kleine Geistliche Konzerte, Zweiter Teil (1639), Stimmbuch SECUNDUS (Orgel), Heinrich-Schütz-Haus Weißenfels: 117

IM ANGESICHT DES KRIEGES: Hervé Lewandowski/RMN/bpk-images: 118/119; Artokoloro/imago images: 120; akg-images: 121, 125; imago images: 122/123; imago brandstetter/images/dpa Picture-Alliance: 124; DHM/bpk-images: 126; Bridgeman Images: 127

AUFBRUCH HOCH IM NORDEN: Artokoloro/imago images: 128; Koninklijke Bibliotheek, Den Haag: 128/129; Jersicky/Interfoto: 130/131; Felix Lühning: 131; Bayerische Staatsbibliothek München: 132/133; Michael Caspar Lundorp: 134/135; Private Sammlung: 136/137

DER LYRIKER DES LEIDS: akg-images: 140; Staatsbibliothek Berlin: 141

ZUSMARSHAUSEN – DIE LETZTE SCHLACHT: piemags/imago images: 142, 155; Bayreuthische Staatsbibliothek München: 142/143; Hendrik Zwetsch/Landesmuseum Württemberg: 144; Dietmar Katz/SMB/bpk-images: 145; Bequest of Carl Otto Kretschmar von Kienbusch/Philadelphia Museum of Art: 147; Artokoloro/imago images: 148; National Army Museum/Bridgeman Images: 150/151; Hendrik Zwetsch/Landesmuseum Württemberg: 150 u.; Royal Armouries: 152 (2); akg-images: 153; Rijksmuseum Amsterdam: 154; Metropolitan Museum of Art New York: 156

MENSCHEN DAHINTER: Chantal Alexandra Pilsl für GEOEPOCHE: 158 l. o.; Privat: 158 r. (2), 158 l. u.

VORSCHAU: Serge de Soto/Gamma Rapho/Getty Images: 162; Manuel Cohen/Scala Archives: 163 l. o.; Photo Asisa/Interfoto: 163 l. m. o.; BNF, Paris: 163 l. m. u.; Jorisvo/Adobe Stock: 163 l. u.; Royal Trust Collection/© His Majesty King Charles III, 2023: 163 r. o.; Cambridge Digital Library/University of Cambridge: 163 r. u.

RÜCKSEITE: imago images

Alle Fakten und Daten in dieser Ausgabe sind vom Verifikations- und Recherceteam im Quality Board auf ihre Richtigkeit überprüft worden.



1555 SCHLIESSEN Altgläubige und die Anhänger Martin Luthers, der in diesem Altarbild von Lukas Cranach dem Jüngeren mit der Bibel in der Hand rechts unter dem Kreuz steht, nach Jahrzehntelangen Reibereien einen Religionsfrieden. Der jedoch bleibt in vielem vage

Die Ära der GLAUBENSKÄMPFE

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts spaltet der Versuch der Katholiken, die Lehren Luthers wieder einzudämmen, die deutschen Lande. Es beginnt eine krisenhafte, vom Dreißigjährigen Krieg dunkel überstrahlte Epoche – die 1648 ein erstaunliches Ende findet

Mit der Veröffentlichung von 95 Thesen über Missstände in der Kirche durch den Wittenberger Theologen Martin Luther im Oktober 1517 beginnt eine Zeit der Unruhe im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, das sich in der Mitte Europas von der

Kirche die wichtigste Institution in diesem Staatsgebilde infrage – und fordert den erzkatholischen Herrscher Karl V. heraus. Obwohl der Kaiser aus dem Hause Habsburg 1521 die Reichsacht über Luther verhängen und dessen Lehren verbieten lässt, schließen sich

1555

Auf einem Reichstag schließen Katholiken und Protestanten den „Augsburger Religionsfrieden“. König Ferdinand I., Bruder Karls V. und dessen Stellvertreter im Heiligen Römischen Reich, einigt sich mit den deutschen Fürsten und

men. Ein „geistlicher Vorbehalt“ bestimmt, dass geistliche Landesherren – etwa Fürstbischofe oder -äbte – ihre Ämter und damit ihren Territorialbesitz verlieren, wenn sie zum Protestantismus konvertieren. Die Bestimmungen des Abkommens sichern dem Reich einige Jahrzehnte des inneren Friedens.

1556

Karl V., der den Kampf um die Einheit der Kirche als seinen wichtigsten Auftrag verstanden hat, dankt als Kaiser ab – auch weil er dieses Ziel nicht erreicht hat. Neues Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches wird sein Bruder Ferdinand; die italienischen, niederländischen und spanischen Besitzungen der Habsburger gehen an Karls Sohn Philipp II. Er selbst, bereits von schwerer Krankheit gezeichnet, zieht sich in ein spanisches Kloster zurück und stirbt dort zwei Jahre später.

1563

Im norditalienischen Trient endet ein Konzil, auf dem hohe geistliche Würdenträger mit Unterbrechungen seit 1545 über die Zukunft der katholischen Kirche beraten haben. Als Reaktion auf die Herausforderung durch den Protestantismus erarbeitet die Versammlung eine Reihe von Präzisierungen der katholischen Lehre – und verdammt zugleich jene Martin Luthers. Vor allem stärken die Konzilsbeschlüsse die Kirche durch tiefgreifende organisatorische Reformen, etwa bei der Ausbildung der Geistlichen. Die in der Christenheit umstrittene Rolle des Papstes stellen sie

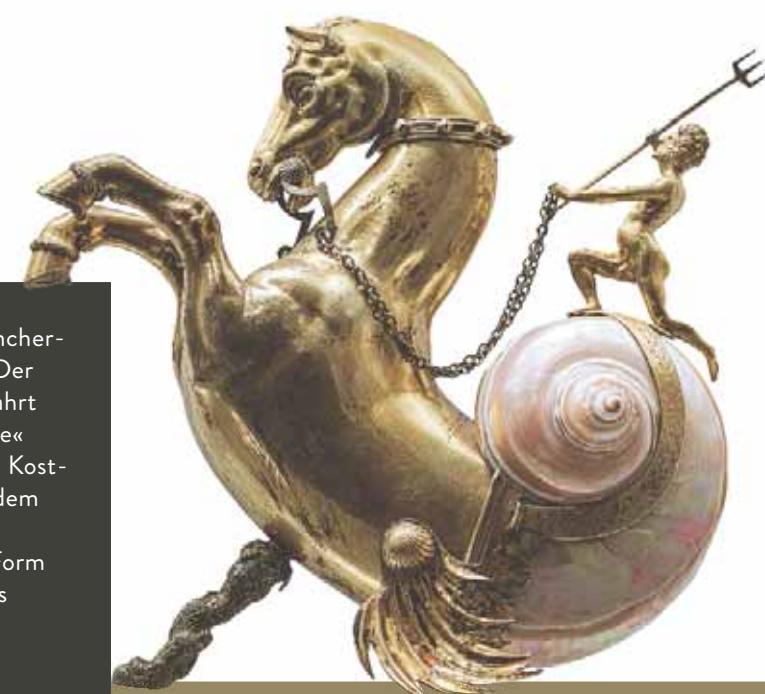
Die Lehren Luthers? Nichts als KETZEREI, sagen die Katholiken

Nordsee bis an die Adria erstreckt, von Flandern bis nach Schlesien. Zahllose Herrschäften, von winzigen Rittergütern bis zu großen Fürstentümern, geistliche Territorien und Reichsstädte gehören zu diesem gewaltigen Gebilde, an dessen Spitze der von sieben Kurfürsten gewählte Kaiser steht. Die Botschaft Martin Luthers von einem christlichen Glauben, der sich allein an der Bibel orientiert, stellt mit der

immer mehr Fürsten und Reichsstädte der Reformation an. Zwischen Katholiken und Protestanten, wie die Neugläubigen bald auch genannt werden, entbrennen heftige Kontroversen, die zum Teil gewaltsam ausgetragen werden und das Reich zunehmend erschüttern. So führt Karl V. 1546/47 Krieg gegen den Schmalkaldischen Bund, ein Verteidigungsbündnis protestantischer Fürsten und Städte.

Städtevertretern darauf, dass die Lutheraner fortan den Katholiken gleichgestellt sind. Der Vertrag regelt zudem, dass die Landesherren über die Konfession ihrer Untertanen bestimmten dürfen (später als Prinzip des „cuius regio, eius religio“, lat. für „wessen Gebiet, dessen Religion“, bezeichnet). Wer als Untertan einer anderen Lehre folgen will als der jeweilige Territorialfürst, darf auswandern und sein Eigentum mitneh-

TROTZ KRISEN blüht mancherorts im Reich die Kunst. Der sächsische Kurfürst verwahrt etwa im »Grünen Gewölbe« seiner Dresdner Residenz Kostbarkeiten wie dieses von dem Goldschmied Elias Geyer gefertigte Trinkgefäß in Form eines Hippokampen, eines antiken Mischwesens aus Pferd und Fisch



jedoch nicht infrage. Das Konzil von Trient wird zum Ausgangspunkt der „Gegenreformation“, des Bestrebens, einer weiteren Verbreitung des Protestantismus entgegenzutreten und dessen Einfluss zurückzudrängen. Im römisch-deutschen Reich verstärkt das „Tridentinum“ das Ansinnen katholischer Fürsten, von der Reformation erfasste Regionen ihrer Territorien zu rekatholisieren.

1564

Maximilian II., ältester Sohn von Ferdinand I., folgt diesem als Kaiser und beerbt ihn auch als Landesherr im Erzherzogtum Österreich; die Regentschaft im Königreich Böhmen und den damit verbundenen „Ländern der böhmischen Krone“ – die Markgrafschaft Mähren, fast alle der zahlreichen Fürstentümer in Schlesien sowie Ober- und Unterlausitz – hatte er schon vor dem Tod des Vaters übernommen, außerhalb des Reiches zudem im Königreich Ungarn, in dem die Habsburger seit 1526 die Herrscher stellen. Maximilian ist bereits das sechste Reichsoberhaupt in Folge aus dem Geschlecht, dessen herausragende Stellung vor allem auf seinem vielfältigen territorialen Besitz beruht. Doch nicht in allen diesen Gebieten ist der neue Kaiser fortan auch Landesherr: Tirol und die „Vorlande“ im Südwesten der deutschsprachigen Reichsteile sowie Innerösterreich, also die Steiermark, Kärnten, Krain und die „Küstenlande“ an der Adria, gehen an seine jüngeren Brüder Ferdinand und Karl. Im Gegensatz zu anderen Mitgliedern des Hauses Habsburg sympathisiert

1572

Im Winter ist es so kalt, dass Flüsse wie der Rhein oder die Themse und sogar die Ostsee zufrieren. Durch Hunger sterben viele Menschen oder



Maximilian mit dem Protestantismus und toleriert die Verbreitung des neuen Glaubens in seinem Herrschaftsbereich weitgehend.

erkranken an Seuchen. Die „Kleine Eiszeit“, die in diesen Jahren eine Abkühlung von durchschnittlich mehr als einem Grad Celsius bringt, führt zu Missernten und beträchtlichen Preissteigerungen für Nahrungsmittel. Das Wetter ist geprägt von schweren Stürmen und Hagelschlägen, von verspätetem Frühjahrs-eintritt, häufiger Sommerkälte und nassen Herbstn.

1576

12. Oktober. Mit dem Tod Maximilians II. wird sein Sohn Rudolf II. römisch-deutscher Kaiser. Wie zuvor sein Vater

IMMER WIEDER PLAGEN
Hungersnöte die deutschen Lande. Der Augsburger Kaufmann Anton Fugger aber macht mit seinem weltumspannenden Handelsunternehmen weiter Gewinne. Dieses Gemälde zeigt seine Tochter Veronika (1598)

regiert er zudem als Landesherr in Böhmen und dem Erzherzogtum sowie in Ungarn. Drei Jahre nach seiner Erhebung

AUCH IN DER Messestadt Frankfurt, Knotenpunkt wichtiger Fernhandelswege und Wohnort vieler Kaufleute, laufen die Geschäfte. Diese 1594 von Georg Flegel als Allegorie auf den Herbst gemalte Szene zeigt im Hintergrund den Weinmarkt am Main

verlegt Rudolf seine Residenz von Wien nach Prag. Die böhmische Hauptstadt entwickelt sich in der Folge zu einem kulturellen und wissenschaftlichen Zentrum des Reiches.

● 1579

14. Oktober. In München verabreden die erzkatholischen habsburgischen Fürsten Karl

von Innerösterreich und Ferdinand von Tirol (die Brüder Maximilians II.) sowie der Wittelsbacher Wilhelm V. von Bayern, in der Vergangenheit gewährte Zugeständnisse an Protestant en in ihren Territorien zurückzunehmen: Evangelische Räte sollen durch katholische ersetzt, protestantische Adelige ihres Landbesitzes beraubt und

deren Bauern zu Ungehorsam ermuntert werden.

● 1583

22. März. Papst Gregor XIII. suspendiert den Kölner Erzbischof Gebhard Truchsess von Waldburg von dessen geistlichen Ämtern. Gebhard ist zuvor ins evangelische Lager übergetreten und hat eine Pro-



testantin geheiratet. Seinen Untertanen im Erzbistum sowie im zugehörigen Herzogtum Westfalen stellt er die Wahl der Konfession frei. Weil er nicht abtreten will, kommt es zum Krieg. Dabei vertreiben bayerische und spanische Truppen den weitgehend isolierten Gebhard 1584 aus seinem Territorium, die Kämpfe ziehen sich aber noch jahrelang hin.

Der „Truchsessische Krieg“ ist die erste aus konfessionellen Gründen geführte militärische Auseinandersetzung in deutschen Landen seit dem Augsburger Religionsfrieden.

1589

18. September. Auf dem Richtplatz von Trier erdrosselt ein Henker Dietrich Flade, einen reichen Bürger der Stadt, anschließend wird dessen Leiche verbrannt. Flade, der zuvor selbst als Hexenrichter andere Menschen auf den Scheiterhaufen gebracht hatte, ist der Hexerei für schuldig befunden worden. Er ist eines von rund 350 Opfern, die der Hexenwahn zwischen 1580 und 1595 allein im Kurfürstentum Trier fordert. Ausgelöst wohl durch eine Verschlechterung der Lebensbedingungen infolge der „Kleinen Eiszeit“, werden Tausende Frauen und Männer in den deutschen Landen für Unglücksfälle aller Art verantwortlich gemacht und der Verschwörung mit dem Teufel angeklagt.

1597

Rudolf II. begründet per kaiserlichem Mandat offiziell die Reichspost. Sie tritt an die Stelle der gut 100 Jahre zuvor eingerichteten kaiserlich-habsburgischen Post, die durch Finanzierungsprobleme und Rangfeiern um die Zuständigkeiten in eine dauerhafte Krise geraten war. Die neue Post stellt – anders als ihre Vorgängerin – ein Organ des Heiligen Römischen Reiches dar und besitzt ein umfassendes Monopol. Die Leitung fällt wiederum an Mitglieder der aus Italien stammenden Familie von Taxis,



ARBEITEN AUS Elfenbein kommen um 1600 in Europa in Mode. Der deutsche Bildschnitzer Nikolaus Pfaff erschafft daraus virtuose Kunstobjekte wie dieses muschelförmige Trinkgefäß

die diese (später unter dem Namen von Thurn und Taxis) bis zum Ende von Reich und Reichspost 1806 ausüben werden. Die Beförderung der Briefe erfolgt mithilfe eines Systems von Stationen (ital. *poste*), an denen die Postreiter ihre Fracht an einen anderen Boten weitergeben. Zur schon seit 1490 bestehenden Hauptlinie zwischen Tirol und den Niederlanden kommen nach und nach etliche Abzweigungen hinzu, schließlich entsteht ein weitgespanntes Netz von Postrouten.

1605

Der Straßburger Drucker und Verleger Johann Carolus beginnt mit der Herausgabe der „Relation“, die als weltweit erste Zeitung gilt. In nüchterner Form zusammengestellt, finden sich darin überwiegend politische Nachrichten aus

Metropolen wie Wien, Prag, Venedig und Rom, die dank des Postwesens vergleichsweise schnell und regelmäßig übermittelt werden können. Die wöchentlich erscheinende „Relation“ besitzt bereits die wesentlichen Merkmale einer Zeitung im modernen Sinn wie Periodizität und Aktualität. Bald folgen ihr etliche ähnliche Blätter – vor allem in den deutschen Landen, wo gerade in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein großes Bedürfnis nach Informationen aufkommt.

1606

In der gemischtkonfessionellen Reichsstadt Donauwörth stö-



DIESEN POKAL in Form des Hauptes eines jungen dunkelhäutigen Mannes fertigt der Nürnberger Christoph Jamnitzer für einen Florentiner Kaufmann an. Auch Kaiser Rudolf II. verehrt den Goldschmied

ren Protestantenten eine katholische Prozession zu Ehren des heiligen Markus. Im folgenden Jahr spricht Kaiser Rudolf II. die Reichsacht aus. In seinem Auftrag lässt der streng altgläubige Herzog von Bayern Maximilian I. daraufhin Truppen in Donauwörth einrücken, macht sich die Stadt bald untertan und unterdrückt die protestantische Bevölkerungsmehrheit. Die lutherische Pfarrkirche wird den Jesuiten übergeben, evangelische Gottesdienste sind nun verboten.

1608

Auf dem im Januar eröffneten Reichstag in Regensburg missbilligen die protestantischen Stände das ihrer Ansicht nach-

rechtswidrige Vorgehen des Bayernherzogs gegen Donauwörth. Nachdem es zu keinerlei Verständigung mit der katholischen Seite kommt, löst sich der Reichstag im April ergebnislos auf. Wenig später gründen reformierte und lutherische Fürsten Süddeutschlands ein Verteidigungsbündnis; dieser „Union“ treten später weitere protestantische Herrscher und Reichsstädte bei. Das katholische Lager antwortet im Sommer 1609 mit der Gründung der „Liga“, die von Herzog Maximilian angeführt wird.

1609

9. Juli. Kaiser Rudolf II. gewährt in seiner Eigenschaft als König von Böhmen den dortigen Protestanten mit einem „Majestätsbrief“ Religionsfreiheit, ein weiterer ergeht wenig später für Schlesien. Der katholische Herrscher ist auf Frieden mit den mehrheitlich protestantischen Adeligen und Städtevertretungen angewiesen, weil ihm sein jüngerer Bruder Matthias die böhmische Königswürde streitig macht. Die Protestantenten sind fortan der katholischen Minderheit gleichgestellt.

form von Planetenbahnen um die Sonne aus Beobachtungsdaten ableitet, legt die Basis für das moderne Verständnis der Bewegungen von Himmelskörpern und macht ihren Autor zu einem der herausragenden Vertreter seiner Disziplin.

1611

Rudolf II. muss als böhmischer König zugunsten seines Bruders Matthias abdanken. Der hat in den Jahren zuvor bereits die Macht in Mähren, Tirol und dem Erzherzogtum Österreich für sich gewonnen, zudem die Königswürde in Ungarn. Rudolf bleibt (neben kleineren Territorien) bis zu seinem Tod lediglich die Kaiserkrone. Er stirbt am 20. Januar 1612, unverheiratet und ohne Erben. Matthias, der Rudolf nun auch als Reichsoberhaupt folgt, macht Wien wieder zur Hauptresidenz der österreichischen Habsburger.

1614

In Frankfurt am Main erklären Handwerker unter der Führung des Lebkuchenbäckers Vinzenz Fettmilch den Rat der Stadt für abgesetzt. Der „Fettmilch-

die Juden aus der Stadt und plündert deren Eigentum. Als Kaiser Matthias, von Amts wegen Schutzherr der Juden im Reich, daraufhin die Reichsacht über Fettmilch und andere Aufrührer verhängt, bricht der Aufstand zusammen. Die Juden dürfen, mit neuen Schutzrechten ausgestattet, in die Stadt zurückkehren, Fettmilch wird hingerichtet.

1618

23. Mai. Aus Protest gegen die antiprotestantische Politik König Ferdinands dringen Anführer der böhmischen Stände in die Prager Burg ein und werfen zwei königliche Statthalter aus einem Fenster in den Burggraben. Ferdinand, der habsburgische Landesfürst von Innerösterreich, hatte im Vorjahr die Herrschaft in Böhmen von seinem Cousin Kaiser Matthias übernommen. Der auf den „Prager Fenstersturz“ folgende Aufstand in Böhmen weitet sich durch das Eingreifen von protestantischen und katholischen Fürsten zu einem allgemeinen Konflikt um Religion und politische Macht aus, an dem sich bald noch weitere Staaten Europas beteiligen und

In Prag erstrahlen Kunst und WISSENSCHAFT

Im gleichen Jahr veröffentlicht Johannes Kepler, Kaiser Rudolfs Hofmathematiker in Prag, sein Werk „Astronomia nova“. Die Schrift, in der Kepler unter anderem die Ellipsen-

Aufstand“ richtet sich zunächst gegen die Willkürherrschaft des von Patriziern dominierten Rates, trifft jedoch bald auch die große jüdische Gemeinde Frankfurts. Ein Mob vertreibt

der das Zentrum des Kontinents verwüsten wird: zum Dreißigjährigen Krieg.

28. August. Albrecht Friedrich von Preußen, protestantischer

Herrcher über ein aus dem mittelalterlichen Deutschordensstaat hervorgegangenes Herzogtum, stirbt ohne einen männlichen Nachkommen. Die Erbschaft fällt Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg zu, einem entfernten Verwandten von Albrecht Friedrich innerhalb des Hauses Hohenzollern, der zudem mit dessen Tochter verheiratet ist. Die Bündelung der zwei Territorien in einer Hand ist die Geburtsstunde jenes Brandenburg-Preußens, wie es die nächsten 300 Jahre Bestand haben wird. Der westliche Teil, 1614 um die nieder-rheinisch-westfälischen Gebiete Kleve, Mark und Ravensberg erweitert, gehört zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, der östliche steht noch bis 1657 unter Lehnshoheit der polnischen Krone.

1619

März. Nach Vorbildern in Amsterdam und Venedig gründet der Rat der Reichsstadt Hamburg eine Girobank. Erstmals sind damit in den deutschen Landen bargeldlose Zahlungen möglich. Zwei Jahre später entsteht in Nürnberg mit dem Banco Publico ein ähnliches Kreditinstitut.

18. August. Die Stände Böhmens erklären König Ferdinand für abgesetzt und wählen acht Tage darauf den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den calvinistischen Anführer der Protestantischen Union, zum neuen Herrscher. Nur weitere zwei Tage später wird der in Böhmen abgesetzte Ferdinand in Frankfurt zum Nachfolger von Kaiser Matthias gewählt, der bereits im März ohne Nachkommen verstorben war.

8. November. Katholische Heerscharen – die Armee der Katholischen Liga und Truppen des neuen Kaisers Ferdinand II., darunter spanische Elitekämpfer – stellen am Weißen Berg (tschech. Bílá hora) bei Prag das eilig zusammengezogene Heer der böhmischen Stände und Friedrichs V. Zwei Stunden

dauert die erste große Schlacht des Dreißigjährigen Krieges; das böhmisch-pfälzische Heer wird vernichtend geschlagen. Friedrich V. muss aus dem Land fliehen, findet schließlich in Den Haag Asyl und wird schon bald wegen seiner kurzen Regierungszeit als „Winterkönig“ verspottet. Böhmen wird von den Siegern besetzt

und systematisch katholisiert. Zahllose Adelige verlieren ihren Besitz, Tausende Menschen fliehen. Ferdinand II. verfolgt auch in den folgenden Jahren

AN SEINEM HOF in Prag versammelt Rudolf II. Wissenschaftler und Künstler. Darunter: Bartholomäus Spranger, der Maler dieses Bildnisses mit der römischen Göttin Minerva im Zentrum





RUDOLF II. LIEBT Kunst, die nicht auf den ersten Blick zu entschlüsseln ist. Um 1590 malt der Italiener Giuseppe Arcimboldo den Habsburgerherrschern – als Mensch aus Früchten und Pflanzen



auf militärischem Wege das Ziel, den Protestantismus im Reich zurückzudrängen. Gleichzeitig gelingt es ihm, die Stellung des Kaisers als Reichsoberhaupt gegenüber den Landesherren zu stärken.

1621

29. Januar. Kaiser Ferdinand ächtet Friedrich V. von der Pfalz unter anderem wegen Landfriedensbruch und Majestätsbeleidigung und lässt die Kurpfalz von kaisertreuen Truppen besetzen; Friedrichs Kurwürde überträgt der Kaiser zwei Jahre später (wie bereits im Oktober 1619 versprochen) dem Bayenherzog Maximilian.

1622

Februar. Bei einem Volksaufstand in Magdeburg kommen nach Zeugenberichten rund 20 Menschen ums Leben. Wie bei ähnlichen Unruhen in anderen deutschen Städten richten die Aufrührer ihren Zorn gegen Geldhändler und -wechsler, die sie für die rapide Geldentwertung in den vorangegangenen Jahren verantwortlich machen. Tatsächlich hat vor allem der durch das Kriegsgeschehen gestiegene Finanzbedarf der deutschen Fürsten dazu geführt, dass zahlreiche von den Herrschern lizenzierte Geldhändler Münzen mit hohem Silbergehalt aufgekauft, eingeschmolzen und als kleinere Münzeinheiten mit niedrigerem Silberanteil wieder in Umlauf gebracht haben. Dem Treiben der nach dem Auswiegen (niederdeutsch „wippen“) und anschließenden Aussondern („kippen“) der „guten“ Münzen als „Kipper

und Wipper“ bezeichneten Münzverschlechterer machen die Fürsten und Städte ab 1623 durch strengere Regelungen ein Ende, nicht zuletzt weil mehr und mehr minderwertige Münzen nun auch in den Staatskassen landen.

Magdeburg umfasst, zum militärischen Anführer gewählt. Er soll ihre religiösen und politischen Freiheiten gegen mögliche Vorstöße der kaiserlich-katholischen Seite verteidigen. Entgegen den rein defensiven Abmachungen

Weg verwüsten die durchziehenden Heere auch weite Teile des Herzogtums Holstein und des Herzogtums Schleswig (das, anders als Holstein, nicht zum römisch-deutschen Reich gehört, sondern unter dänischer Lehnshoheit steht).

Findige Betrüger strecken das SILBERGELD mit billigerem Metall

1624

Der Schlesier Martin Opitz fordert in seiner Schrift „Buch von der Deutschen Poeterey“ dazu auf, lyrische Werke nicht mehr, wie bis dahin üblich, in lateinischer, sondern in deutscher Sprache zu verfassen. Die Initiative ist von Erfolg gekrönt: Schon bald erschaffen Dichter, darunter neben Opitz selbst dessen schlesischer Landsmann Andreas Gryphius und der Sachse Paul Fleming, eine vielfältige deutschsprachige Lyrik, für die sich später die Bezeichnung Barockdichtung einbürgern wird.

1625

Juni. Der protestantische König Christian IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein zugleich deutscher Reichsfürst ist, tritt in den Krieg ein. Erst im Frühjahr haben ihn die mehrheitlich protestantischen Fürsten und Stadtesandten des Niedersächsischen Reichskreises, der Norddeutschland zwischen Weser und Elbe sowie unter anderem Mecklenburg und

beginnt Christian jedoch einen Marsch nach Süden, den Truppen der Katholischen Liga entgegen, und besetzt die Festungen Verden und Nienburg. Er will die eigene Machtstellung in Norddeutschland ausbauen – auch um seine Position gegenüber dem Ostseerivalen Schweden zu stärken. Die zweite Phase des Dreißigjährigen Krieges beginnt.

1626

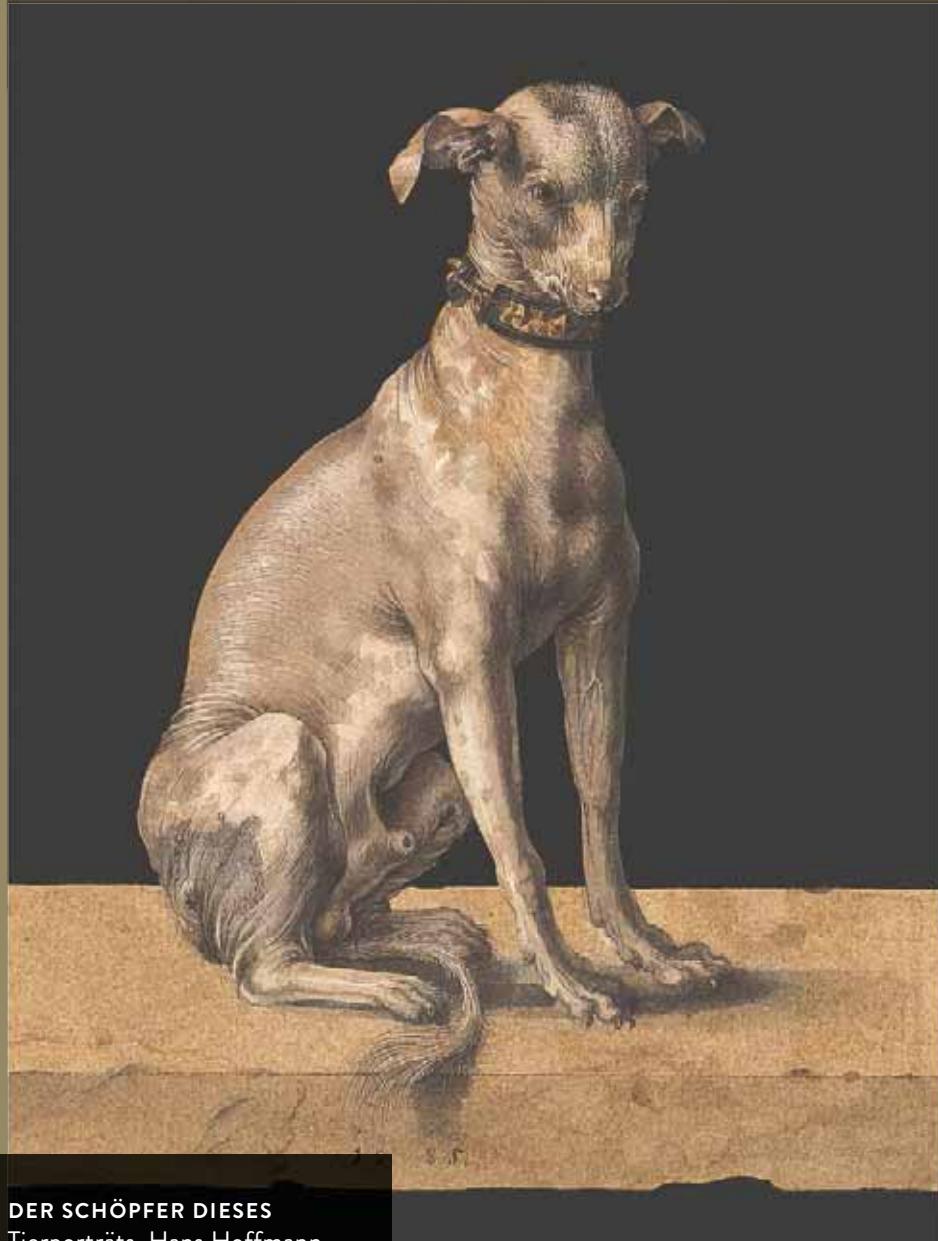
27. August. Beim Ort Lutter an den nordwestlichen Ausläufern des Harzes stellen die Truppen der Katholischen Liga, die von dem Feldherrn Johann T'Serclaes von Tilly geführt werden, das Heer des Dänenkönigs. In einem der blutigsten Gefechte des Krieges wird die dänisch-niedersächsische Allianz vernichtend geschlagen. Im folgenden Jahr dringt Tilly gemeinsam mit den Truppen des böhmischen Adeligen Albrecht von Wallenstein, den Ferdinand II. 1625 zum kaiserlichen Oberbefehlshaber ernannt hat, weit ins dänische Jütland vor; Christians Armee wird zerschlagen. Auf ihrem

1629

6. März. Beflügelt durch die Erfolge seiner Feldherren, erlässt Ferdinand II. das „Restitutionsedikt“, das protestantische Fürsten und Reichsstädte dazu auffordert, eingezogenen katholischen Kirchenbesitz



EIN »TRINKSPIEL« aus vergoldetem Silber (1603): Solch extravagante Gefäße stehen im Zeitalter des Barock häufig auf den Festtafeln deutscher Höfe



DER SCHÖPFER DIESES

Tierporträts, Hans Hoffmann aus Nürnberg, wird als Kopist von Werken Albrecht Dürers bekannt. Ab 1585 ist er der Hofmaler Rudolfs II. in Prag und berät den Kaiser beim Aufbau seiner Kunstsammlung

zurückzugeben. Das Dekret provoziert erbitterten Widerstand der protestantischen Potentaten im In- und Ausland. Aber auch katholische Reichsfürsten sehen ihre Freiheit von einem zu mächtigen Kaiser bedroht.

22. Mai. Im Frieden von Lübeck verpflichtet sich der dänische König Christian IV. gegenüber dem Kaiser, auf Dauer dem Krieg fernzubleiben. Das Herzogtum Holstein bleibt ihm erhalten.

1630

6. Juli. König Gustav II. Adolf von Schweden landet mit einem Heer von etwa 14 000 Mann auf der Insel Usedom.

Sein Eingreifen in den Krieg, das die militärische Gesamtlage einschneidend verändert, ist von langer Hand geplant und gut abgesichert: Mit dem verfeindeten Polen-Litauen hat der Monarch zuvor einen Waffenstillstandsvertrag geschlossen. Nun will Gustav Adolf Schweden durch einen Sieg über die in Norddeutschland aufmarschierten kaiserlich-katholischen Truppen zur europäischen Großmacht formen.

13. August. Auf Drängen von Fürsten und Höflingen entlässt Ferdinand II. Wallenstein. Die Macht des kaiserlichen Generalissimus, der sich neben anderen Titeln auch den als Herzog von Mecklenburg angeeignet hat, war für sie unkalkulierbar geworden.

1631

20. Mai. Die Truppen des katholischen Feldherrn Tilly stürmen die mit Gustav Adolf verbündete protestantische Hochburg Magdeburg, eine der größten und bedeutendsten Städte Deutschlands. Der Gewalt der plündernden Sieger sowie einer Feuersbrunst, die die ganze Stadt verwüstet, fallen Tausende Menschen zum Opfer. In den Monaten danach schließen sich auch zuvor zögerliche protestantische Reichsfürsten dem Bündnis mit Gustav Adolf an.

17. September. Der schwedische König gewinnt bei Breitenfeld nördlich von Leipzig eine der größten Schlachten des Krieges. Rund 40 000 Soldaten Gustav Adolfs und seines neuen Verbündeten, des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, kämpfen gegen eine etwa 32 000 Mann starke kaiserlich-katholische Armee. Dank einer neuartigen Taktik schlägt Gustav Adolf die Truppen Tillys in die Flucht. Der Sieg bei Breitenfeld begründet den legendären Ruf des Schwerdenkönigs, der mit seinen Truppen nun weiter Richtung Süddeutschland zieht.

15. Dezember. Angesichts der schwedischen Siege beruft Kaiser Ferdinand II. Wallenstein wieder zum Generalissimus.

Das Eingreifen der SCHWEDEN ist von langer Hand geplant

1632

15. April. Bei Rain in Bayern erzwingt Gustav Adolf den Übergang über den Lech, erneut gegen Tilly, der tödlich verwundet wird. Ohne Gegenwehr rückt der Schwedenkönig nach Nürnberg und Augsburg vor. Mitte Mai zieht er triumphierend in die bayerische Residenzstadt München ein, begleitet von Friedrich V. von der Pfalz, dem aus Böhmen vertriebenen „Winterkönig“.

16. November. In Lützen bei Leipzig greift die schwedische Armee überraschend die Truppen Wallensteins an. In der Schlacht kommen an einem Tag mehr als 6000 Menschen um – darunter auch König Gustav II. Adolf selbst.

1634

25. Februar. Albrecht von Wallenstein, der mächtigste Feldherr des Krieges, wird im böhmischen Eger von Offizieren im Auftrag des Wiener Kaiserhofs ermordet. Der Generalissimus stand im Verdacht, insgeheim mit den Feinden des Kaisers verhandelt zu haben.

1635

19. Mai. Der französische König Ludwig XIII. erklärt den spanischen und damit auch indirekt den deutschen Habsburgern den Krieg. Der Monarch folgt damit dem Rat sei-

nes Ersten Ministers Kardinal Richelieu, der die Habsburger ungeachtet des gemeinsamen katholischen Glaubens für den außenpolitischen Hauptgegner Frankreichs hält. Schon zuvor hat das Königreich den Kampf gegen den Kaiser und seine Verbündeten finanziell unterstützt, nun greift es direkt in den Konflikt ein.

30. Mai. Nach 17 Jahren Krieg will Kaiser Ferdinand II. den Frieden im Reich wiederherstellen und damit seine Autorität stärken. Er schließt deshalb mit dem protestantischen Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen einen Frieden. Nach und nach treten fast alle Reichsstände bei. Das Restitutionsedikt von 1629, wonach protestantische Fürsten und Städte eingezogenen Kirchenbesitz zurückgeben müssen, wird für 40 Jahre außer Kraft gesetzt. Für die Reichsstände gilt zudem das Verbot, Bündnisse untereinander oder mit fremden Staaten einzugehen, die bestehenden Allianzen – also auch die Katholische Liga – müssen aufgelöst werden. Stattdessen soll ein gemeinsames Heer unter kaiserlicher Führung die fremden Mächte aus dem Reich vertreiben.

1636

In Leipzig erscheint der erste Teil der „Kleinen geistlichen Konzerte“ des kursächsischen

Hofkapellmeisters Heinrich Schütz, eine Sammlung von 24 Stücken auf deutsche Texte (der drei Jahre später ein zweiter Teil folgt). Im Vorwort beschreibt Schütz den bekla-

genswerten Zustand des Musiklebens aufgrund der Kriegswirren. Die „Konzerte“ sowie weitere im Druck veröffentlichte Zusammenstellungen geistlicher Werke begründen Schütz' Ruhm als einer der führenden Komponisten seiner Zeit, der die deutsche Tonkunst auf eine neue Stufe hebt.

1637

15. Februar. Ferdinand II. stirbt. Sein Sohn, bereits im Vorjahr



DER TISCH IST reich gedeckt, Speis und Trank aber sind unerreichbar: Das aus Keramik gefertigte Scherzgefäß spielt auf das Schicksal des Tantalos an, einer Büßerfigur aus der antiken Sagenwelt

**DURCH EINE ERBSCHAFT**

gelangt 1608 ein Meisterwerk des italienischen Manierismus in die Kunstkammer Rudolfs II.: Parmigianinos »Selbstbildnis im konvexen Spiegel« (um 1523)

zum römisch-deutschen König gewählt, folgt ihm als Ferdinand III. auf den Kaiserthron.

● **1641**

25. Dezember. In Hamburg unterzeichnen kaiserliche Gesandte sowie Vertreter Frankreichs und Schwedens einen Vertrag, der für 1642 Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück vorsieht.

● **1645**

6. März. Die Kaiserlichen erleiden südlich von Prag eine vernichtende Niederlage gegen abermals nach Böhmen kommende schwedische Truppen. Ferdinand III. kann kaum noch auf einen Gesamt-

sieg hoffen. Die triumphierenden Schweden rücken nun auf Wien vor, doch erschöpft müssen sie sich bald wieder zurückziehen. Der Krieg ist festgefahren.

29. August. Wegen der sich rapide verschlechternden militärischen Lage muss Kaiser Ferdinand III. endgültig seinen zuvor erhobenen Anspruch aufgeben, das römisch-deutsche Reich allein in außenpolitischen Angelegenheiten zu vertreten. Er lädt alle Reichsstände ein, sich an den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück zu beteiligen. Erst jetzt, mit mehrjähriger Verspätung, können die diplomatischen Gespräche in Westfalen unter allen Kriegsparteien wirklich beginnen. Mehr als 100 Delegationen aus ganz Europa nehmen teil. Unterdes-

sen bekriegen sich die Kontrahenten weiterhin auf dem Schlachtfeld, nicht zuletzt, um durch Siege die eigene Position bei den Verhandlungen zu verbessern.

● **1648**

17. Mai. Bei dem Ort Zusmarshausen nahe Augsburg liefern sich kaiserliche und bayerische Truppen eine Reihe von Gefechten mit dem vereinten Heer der Schweden und Franzosen. Die „Schlacht von Zusmarshausen“ ist die letzte große Kampfhandlung des Dreißigjährigen Krieges auf deutschem Boden. Die an Soldaten und Geschützen unterlegenen Kaiserlichen ziehen sich schließlich in den Schutz der befestigten Stadt Augsburg zurück, können in den folgenden Wochen aber nicht verhindern, dass Schweden und Franzosen Bayern verwüsten. Für einen Entscheidungsschlag reicht jedoch auch die Kraft der Angreifer nicht mehr aus.

24. Oktober. Nach langen Verhandlungen in Münster und Osnabrück beenden Diplo-

maten aus ganz Europa mit dem „Westfälischen Frieden“ den Dreißigjährigen Krieg. Der Kaiser und die Vertreter der Reichsstände schließen mit Frankreich und Schweden einen Vertrag, der alle Verbündeten und Anhänger der jeweiligen Parteien miteinschließt.

Das größte Friedenswerk der Neuzeit begründet zugleich eine neue Ordnung für das Zusammenleben in Europa, die auf dem Prinzip gleichberechtigter, souveräner Staaten beruht. Darüber hinaus erlangen die Vereinigten Niederlande und die schweizerische Eidgenossenschaft durch das Vertragswerk ihre Unabhängigkeit vom Reich.

Das Leid, das der Krieg verursacht hat, ist indes gewaltig. Schätzungen zufolge sind rund vier Millionen Menschen allein in den deutschen Landen ums Leben gekommen – im Kampf gefallen, von plündernden Söldnern getötet, an Hunger und Seuchen gestorben.

● **1654**

17. Mai. Der im Vorjahr zusammengekommene Reichstag in Regensburg endet mit der Verkündung der gefassten Beschlüsse. Der Westfälische Frieden, der zahlreiche Bestimmungen über den Aufbau des Reiches enthält, etwa die gemeinschaftliche Machtausübung von Kaiser und Ständen, wird darin als „ein gegebenes Fundamentalgesetz“ und „immerwährende Richtschnur“ festgeschrieben. Damit legen die Beteiligten für das Staatengebilde in der Mitte Europas eine Verfassung und Friedensordnung fest, die mehr als 150 Jahre Bestand haben wird. ◇

Lesezeichen zum Herausnehmen

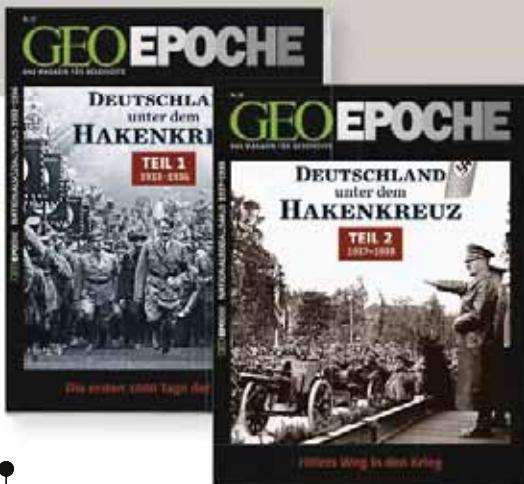


Fehlt hier das
GEOEPOCHE LESEZEICHEN?
Schreiben Sie an:
briefe@geo-epoch.de

Mit dem »Westfälischen Frieden« endet der vor allem auf deutschem Boden ausgetragene Dreißigjährige Krieg, eine Ära des Grauens für Millionen Menschen. Unterzeichnet wird er am 24. Oktober 1648 in Münster, wo wenige Monate zuvor die bis dahin de jure zum römisch-deutschen Reich gehörenden Vereinigten Niederlande ein separates Friedensabkommen mit Spanien geschlossen haben (Bild)

AUS DER GESCHICHTE LERNEN

**1 Jahr GEO EPOCHÉ für nur 98,- € lesen
oder verschenken und Wunsch-Prämie sichern!**



GEO EPOCHÉ-Bestseller

- „Deutschland unter dem Hakenkreuz“
- Teil 1: Die ersten 1000 Tage der Diktatur
- Teil 2: Hitlers Weg in den Krieg

Ohne Zuzahlung

**Prämie
zur Wahl!**



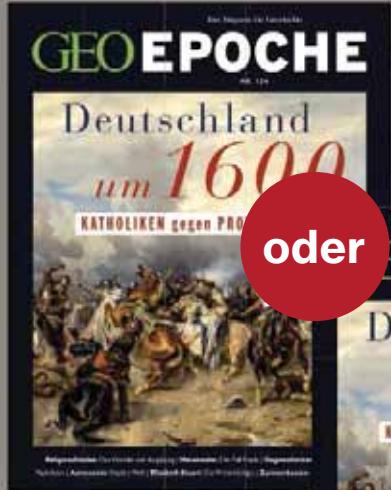
10,- € Amazon.de-Gutschein

- Für Ihre nächste Online-Shopping-Tour
- Riesige Auswahl, täglich neue Angebote
- Technik, Bücher, DVDs, CDs u.v.m.

Ohne Zuzahlung

Gleich Prämie wählen und bestellen:

6 Ausgaben GEO EPOCHÉ plus 1 Sonderausgabe von GEO EPOCHÉ inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 98,- € oder 6 Ausgaben GEO EPOCHÉ mit DVD plus 1 Sonderausgabe von GEO EPOCHÉ inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 129,- € – ggf. zzgl. einmaliger Zuzahlung für die Prämie. Studierende lesen mit 40% Rabatt (ohne Prämie). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Alle Preisangaben inklusive MwSt. und Versand. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



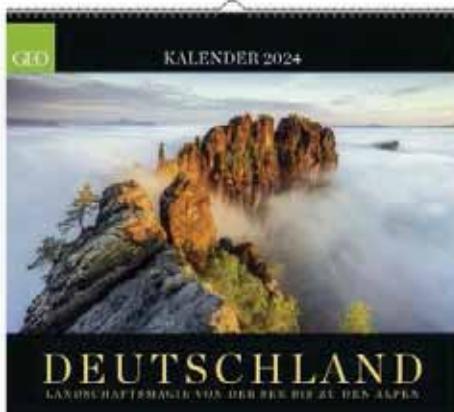
oder



6 x **GEO EPOCHE** +
1 Sonderausgabe
von **GEO EPOCHE**
portofrei nach Hause

DVD auf Wunsch
zu jedem Heft

Inkl. digitaler Ausgabe
zum Lesen auf Tablet,
Smartphone oder PC



GEO-Kalender „Deutschland“ 2024

- Von Amrum über die Lüneburger Heide bis zur Zugspitze
- Monat für Monat ein neues Traumziel mit Heimvorteil
- Format: 50 x 45 cm

Zuzahlung: nur 5,- €



GEO EPOCHE-Sammelschuber

- Schuber aus robustem Hartkarton
- Perfekt für Ihr Archiv zu Hause
- Fasst bis zu 8 Ausgaben

Zuzahlung: nur 1,- €

www.geo-epoch.de/abo

+49(0)40/55558990

Bitte Bestell-Nr. angeben:

ohne DVD selbst lesen
mit DVD selbst lesen

183 3806
183 3845

ohne DVD verschenken
mit DVD verschenken

183 3807
183 3846

ohne DVD als Student lesen
mit DVD als Student lesen

183 3808
183 3847



Keplers WELT



FANTASTISCHE
Kreaturen stellen in diesem Schaubild die Konstellationen des südlichen Sternenhimmels dar. Im 17. Jahrhundert kursieren diverse Theorien über die Mechanik der Planeten und Sterne. Der 1660 erschienene Himmelsatlas des Kosmografen Andreas Cellarius, aus dem diese und die folgenden Farbtafeln stammen, stellt sie einzeln vor

Mit seinem Werk »Astronomia nova« katapultiert Johannes Kepler die Sternenkunde 1609 in eine neue Ära: Der deutsche Forscher zeigt darin, welchen Gesetzen der Lauf der Planeten folgt. Doch die passen nicht zu der gottgegebenen Vollkommenheit, die seine Zeitgenossen in den himmlischen Bewegungen erkennen wollen



AM HOF von Kaiser Rudolf II. in Prag macht Johannes Kepler (1571–1630) bahnbrechende Entdeckungen

D

TEXT: Sebastian Kretz

Drei lange Jahre hat er warten müssen, der schmale Mann mit der hohen Stirn und dem dunklen Bart, der im Dienst des Kaisers den Nachthimmel erforscht. Warten, bis die Erben seines Vorgängers dessen Beobachtungsdaten freigeben. Warten, bis Rudolf II. ihm endlich die 500 Gulden auszahlt, die er braucht, um sein Manuscript zu vervielfältigen. Warten, bis die Pressen endlich seine auf Latein festgehaltenen Gedanken zu Papier bringen. Schließlich reist der Hofmathematicus persönlich aus Prag zum Drucker nach Heidelberg, um zu überwachen, dass dieser sein Werk auch wirklich setzt.

Im Jahr 1609 kann Johannes Kepler, mittlerweile Ende 30, es endlich vorstellen: die „Astronomia nova“, gut 380 Seiten im mächtigen Folioformat. Auf der Titelseite sticht das Wort Martis – Mars – hervor. Denn es ist die Berechnung seiner Umlaufbahn, die das Buch zu einem der bedeutendsten der Sternenkunde macht.

Kepler weiß, dass seine Schrift das Fach revolutionieren wird. Entsprechend selbstbewusst präsentiert er seine „Neue Astronomie“. In der Einführung vergleicht er seine Suche nach den Gesetzen des Himmels mit den Fahrten eines Christoph Kolumbus oder Ferdinand Magellan. Schon vorher sagt er, sein Werk werde „der ganzen Astronomie eine andere Gestalt“ geben. Und er hat recht. Es katapultiert eine Disziplin, die noch an antiken Glaubenssätzen festhält, in die Neuzeit: Bisher nahmen Astro-

nomen an, dass die Regeln der irdischen Physik im Weltall nicht gälten. Vielmehr lasse allein der Wille Gottes Sonne und Planeten um die Erde kreisen.

Kepler ist der Erste, der dieses Weltbild nicht nur infrage stellt – das haben vor ihm schon andere Denker getan –, sondern der es auch widerlegt. In seitenlangen Gleichungen weist der brillante Mathematiker nach, dass die Planeten auf Bahnen durchs All ziehen, die alles andere als göttliche Vollkommenheit verkörpern: Statt perfekter Kreise beschreiben sie Ellipsen und umrunden nicht einmal deren Mittelpunkt. Damit zertrümmert Kepler das herrschende Idealbild des Sonnensystems als einer Art Uhrwerk, von Schöpferhand perfekt justiert. Und vermagt, bisher undenkbar, irdische Naturgesetze mit himmlischen Sphären.

Vor allem aber beweisen seine Berechnungen ohne jeden Zweifel: Der Mensch steht nicht im Mittelpunkt des Kosmos. Alle Planeten, auch die Erde, kreisen um die Sonne. Damit provoziert Kepler eine Frage, die an den Grundfesten des Christentums rüttelt: Wenn das Weltall nicht um den Menschen herum gebaut ist, wenn in ihm alle Himmelskörper denselben Gesetzen folgen: Welche Rolle spielt dann noch Gott?

Als Kepler am 27. Dezember 1571 im württembergischen Weil der Stadt geboren wird, deutet nichts auf eine Laufbahn am kaiserlichen Hof hin. Die Mutter behandelt Kranke mit Kräutertinkturen, der Vater verdingt sich im Ausland als Söldner. Mit drei Jahren stirbt der Junge

beinahe an den Pocken, die Krankheit hinterlässt Narben auch an den Augen. Zeitlebens bleibt seine Sicht eingeschränkt.

Über seine Eltern wird sich der Astronom später wenig liebevoll äußern, den Vater als lasterhaft, die Mutter als streitsüchtig beschreiben. Eines aber gelingt den Keplers: Sie lenken den Blick des Jungen in den Himmel. Als Johannes fünf Jahre alt ist, führt seine Mutter ihn in einer Herbstnacht hinaus. Am Firmament gleißt, mit bloßem Auge mühe los erkennbar, „eine große leuchtende Kugel, die Feuer spuckte und in Rauch endete“, wie ein Zeitgenosse schreibt.

Weltweit wird der „Komet von 1577“ mit seinem langen Schweif beobachtet. Manche Gelehrte vermuten, dass es sich um ein Objekt innerhalb der Erdatmosphäre handelt. Andere nehmen an, dass die Sonne den glühenden Brocken ausgespien hat. Nur über eines sind sich die meisten Betrachter einig: Eine derartige Erscheinung am Himmel bringt Unglück, vielleicht den Tod eines Fürsten.

Denn während europäische Seefahrer längst die Weltmeere erkunden, Buchdrucker Schriften vervielfältigen und die Protestanten die Päpste herausfordern, hat die Sternenkunde das Mittelalter noch nicht hinter sich gelassen. Zwar hat Nikolaus Kopernikus, ein Gelehrter aus dem entlegenen Fürstbistum Ermland an der Ostsee, bereits in einer 1543 erschienenen Schrift behauptet, dass die Erde die Sonne umkreise und nicht umgekehrt. Doch mangels genauer Daten kann Kopernikus seine Theorie nicht beweisen – zumal sie der Erfahrung der Menschen widerspricht: Müsste nicht etwa auf der Erde enormer Fahrtwind entstehen, wenn sie stimmte?

Weder Rom noch die protestantischen Kirchen erkennen Kopernikus’ Lehre an. Den meisten

Voller WUNDER ist der Himmel

zeitgenössischen Sternenkundlern gilt sie als Spinnerei; sie halten sich an die Schöpfungsgeschichte oder die Schriften antiker Denker wie Platon oder Pythagoras. Weitgehende Einigkeit herrscht darüber, dass der Kreis als vollendete Form das ordnende Prinzip des Weltraums darstellt: Kreisrund seien die Bahnen der Himmelskörper um die Erde; kreisrund sei auch jene äußere Sphäre, an der die Sterne befestigt seien. Dass selbst die ungenauen Messdaten der Zeit dieser Vorstellung widersprechen, wissen die Astronomen durchaus. Aber bisher hat keiner von ihnen eine bessere Erklärung finden können.

Gut 800 Kilometer nördlich von Württemberg, in Dänemark, aber bahnt bereits ein Mann Kepler den Weg – freilich ohne es zu ahnen. In seinem Observatorium auf der Insel Ven vermisst der Astronom Tycho Brahe den Nachthimmel so minutiös wie kein Sternenkundler zuvor. Auch den Kometen von 1577 beschreibt er.

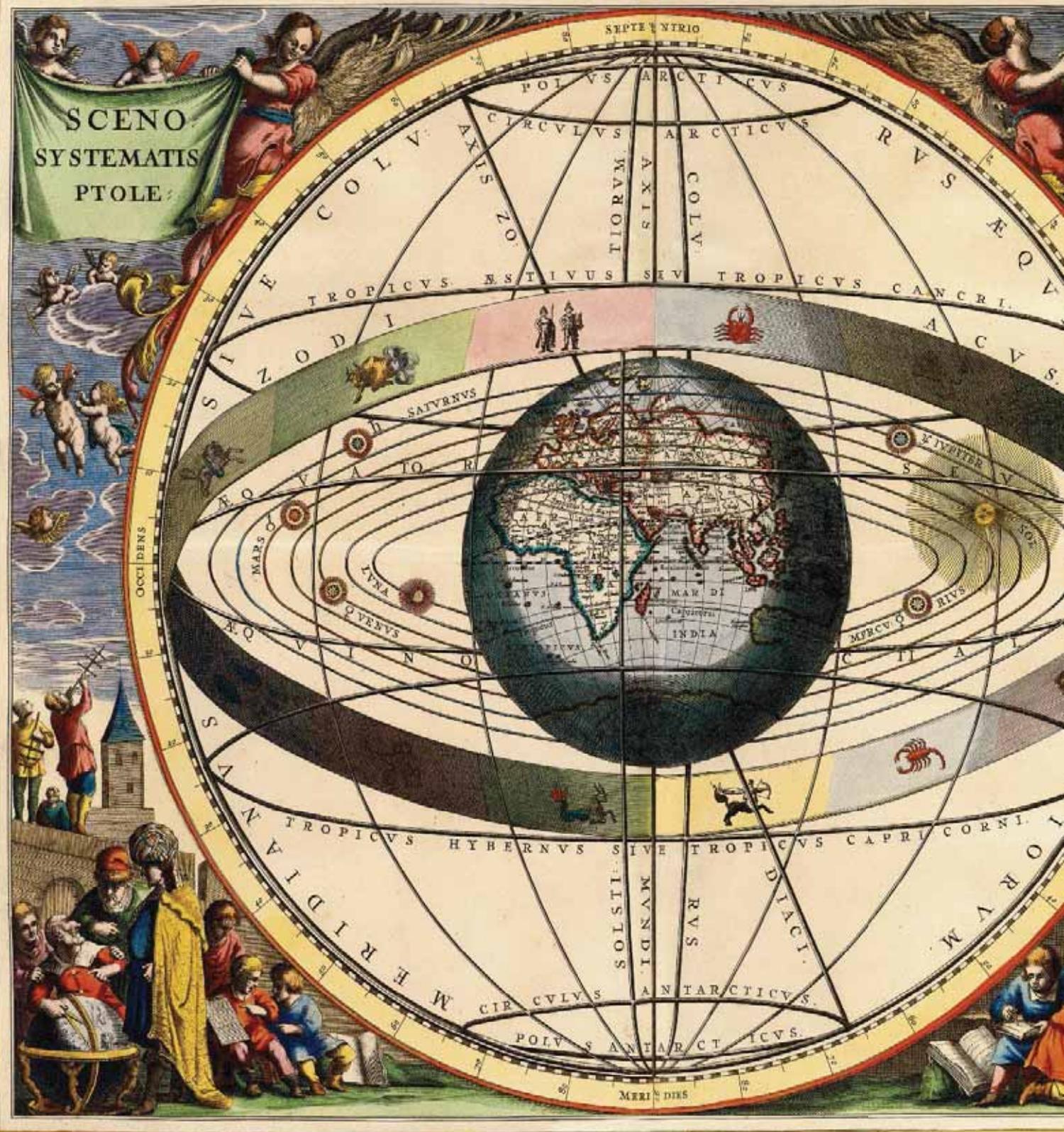
Knapp drei Jahre später zeigt Vater Kepler seinem Sohn eine Mondfinsternis – und weckt damit endgültig das Interesse des Jungen an den Sternen. Noch Jahrzehnte danach, als Hofmathematiker des Kaisers, wird er von der rötlichen Farbe berichten, die der Trabant in jener Nacht annahm.

Der jugendliche Kepler ist von schwacher Konstitution, erkrankt häufig. Umso wacher ist sein Geist. 1583 besteht er das Examen, das ihm eine theologische Laufbahn ermöglicht. Mit 17 Jahren schreibt er sich an der Universität Tübingen ein. Den Magisterlehrgang, der auch Astronomie und Mathematik umfasst, besteht er im August 1591 als Zweitbester.



GLEISSEND HELL
und weltweit sichtbar
zieht Ende 1577
ein Komet seine Bahn.

Johannes Kepler
ist keine sechs Jahre
alt, als er dieses
Naturschauspiel
beobachtet



NACH DEN LEHREN antiker Astronomen bildet die Erde den Mittelpunkt des Universums; Sonne, Mond und Planeten bewegen sich auf perfekten Kreisbahnen darum herum. Bis in Keplers Zeit glauben auch die meisten Sternenkundler fest an das geozentrische Weltbild, wie es der Geograf Claudius Ptolemäus im 2. Jahrhundert n. Chr. ausgearbeitet hat



Kepler ist aber auch ein Quertreiber. „Ein scharfer Spott“ liege ihm auf der Zunge, schreibt er über sich selbst. Seine Meinung trägt er unverblümmt vor, macht sich so schon früh einen Lehrer zum Feind, weil er ihn verbessert. Auch in religiösen Fragen hat er seinen eigenen Kopf, neigt etwa in der Abendmahlsslehre dem Calvinismus zu – eine gefährliche Haltung in Württemberg mit seiner streng lutherischen Landeskirche.

Wohl auch deshalb willigt Kepler ein, als er im Januar 1594 die Gelegenheit zu einem Ortswechsel bekommt. Er geht als Mathematikprofessor nach Graz. Neben der Lehre an der dortigen Stiftsschule besteht Keplers Aufgabe darin, sogenannte Prognostica zu erstellen. Voraussagen über Mond- und Sonnenfinsternisse, aber auch über Wetter, Unruhen und Kriege.

Aus den Himmelskörpern die Zukunft zu lesen ist im späten 16. Jahrhundert weder ungewöhnlich noch anrüchig. Natürliches und Übernatürliche sind noch nicht getrennt. An der Universität in Tübingen ist die Sternendeutung gar ein eigenes Fach; Fürsten lassen sich von Astrologen beraten, bevor sie eine Schlacht beginnen oder den Tag einer Hochzeit festlegen. Kepler selbst sagt für 1595 einen Kälteeinbruch, Bauernunruhen und einen Angriff der Türken korrekt voraus.

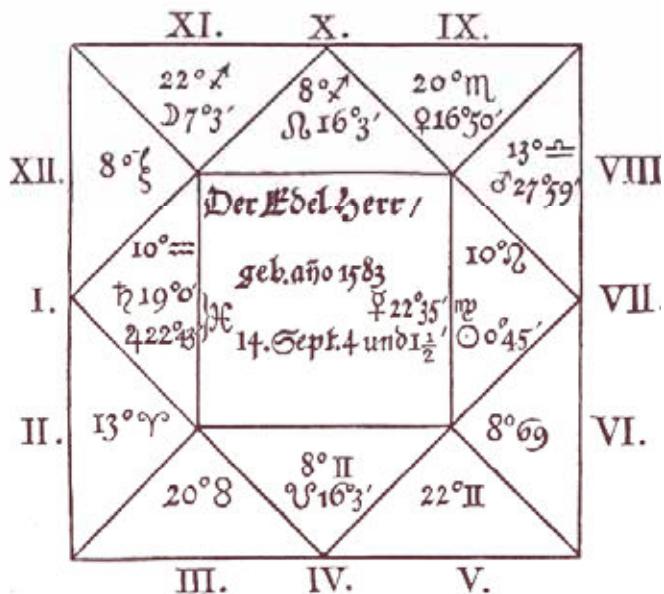
Lieber aber widmet er sich der Frage, die ihn sein ganzes Leben lang beschäftigen wird: Wie lassen sich die Bahnen der Planeten durchs All erklären?

Zu aussagekräftigen Beobachtungen ist er jedoch gar nicht in der Lage. Mit seinen schlechten Augen erkennt er kaum etwas am Nachthimmel; gute Instrumente kann er sich nicht leisten. In seinem 1596 veröffentlichten Erstlingswerk „Mysterium Cosmographicum“ muss er sich deshalb mit Spekulationen begnügen. Noch ist er völlig gefangen in der zeittypischen Annahme, alles im Welt Raum folge einem ordnenden göttlichen Prinzip. Trotzdem gibt die Schrift seinem Lebensweg eine alles entscheidende Wendung.

Denn bald erhält Kepler, inzwischen mit der wohlhabenden Witwe Barbara Müller verheiratet, einen Brief von ebenjenem Tycho Brahe, der über den Kometen von 1577 geschrieben hatte. Zwar verwirft der erfahrene Astronom die Theorien seines jungen Kollegen. Von dem Scharfsinn, mit dem dieser seine Überlegungen ausführt, zeigt er sich aber beeindruckt.

Kepler wittert seine Chance: Käme er an Brahes Messdaten, könnte er sich seinem großen Ziel, die Mechanik hinter den Planetenbahnen zu verstehen, mit den Mitteln der Mathematik nähern. Im Februar 1600 besucht er Bra-

ASTROLOGIE
und Astronomie sind noch eng verbunden. Auch Johannes Kepler erstellt Horoskope, wie dieses für Wallenstein, den kaiserlichen Feldherrn im Dreißigjährigen Krieg



he, der kurz zuvor in Prag eine Stelle als Hofmathematiker des Kaisers angetreten hat. Kurzerhand bietet der Däne ihm an, gemeinsam zu arbeiten.

Auf dem abgeschiedenen Schloss Benatek bei Prag kommt ein ungleiches Forscherpaar zusammen. Hier Brahe, der großspurige, kräftige Adelige Mitte 50 mit seinem gewaltigen, blonden Schnurrbart, der sich bei Tisch von einem kleinwüchsigen Hofnarren unterhalten lässt und einen willfährigen Assistenten sucht. Dort Kepler, der 25 Jahre jüngere Deutsche aus bescheidenen Verhältnissen, der die Daten des Kollegen für eigene Zwecke nutzen will. An Selbstbewusstsein mangelt es beiden nicht. Bald geraten sie in Streit, versöhnen sich aber rasch.

Kepler lässt sich darauf ein, dem Dänen „zwei Jahre lang an die Hand zu gehen“. Der Moment, Graz zu verlassen, ist günstig. Der katholische Erzherzog zwingt alle Protestanten zu konvertieren. Ge-

meinsam mit Barbara und deren Tochter aus erster Ehe macht er sich auf den Weg nach Prag.

Während allerorten im Reich die Konflikte der Reformationszeit wieder aufbrechen, ragt die Stadt aus dieser Dämmerung heraus wie ein Leuchtturm. Seit Rudolf II. 1583 den kaiserlichen Hof von Wien in die böhmische Hauptstadt verlegte, ist sie zur Metropole erblüht: Unter ihren 60 000 Einwohnern sind Gesandte aus Frankreich, Venedig, dem Vatikan, dazu Polen, Spanier, Griechen, Niederländer. Katholiken, Protestant und mindestens 3000 Juden leben in Prag friedlich miteinander.

Im Gegensatz zu anderen Habsburgern hält Rudolf wenig davon, das eigene Bekenntnis mit Gewalt durchzusetzen. Er sieht seine Aufgabe darin, das Geheimnis der Schöpfung zu ergründen. Wie besessen sammelt er Bücher, Messinstrumente, Tierpräparate, lässt sich Münzen und Waffen aus aller Welt bringen, Statuen aus Bronze, Wachs und Stein.

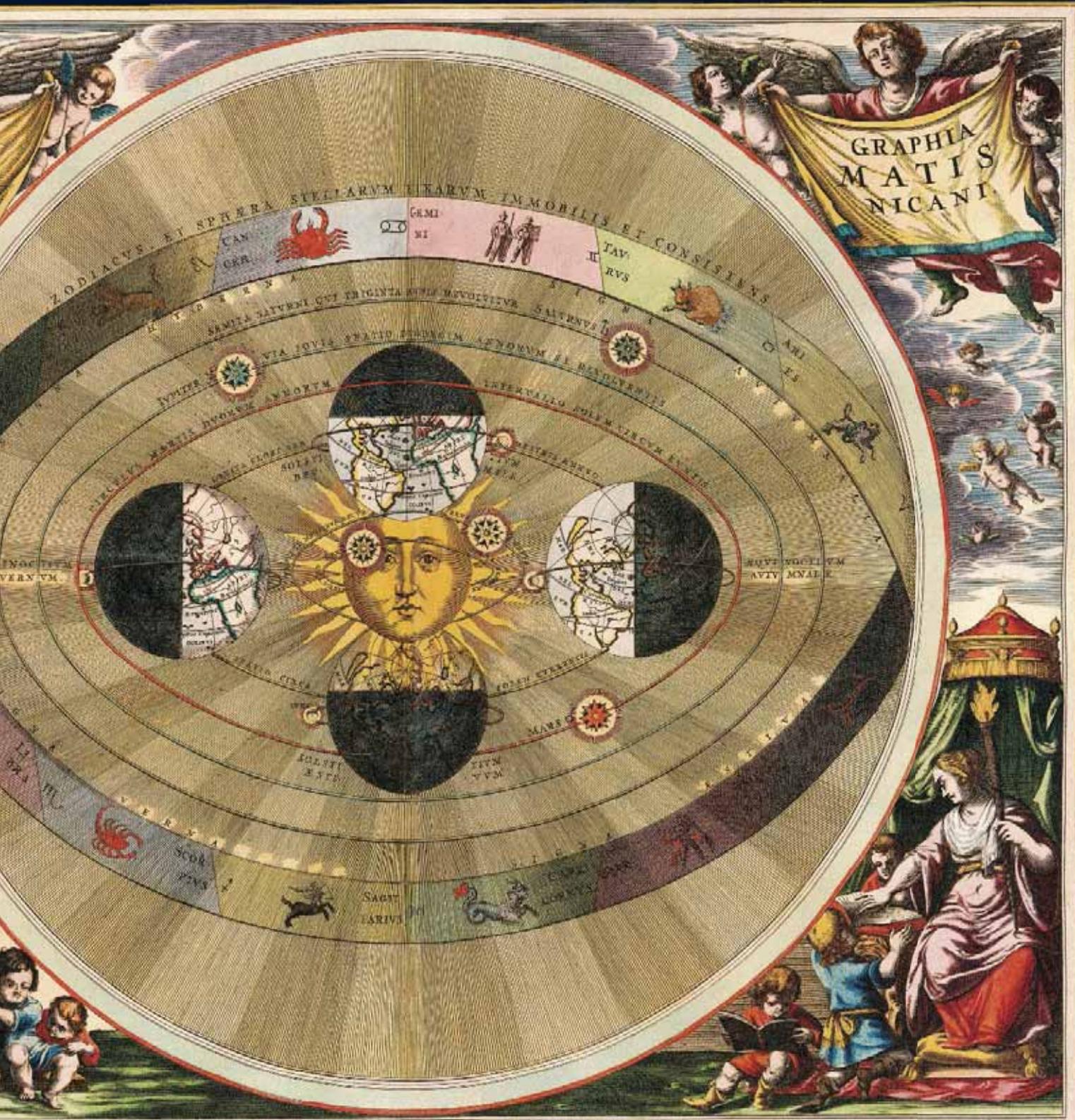
Für seine Sammlungen hat er eigens ein 100 Meter langes Gebäude umbauen lassen, das überquillt von Gemälden Leonardo da Vincis, Dürers, Arcimboldos. Rudolf hat Künstler, Botaniker, Chemiker, Ärzte, Antiquare in die Stadt geholt.

Vor allem aber versammelt er einige der besten Astronomen Europas. Vom Blick zu den Sternen erhofft sich der Kaiser nicht nur ein tieferes Verständnis der Welt. Sondern auch Antworten auf ganz praktische Fragen, etwa nach der Wahl der richtigen Generäle im Kampf gegen die Türken oder nach der Wahrscheinlichkeit, Opfer eines Attentats zu werden.

Kepler kommt an einem Herbsttag an. Obwohl er wieder einmal krank ist, nimmt er sofort

NIKOLAUS KOPERNIKUS (1473–1543) postuliert, dass die Sonne das Zentrum des Universums ist, nicht die Erde. Doch er geht noch von gleichförmigen Bewegungen der Planeten aus



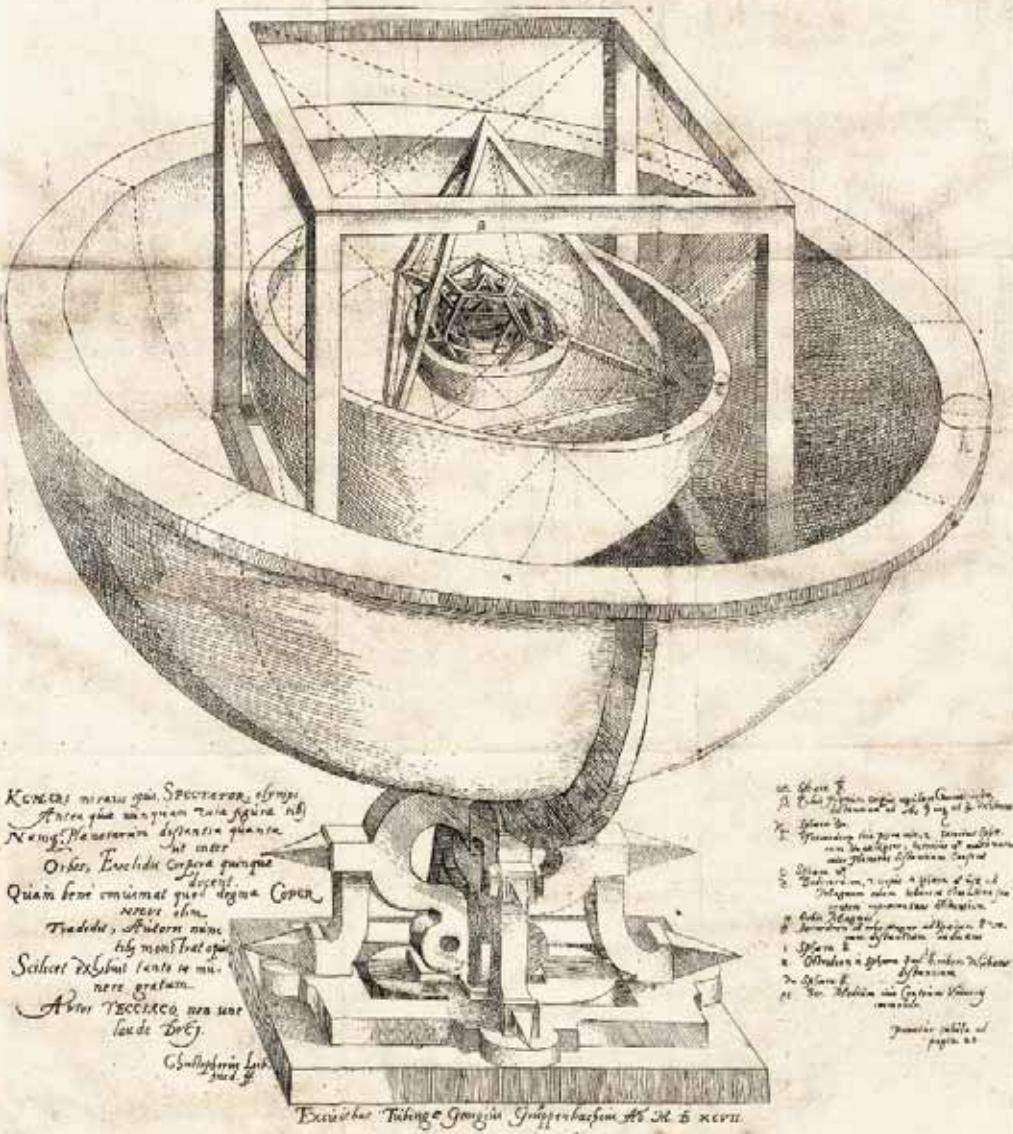


LAUT KOPERNIKUS umkreisen die Planeten – und auch die Erde – die Sonne auf regelmäßig runden Bahnen. Kepler folgt diesem von der katholischen Kirche und den Protestanten abgelehnten neuen Weltbild (oben), erkennt aber bald, dass Teile davon nicht ganz richtig sein können

Jahrelang RECHNET Kepler

TABVL III. ORBIVM PLANETARVM DIMENSIONES, ET DISTANTIAS PER QVINQUE REGULARIA CORPORA GEOMETRICA EXHIBENS.

ILLUSTRISS. PRINCIPI, AC DNO, DNO. FRIDERICO, DVCI WIR-
TENBERGICO, ET TEGIO, COMITI MONTIS BELGARVM, ETC. CONSECRATA.



IN EINEM WERK, das Kepler bereits 1596 veröffentlicht, lässt er die Bahnen der Planeten auf Kugeln verlaufen (oben); ihre Zwischenräume entsprächen dabei exakt den Verhältnissen, die durch bestimmte geometrische Körper definiert werden, etwa einen Würfel im Fall der Sphären von Saturn und Jupiter. Erst später wird Kepler klar: Die Planeten bewegen sich nicht auf perfekten Kreisen, sondern in Ellipsen

die Arbeit auf. Musste er sich bisher mit selbst geschnitztem Holzwerkzeug begnügen, hat er nun Zugriff auf modernstes Beobachtungsgerät.

Bald darauf nimmt Brahe Kepler mit ins Innerste der Prager Burg, jenes gewaltigen, über die Jahrhunderte immer wieder erweiterten Gebäudekomplexes auf dem Berg Hradschin hoch über der Moldau, der dazu beigetragen hat, dass Prag den Beinamen „die Hunderttürmige“ besitzt. Hier empfängt der Kaiser persönlich Kepler und seinen Hofmathematiker. Die beiden Forscher kehren mit einem Großauftrag zurück. Sie sollen einen neuen Planetenkatalog erstellen, der auf Jahrzehnte die Positionen der Himmelskörper voraussagt – ein unverzichtbares Werkzeug etwa für Seefahrt und Astrologie. Diese Rudolfinischen Tafeln sollen genauer sein als alle vergleichbaren Werke. Um sie zu vollenden, werden die beiden Astronomen jahrelange, aufwendige Berechnungen anstellen müssen.

Brahe aber leidet kurz darauf an schweren Unterleibsschmerzen: vermutlich eine Infektion, von der er sich nicht mehr erholt. Er stirbt am 24. Oktober 1601 im Alter von 54 Jahren (späteren Spekulationen, Kepler habe ihn mit Quecksilber vergiftet, um an seine Daten zu kommen, hat eine Untersuchung von Brahes Skelett ausgeschlossen).

In zahlreichen Schriften wird Kepler betonen, wie sehr er um seinen Mentor trauere. Dessen frühen Tod weiß er aber durchaus für sich zu nutzen. Noch bevor die Erben reagieren, nimmt Kepler einen papiernen Schatz an sich: Brahes Aufzeichnungen. Jahrelang wird er mit den Hinterbliebenen

um die Rechte an diesen Daten streiten. Zwei Tage nach Brahes Tod ernennt der Kaiser Kepler zum neuen Hofmathematiker.

Der gerade 29-Jährige hat nun alles, was er braucht, um die Mechanik der Planeten zu verstehen. Den Schlüssel dazu vermutet Kepler im Mars. Dessen Weg durchs All wirkt erratisch, bisweilen scheint er sogar umzukehren. Mit der Annahme, alle Planeten umrundeten die Erde auf kreisrunden Bahnen, lassen sich diese Bewegungen nicht erklären. Mit Brahes Datenschatz, so Keplers Hoffnung, kann er die Marsbahn berechnen, statt nur über sie zu spekulieren. Gut sechs Jahre lang wird Kepler an diesem Werk arbeiten.

Weil der Kaiser sein Gehalt nur sporadisch auszahlt, erstellt Kepler nebenbei für wohlhabende Prager Horoskope. Zwar betont er, Schicksale ließen sich nicht allein aus den Sternen bestimmen. Einem anonymen Auftraggeber prognostiziert er aber, dieser werde dereinst „zue hohen Digniteten, Reichtumb und auch zue stattlicher Heurath gelangen“. Diese Vorhersage trifft nicht nur ein; Jahrzehnte später wird der Unbekannte ihn sogar drängen, in seinen Dienst zu treten.

Kepler ist voller Energie, knüpft Kontakte zu anderen Prager Gelehrten, pflegt Freundschaften. Mit seiner Familie lebt er in einem Haus auf dem Hradschin, unweit der Burg. 1602 bringt Barbara die Tochter Susanna zur Welt; das erste von zwei Kindern, die das Säuglingsalter überleben.

Wann immer es seine Pflichten im kaiserlichen Dienst zulassen, wendet sich Kepler dem Mars zu. Unzählige Hypothesen stellt er auf, aber keine lässt sich mit Brahes Daten in Einklang bringen, so sehr er es auch versucht. Hunderte Seiten füllt er mit Entfer-

nungstabellen, Triangulationen, Sinustafeln. Quälend langsam nähert er sich einer Erkenntnis an, die er zunächst für dermaßen abwegig hält, dass er von einem Fehler ausgeht. Ein Jahr lang prüft er sie immer wieder. Für einen einzigen Rechenschritt, wird er hinterher klagen, habe er „181 Mal die gleiche Rechnung“ ausgeführt.

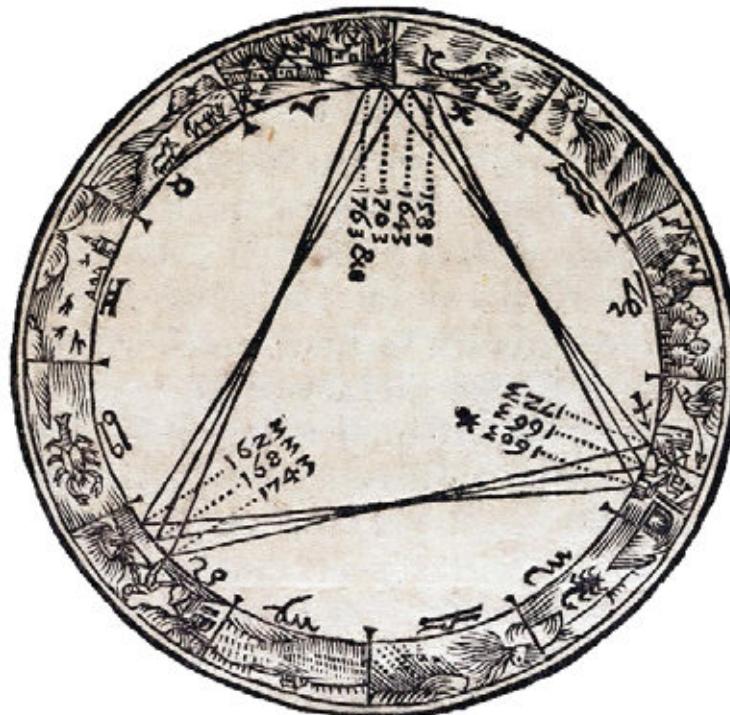
Aber das Ergebnis bleibt gleich. Um Ostern 1605 ist er sich sicher: „Nun habe ich das Ergebnis“, schreibt er dem norddeutschen Astronom David Fabricius. „Die Planetenbahn ist eine vollkommene Ellipse.“ Die Sonne, kann Kepler außerdem zeigen, liegt nicht im Mittel-, sondern in einem der davon abweichenden Brennpunkte der Ellipse. Diese Erkenntnis wird später als Erstes Keplersches Gesetz bezeichnet werden. Mit dem Zweiten Keplerschen Gesetz weist der Astronom nach, dass mit steigender Entfernung zur Sonne die Geschwindigkeit eines Planeten auf einer solchen Ellipse sinkt.

DIE POSITION
eines »neuen
Sterns«, der
1604 gesichtet
wird (tatsäch-
lich eine Super-
nova), zeigt
Kepler in diesem
Schema (kleiner
Pfeil rechts).
Eingezeichnet
sind zudem
die »Großen
Konjunktionen«
von Jupiter
und Saturn,
vorausberech-
net bis zum
Jahr 1763

Ein knappes Jahr noch feilt er an der „Astronomia nova“. Doch bevor er das gedruckte Werk in der Hand hält, beginnt ein langes, frustrierendes Warten. Zunächst muss er sich mit den Hinterbliebenen Brahes einigen. Sie verdächtigen Kepler, er wolle den Beitrag seines Vorgängers unterschlagen. Weil Rudolf sein Gehalt weiterhin nur unregelmäßig auszahlt, musste Kepler außerdem die kaiserlichen Zuschüsse für die „Astronomia“ für seinen Lebensunterhalt ausgeben. Nun, da er das Manuskript fertiggestellt hat, fehlt ihm das Geld.

Etwa zwei Jahre lang hält er seinen Heidelberger Drucker hin, erbettelt Aufschub um Aufschub. Als Rudolf schließlich jenen letzten Zuschuss von 500 Gulden freigibt, ist Kepler unter solch finanziellem Druck, dass ihm trotzdem nichts anderes übrigbleibt, als seinem Drucker die gesamte Auflage zu verkaufen.

Als die „Astronomia“ im Frühjahr 1609 endlich erscheint, hofft Kepler darauf, einen wissenschaftlichen Austausch anzustossen, dem kopernikanischen Welt-



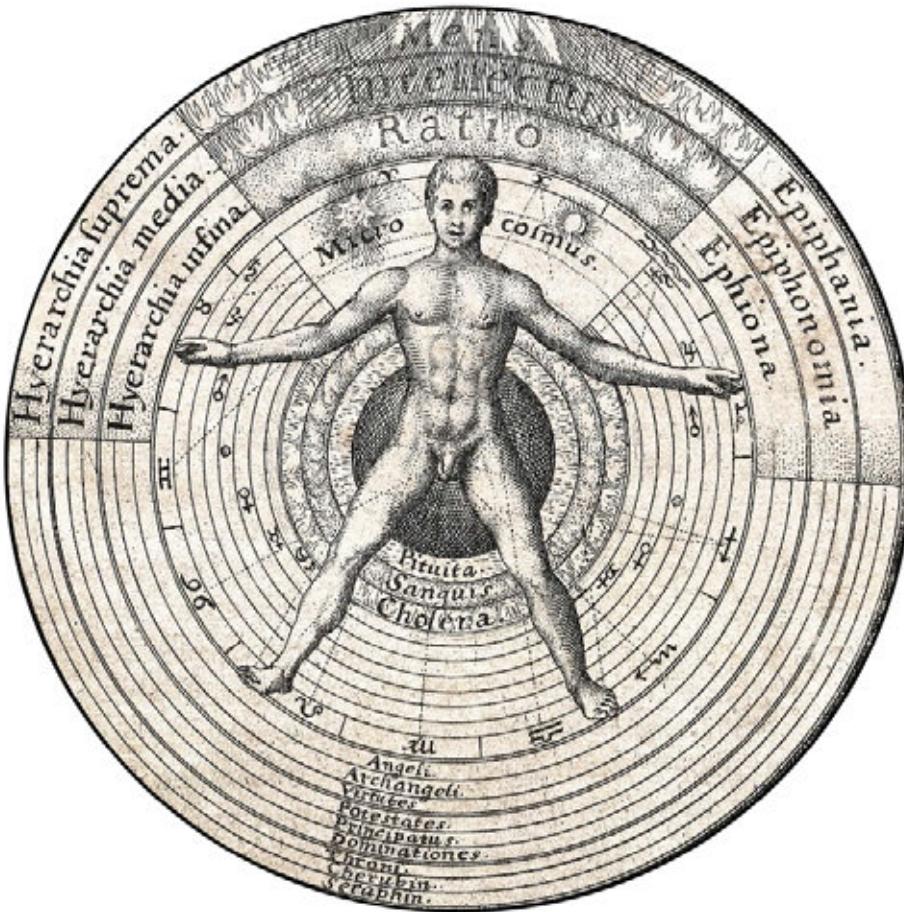


bild zum Durchbruch zu verhelfen. Aber nichts davon geschieht. Die Veröffentlichung ist eine einzige Enttäuschung; in den Monaten danach erhält er kaum Briefe von namhaften Kollegen.

Deren Zurückhaltung hat mehrere Gründe: Zum einen ist die „Astronomia“ äußerst schwer zu lesen. Im Text springt Kepler zwischen altem und neuem Weltbild und nimmt frühe gedankliche Irrwege mit auf. Er selbst warnt in der Einleitung, dass „die Hinderisse und Dornen auf meinen Gedankenpfaden auch der Leser zu spüren bekommt“.

Der Hauptgrund für den ausbleibenden Ruhm ist aber wohl schlicht: Kepler überfordert viele seiner Kollegen. Mit derselben Sturheit, mit der er einst seine Lehrer verbesserte, hat er jahrelang gerechnet – bis die Himmelsdaten Sinn ergaben. Für die Fachwelt aber kommen seine Er-

ANDERE DENKER treibt um 1600 die Frage um, welche Rolle der Mensch im kosmischen Geschehen spielt (Schaubild vom Deckblatt eines esoterischen Werks des englischen Philosophen Robert Fludd)

kenntnisse aus dem Nichts. Zudem die „Astronomia nova“ mehr bedeutet als das Ersetzen einer Theorie durch eine andere. Kepler konnte sein Durchbruch erst gelingen, als er bereit war, die Idee der perfekten Kreisbahn zu verworfen und jene der als unvollkommen empfundenen Ellipse zu akzeptieren. Damit nahm er hin, dass im Weltraum nicht etwa eine göttliche Ordnung gilt, die über den Naturgesetzen steht. Nahm auch hin, dass sich die Wege der Planeten durchs All mit denselben mathematischen Mitteln berechnen lassen, die auch auf Erden funktionieren.

Mit diesem kühnen Sprung hat er nicht nur die moderne Astrophysik begründet. Er hat auch den Raum, in dem Gottes Wirken augenfällig schien, zu einer Art gigantischem Mobile degra-

dert – auch wenn der tiefgläubige Kepler den allmächtigen Schöpfergott zeitlebens nie infrage stellen wird. Für seine Zeitgenossen jedenfalls ist diese „neue Astronomie“ keine wissenschaftliche Revolution. Sie ist ein Irrtum. Selbst viele kritische Denker der Zeit sind nicht bereit, Kepler auf diesem Weg zu folgen. Nicht einmal seinen Vertrauten Fabricius kann er überzeugen.

Viel Zeit, sich zu grämen, bleibt ihm nicht. Mittlerweile spitzt sich auch in Prag der Religionskonflikt zu, denn Rudolf ist von seinem streng katholischen Bruder Matthias weitgehend entmachtet worden. Zudem erliegt Barbara im Juli 1611 dem Fleckfieber. Als im Winter auch Rudolf stirbt, hält Kepler nichts mehr in der Stadt. Im Mai 1612 lässt er sich in Linz als Lehrer und Kartograf nieder.

In den kommenden Jahren muss Kepler, inzwischen mit der Schreinerstochter Susanna Reuttinger verheiratet, immer wieder nach Württemberg reisen, um seine Mutter, die Kräuterfrau, gegen den Vorwurf der Hexerei zu verteidigen. Erst 1621 wird er sie endgültig vor dem Scheiterhaufen retten können.

Unterdessen geht in Prag der intellektuelle Zirkel nieder, in dessen Umfeld Kepler seine „Astronomia“ schuf. Nach Rudolfs Tod hat Matthias den Hof wieder nach Wien verlegt. Und als 1618 mit dem Prager Fenstersturz der Dreißigjährige Krieg beginnt, ist das Ende der Stadt als kulturelles Zentrum Mitteleuropas besiegelt.

Kepler dagegen vollendet seine Revolution der Astronomie. In seiner „Weltharmonik“ aus dem Jahr 1619 formuliert er das Dritte Keplersche Gesetz: Planeten brauchen für eine Umrundung der Sonne umso länger, je weiter sie von ihr entfernt sind. Die Dauer einer Umrundung lässt sich aus

der Entfernung berechnen – und umgekehrt.

Doch auch diese Schrift bringt Kepler nicht den erhofften Ruhm ein. Der Text ist wenig stringent und kommt außerdem zur Unzeit auf den Markt: Rom behandelt Schriften besonders kritisch, die das Weltbild des Kopernikus verbreiten.

Ohnehin haben die Zeitgenossen andere Sorgen. Der bisher rein böhmische Krieg greift auf das Reich über. Im Sommer 1620 besetzt ein Söldnerheer unter bayrischem Befehl Linz. Zwar kann Kepler zunächst weiterarbeiten. Nach beinahe einem Vierteljahrhundert stellt er sogar endlich die Rudolfinischen Tafeln fertig, jene Sammlung von Planetendaten, mit der Rudolf ihn in Prag beauftragt hatte.

Als aber 1626 in den Wirren eines Bauernaufstands die Werkstatt von Keplers Drucker in Flammen aufgeht, verlässt er gemeinsam mit Susanna und seinen Kindern Linz. Die Tafeln lässt er in Ulm vervielfältigen. Sie sind wohl das Werk, für das er zu Lebzeiten die größte Anerkennung erfährt: Seine Erkenntnisse bereitet er darin so praxisnah auf, dass nicht nur Mathematiker sie verstehen. Unter Seeleuten, Kalendermachern und Sterndeutern spricht sich bald herum, dass Keplers Himmelsdaten viel präziser sind als bisherige Verzeichnisse.

Da tritt Anfang 1628 jener Mann an ihn heran, dem er vor beinahe 20 Jahren Reichtum und hohe Ämter vorausgesagt hat: Albrecht von Wallenstein, als kaiserlicher Generalissimus nunmehr auf dem Höhepunkt seiner Macht. Der schwerreiche Söldnerführer hält Kepler für einen derart begnadeten Wahrsager, dass er ihn drängt, in seinen Dienst einzutreten. Er verspricht ihm sogar, die kaiser-

lichen Schulden bei Kepler in Höhe von 11 817 Gulden zu begleichen und ihm in seinem schleischen Herzogtum Sagan eine Druckerei zu errichten.

Kepler sagt zu. Doch der Umzug macht ihn nicht glücklich. Den Dialekt der Einheimischen versteht er kaum, klagt über Einsamkeit. Zudem verlangt Wallenstein ständig neue astrologische Gutachten. Nach gut zwei Jahren erfährt Kepler, dass sein umstrittener Dienstherr auf dem Kurfürstentag in Regensburg in Ungnade gefallen ist, und macht sich auf den Weg dorthin. Er will klären, ob seine Stelle bestehen bleibt.

Als er Anfang November 1630 in der Stadt eintrifft, ist die Versammlung bereits vorbei. Wie so oft erkrankt der inzwischen 58-jährige Astronom an einem schweren Fieber. Dass der abreisende Kaiser ihm noch ein paar Dukaten schenkt, nimmt er wohl gar nicht mehr zur Kenntnis. Johannes Kepler stirbt am 15. November.

Mit ihm erlischt das hellste Licht, das in der immer tieferen Dunkelheit des Dreißigjährigen Kriegs noch leuchtete. Es wird Jahrzehnte dauern, bis sich Mitteleuropa von der Katastrophe erholt. Noch mehr Zeit wird vergehen, bis die Wissenschaft die Tragweite von Keplers Werk versteht, bis Denker wie Newton, Descartes, Leibniz, Hegel, Einstein die wahre Größe des Astronomen erkennen.

Kepler selbst wäre davon nicht überrascht gewesen: „Wohlan, ich werfe die Würfel und schreibe ein Buch für die Gegenwart oder die Nachwelt“, hat er 1619 im Vorwort seiner „Weltharmonik“ notiert. „Mir ist es gleich. Es mag hundert Jahre seines Lesers harren.“ ◇

LITERATURTIPPS

THOMAS POSCH

»Johannes Kepler – Die Entdeckung der Weltharmonie«

Verständlich und lebendig geschriebene Biografie (Theiss).

ELIŠKA FUČÍKOVÁ

»Prague in the Reign of Rudolf II.«

Prachtvolles Buch über Prag um 1600 (Karolinum Press).



Lesen Sie auch »Prag und der Gelehrtenkaiser: Rudolf II.«
(aus GEOEPOCHE Nr. 46) auf
www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Bereits als junger Mann ist Johannes Kepler gefragter Mathematiker und Astrologe. Als er auch die astronomischen Beobachtungen und Messungen Tycho Brahes, seines Mentors und Vorgängers als Hofmathematiker von Kaiser Rudolf II., auswerten kann, gelingt ihm der wissenschaftliche Durchbruch – und mit den drei „Keplerschen Gesetzen“ legt er die Basis für das moderne Verständnis der Bewegungen von Himmelskörpern.

um 1610

Mystik

EINE KIRCHENLAUFBAHN STREBT der Protestant Johann Valentin Andreae (1586–1654) an. Doch während des Studiums macht er auch Bekanntschaft mit Utopisten und Mystikern, verfasst anonym oder unter anderem Namen entsprechende Schriften. Erst als er entlarvt zu werden droht, distanziert er sich



IM NOCH JUNGEN 17. JAHRHUNDERT versetzen die Schriften einer rätselhaften, „Rosenkreuzer“ genannten Bruderschaft das Herz Europas in Aufregung. Niemand weiß, wer die Texte wann geschrieben hat. Doch ihre Botschaft lässt aufhorchen: Der Menschheit stehe eine glückliche Wende unmittelbar bevor; wer sich dem Orden anschließe, könne verborgenes Wissen erlangen und magische Künste erlernen.

Mutmaßungen über den Ursprung der mysteriösen Vereinigung kursieren: Die einen sind überzeugt, die Rosenkreuzer hätten sich vor langer Zeit in Ägypten formiert, in Indien oder bereits im Paradies. Andere glauben, dass der Verfasser der verheißungsvollen Zeilen noch lebt und dass er Johann Valentin Andreae heißt.

Der Mann, der für den Wirbel verantwortlich sein soll, wird 1586 im württembergischen Herrenberg geboren. Die Familie ist im streng lutherischen Herzogtum hoch angesehen. 1602 beginnt Andreae ein Studium der „Freien Künste“, des allgemeinen Bildungskanons seiner Zeit, sodann der Theologie in Tübingen, er knüpft Freundschaften mit protestantischen Theologen, aber auch mit Utopisten wie Tobias Heß, der okkulten Lehren anhängt und den baldigen Anbruch eines glücklichen Zeitalters erwartet.

Geheimwissenschaften aller Art, Astrologie und Alchemie blühen um diese Zeit in den deutschen Landen. Angesichts von Missernten, Teuerung und Epidemien suchen immer mehr Menschen Zuflucht in der Mystik, verfallen den Versprechungen selbst ernannter Propheten. Doch das ist riskant: Der schwelende Streit der Konfessionen hat ein Klima der Intoleranz befördert. Auch in Württemberg geht die Geistlichkeit rigoros gegen Abweichler vor.

Andreae inspiriert all das zu einem gelehrten Experiment: Was wäre, wenn eine Vereinigung wissender Menschen die Welt zu einem besseren Ort machen könnte? Wohl zusammen mit Freunden entwickelt er in mehreren Schriften die Utopie von einer geheimen Bruderschaft, die einst von einem wohltätigen Magier namens Christian Rosenkreuz begründet worden sei. Dieser fiktive Bund fordert nun die Gelehrten Europas dazu auf, eine „allgemeine Reformation“ des Lebens

in die Wege zu leiten, und verkündet, in Kürze allen Suchenden verborgene Mysterien zu enthüllen.

Das Ganze ist wohl nicht mehr als eine intellektuelle Spielerei, die jedoch außer Kontrolle gerät: Einige der unter der Hand verbreiteten Manuskripte bekommen Leute zu sehen, die sie für bare Münze nehmen – und ab 1614 drucken lassen. Die Veröffentlichungen lösen eine Art geistigen Tumult aus. Viele Menschen, denen die Kirche keinen Trost mehr

bieten kann, bekunden in offenen Briefen den Wunsch, der Bruderschaft beizutreten. In kürzester Zeit kursieren mehr als 200 Flugschriften mit Spekulationen über die Rosenkreuzer, Hochstapler geben sich als Angehörige des Ordens aus.

Die Erregung steigert sich noch, als 1616 unter dem Titel „Chymische Hochzeit“ der vorgebliebene Selbstbericht des Christian Rosenkreuz über seine Initiation erscheint. Doch Bekannte, die sich über die Schriften ärgern, erkennen Andreae als den eigentlichen Urheber und drohen, seinen Namen öffentlich zu nennen.

Der aber dementiert. Und spottet in mehreren Traktaten sogar über die Rosenkreuzer-Anhänger. Denn Andreae hat inzwischen ein geistliches Amt inne, fürchtet wohl um seine Karriere – und betont von nun an unentwegt seine „Rechtgläubigkeit“.

Mit Erfolg: Während des Dreißigjährigen Krieges steigt er in seiner Landeskirche bis zum Hof-

prediger in Stuttgart auf. Der erfundene Orden scheint dem einstigen Träumer kaum einen Gedanken mehr wert – wie überhaupt die grauenvolle Realität des Krieges den Menschen die mystischen Illusionen austreibt. Als Johann Valentin Andreae 1654 stirbt, hat sich die Euphorie um die Rosenkreuzer längst gelegt.

Doch ihr Mythos überdauert. Gut 100 Jahre nach Andreaes Tod gründet sich vermutlich in Frankfurt am Main ein bald europaweit verbreiteter Geheimorden namens „Rosenkreuzer“, dem sich selbst Fürsten und Könige anschließen. Und bis in die Gegenwart treten spirituelle Vereinigungen unter dem Zeichen des Rosenkreuzes auf. So ist in gewisser Weise aus der fiktiven Bruderschaft, die Johann Valentin Andreae einst erfand, doch noch Wirklichkeit geworden. ☈



DER FIKTIVE ORDEN

Ein württembergischer Theologe erfindet um 1610 einen Geheimbund, der den Menschen den baldigen Anbruch einer heiteren Zukunft verheißt: die »Rosenkreuzer«. Die Idee fällt auf fruchtbaren Boden

TEXT: Marie Oellig

1613

Elisabeth Stuart

DIE WINTER KÖNIGIN

TEXT: Mathias Mesenböller KARTE: Klaus Kühner

Sie ist eine englische Prinzessin, die 1613 nach Heidelberg zieht, um an der Seite des protestantischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz ein glamouröses Leben zu führen. Sechs Jahre später besteigt Elisabeth Stuart gemeinsam mit ihrem Mann gar den böhmischen Thron. Doch nur knapp zwölf Monate sind ihr als Königin beschieden – dann stürzt das Paar mit dem Land in die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges

A detailed oil painting portrait of Queen Elisabeth Stuart. She is shown from the chest up, wearing an elaborate Elizabethan-style ruff collar made of white lace. Her dark hair is styled in an updo and adorned with a large, ornate crown featuring gold-colored geometric shapes and a prominent feather. A long, dark necklace with large, round, light-colored beads hangs down her chest. She wears a dark, patterned dress with a high collar and a decorative brooch at the center. The background is a solid, dark purple.

ERST 16 JAHRE
alt ist Elisabeth
Stuart bei ihrer
Hochzeit – wie
ihr Ehemann,
mit dem sie im
Schloss zu Hei-
delberg (links)
überwiegend
heitere Jahre
verbringt

G

Gespannte Erwartung. 1000, vielleicht sogar 2000 Reiter in glänzenden Harnischen sind versammelt, dazu ein Heer von Fußsoldaten. Endlich kommt der Feuerbefehl: Mehr als zwei Dutzend Kanonen donnern, Musketen krachen, Qualm treibt in Schwaden über das Feld. Doch nicht, um Tod und Verderben zu bringen. Sondern um Freude und Willkommen zu verkünden.

Es ist der 17. Juni 1613, und der Salut auf einer Ebene vor Heidelberg, das dort aufgezogene Heer aus Herzögen, Grafen, Freiherren und Tausenden bunt uniformierten Gewehr- und Pikenträgern empfängt eine neue Landesherrin: die frisch angetraute Frau des Pfalzgrafen Friedrich V. bei Rhein, Kurfürst des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Eine hoch aufgeschossene, rotblonde, etwas herbe Schönheit. Elisabeth Stuart, Tochter König Jakobs von England und Schottland. Sie ist 16 Jahre alt. Sie ist schwanger. Und sie hat Hunger.

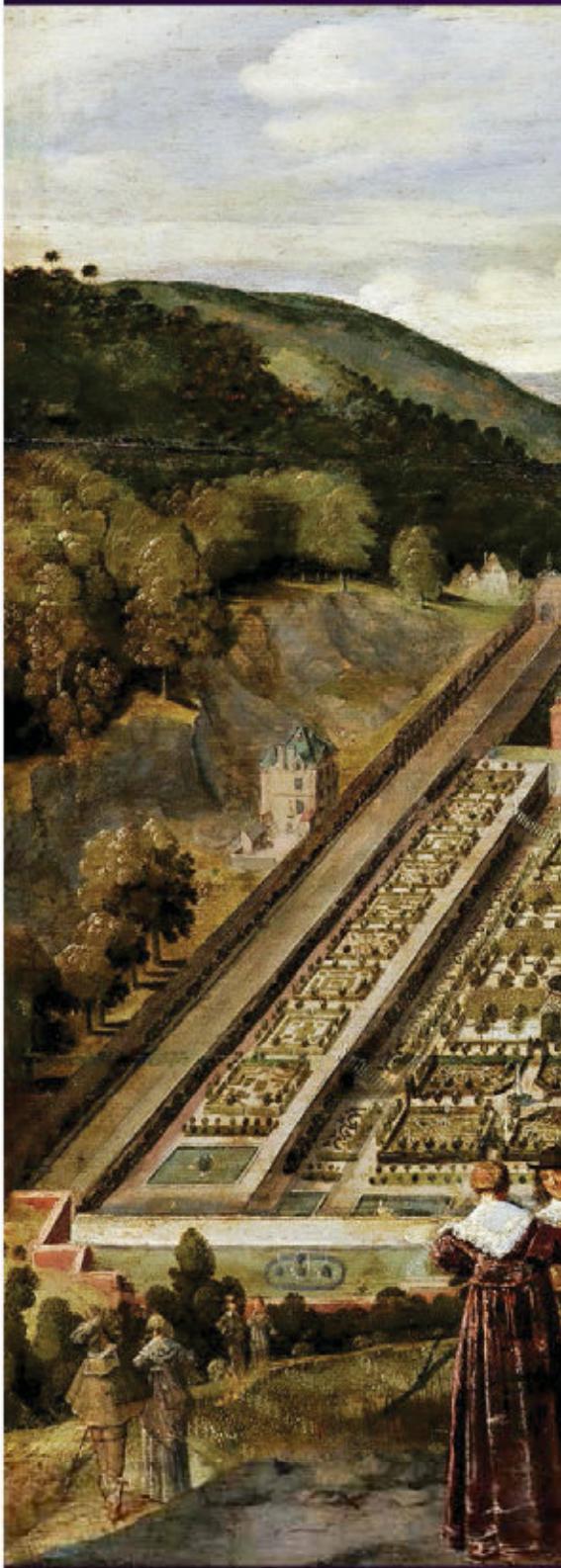
Eigentlich soll ein Willkommensbankett auf dem Feld stattfinden. Doch am Himmel dräuen Gewitterwolken, und so wechselt Elisabeth ohne Aufenthalt aus ihrer Reisekutsche in einen sechsspännigen, mit purpurnem Samt ausgeschlagenen Prunkwagen. Friedrich V. und seine Gefolgschaft reiten voran, eine Kolonne von Gefährten und Reitern folgt.

Als sich der Zug der Stadt nähert, wird erneut Salut geschossen; gewaltig hallt der Donner von den umliegenden Berghängen zurück. An der großen hölzernen Brücke über den Neckar führen Fischer auf zwölf Kähnen ein Lansenstechen zu Wasser vor, bei dem sie unter anderem vier an den Füßen aufgehängten Gänse den Kopf abreißen. Hinter dem Stadttor schmücken farbige Tücher und Teppiche die Hauswände, Girlanden die Türen, zieren Blumen, Kränze und Gebinde mit frischem Obst die Gassen. Nur langsam geht es voran. Immer wieder überwölben Ehrenbögen mit gemalten Allegorien und lateinischen Sinnprüchen, Glückwünschen, Gedichten den Weg, Amtsträger halten Ansprachen, Musikanten spielen auf Lauten und Geigen, aus Rauchfässern strömt Gewürzduft. Ein kleiner Junge überreicht einen Korb mit Feigen, Datteln, Kirschen, Orangen. Zur Freude der Geber reicht Elisabeth das Geschenk nicht wie üblich weiter an eine ihrer Hofdamen, sondern macht sich darüber her. Sie ist jetzt wirklich hungrig.

Erst gegen sechs Uhr abends biegt ihr Wagen in die Serpentinen von der Stadt hinauf zum Schloss. Der befürchtete Regen ist ausgeblieben.

Friedrich V. von der Pfalz und Elisabeth Stuart sind das glamouröseste Paar des europäischen Protestantismus. Auf ihrer Verbindung ruhen große Hoffnungen – die scheitern werden. Durch sie wird Heidelberg eine der glänzendsten deutschen Residenzen – und dann geplündert. Sie erleben einen grandiosen Aufstieg, dem ein katastrophaler Absturz folgt, eine Tragödie aus frommer Verblendung, Ruhmsucht und Leichtfertigkeit. Und fachen einen Krieg an, der drei Jahrzehnte andauern wird, die Mitte Europas verwüsten und Deutschland für immer prägen.

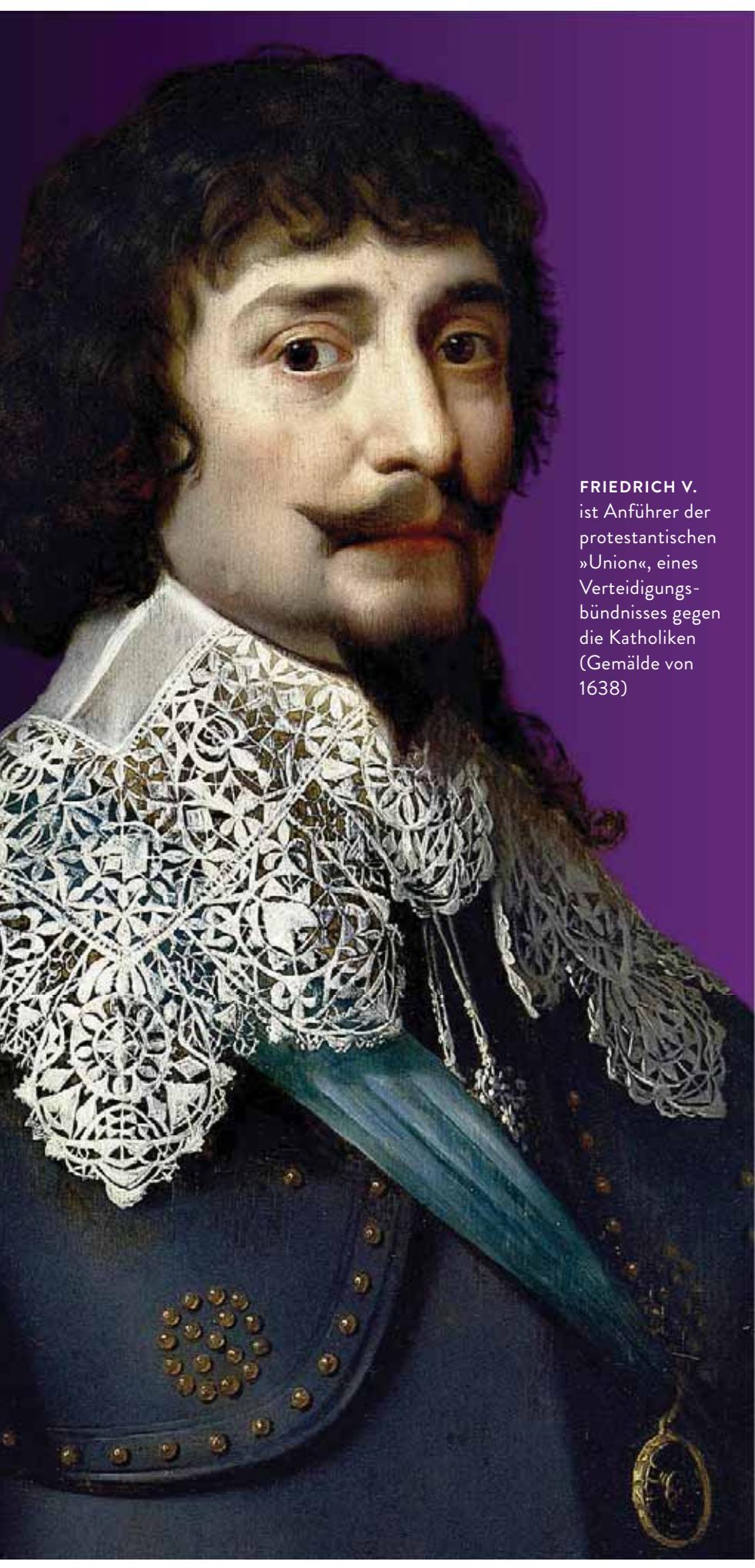
EINE



NEUE HEIMAT



PRÄCHTIGE GÄRTEn umgeben die Heidelberger Residenz. Elisabeth unterhält hier am Neckar einen extravaganten Hof mit Theaterdarbietungen, opulenten Festen und einer Menagerie exotischer Tiere. Vor allem aber liebt sie die Jagd



FRIEDRICH V.
ist Anführer der protestantischen »Union«, eines Verteidigungsbündnisses gegen die Katholiken (Gemälde von 1638)

Der Junitag aber, an dem sie unter Fanfaren und Salutschüssen in Heidelberg einziehen, endet mit dem von beiden ersehnten Festbankett. An den folgenden Tagen finden Dankgottesdienste und Ritterkämpfe statt, es wird Theater gespielt, getanzt, gejagt, ein Feuerwerk abgebrannt. Nach einer Woche reist ein großer Teil von Elisabeths britischer Gefolgschaft ab. Handwerker bauen die hölzernen Empfangskulissen ab.

*

ELISABETH UND FRIEDRICH sind noch nicht geboren, als ihr Verhängnis beginnt. Ab den 1580er Jahren lebt im Heiligen Römischen Reich der erbitterte Machtkampf der Konfessionen wieder auf und formt die politische Welt, in der sie bestehen müssen oder scheitern. Auf den Kanzeln und Fürstenstühlen rücken forsche junge Leute nach, die den Horror der Konfessionskriege nicht mehr kennen. Und zwischen denen sich der Ton zunehmend verschärft: Protestanten wie Katholiken nennen einander nun wieder Ketzer, Teufel, Gewalttäter, die Gott auszurotten befehle (siehe Seite 50).

Der neu erwachte Glaubenseifer unterhöhlt die Institutionen, die das Reich zusammenhalten. So besetzt der Kaiser wichtige Richterstellen mit parteiisch urteilenden Katholiken, verhindern Juristen beider konfessioneller Lager, dass überhaupt Urteile zustande kommen. Das Vertrauen in die Rechtswege zerbricht – während Fürsten, Prälaten, Reichsstädte keine politischen Kompromisse mehr finden. Oder gar nicht mehr miteinander reden.

Anderorts ist es oft nicht besser. In Frankreich flammen immer neue Bürgerkriege zwischen protestantischen Hugenotten und katholischer Krone auf. In den Niederlanden kämpfen reformierte Bürger erbittert um

ihre Unabhängigkeit von der romtreuen Großmacht Spanien. Skandinavien ist überwiegend lutherisch, Italien katholisch, die jeweiligen Minderheiten werden unterdrückt. Allenfalls auf dem gewaltigen Gebiet der polnisch-litauischen Adelsrepublik bestehen die Bekenntnisse nebeneinander.

In England ist die Reformation vor allem durch das Streben der Krone motiviert, den Einfluss des Papstes auszuschalten und sich Kirchenvermögen anzueignen, aber sonst bleibt vieles beim Alten. Dennoch fließt immer wieder Blut, weil romtreue Dissidenten im Untergrund Putschpläne schmieden und die Regierung die Verschwörer gnadenlos bestraft.

1603 erbt der schottische König Jakob aus dem Haus Stuart den Londoner Thron. Ein bedächtiger, religiös eher gleichgültiger Machtpolitiker. Jakob hat zwei Söhne – sowie eine Tochter: Elisabeth Stuart, geboren am 29. August 1596 und getauft auf den Namen ihrer großen englischen Verwandten, der von vielen verehrten, selbst kinderlos gebliebenen Königin Elisabeth I.

Die Prinzessin wächst vorwiegend auf Landsitzen heran. Sie lernt Italienisch, ein vorzügliches Französisch sowie ein strammes Ressentiment gegen Papst und römische Kirche. Übt, sich auf Banketten und Maskenbällen standesgemäß zu amüsieren, einen Hof zu führen, ihn geschmackvoll einzurichten. Im Laufe der Zeit wird sie politischen Verstand entwickeln, ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein und starken Ehrgeiz, gepaart mit einem zuweilen schrägen Humor und lebhaftem Temperament. Die Heranwachsende teilt die im Adel modische Leidenschaft für exotische Haustiere, insbesondere Papageien, Sittiche und Affen, für Hunde und Pferde. Spätestens mit 14 ist sie versessen darauf, möglichst oft in den Wald zu reiten, Hirsche und Rehe zu schießen.

Da ist das Ende ihrer Kindheit bereits in Sicht. Denn Fürstenkinder sind vor allem Spielsteine auf dem Brett der internationalen Diplomatie. Sie müssen beizeiten strategisch eingesetzt werden: dorthin verheiratet, wo es den meisten Nutzen bringt. Jakobs Unterhändler loten eine französische Ehe aus, eine spanische. Fürsten von Oberitalien bis Niederdeutschland werben um die hohe Braut. Schließlich entscheiden sich der König und seine Berater für einen der deutschen Fürsten: Friedrich V. von der Pfalz.

D

Der Pfalzgraf bei Rhein, so sein offizieller Titel, rangiert als einer von sieben Kurfürsten des Reichs nicht weit hinter einem König. Umso mehr, als er auch unter den Kurfürsten besondere Vorrechte genießt, seine Territorien zwar zwischen der Mosel und der Grenze Böhmens weitläufig hingestreut liegen, aber reiche Steuern tragen. Zudem ist die Kurpfalz das Haupt der 1608 gegründeten protestantischen „Union“, einer Allianz evangelischer Reichsstände gegen die nun wieder aggressiver auftretenden Katholiken. Allerdings gehört das Land zu einer Minderheit im Lager der überwiegend lutherischen Protestanten, zu den nach dem Genfer Reformator Johannes Calvin benannten Calvinisten. Neben theologischen Besonderheiten lehnen sie in radikaler Weise Bilder und anderen Kirchschmuck ab, sogar Altäre.

Da sich altgläubige Stände des Reichs ihrerseits unter bayerischer Führung 1609 zur katholischen „Liga“ zusammengeschlossen haben, stehen sich in

Deutschland zwei konfessionelle Bündnisse gegenüber.

Jakob verfolgt mit der Wahl seines Schwiegersohnes ein doppeltes Ziel. Zum einen hofft er, sein Ansehen innerhalb des europäischen Protestantismus zu steigern, seine Macht. Zum anderen will er der Gestalt die Gefahr eines großen Religionskrieges mindern: Indem er den Evangelischen zwar den Rücken stärkt, die Hitzköpfe unter ihnen aber zur Mäßigung anhält.

*

LONDON, ENDE OKTOBER 1612. Eine Menschenansammlung harrt im kalten Wind aus. Endlich gleitet ein Konvoi aus rund 150 Booten von der Küste her die Themse herauf zum Palast von Whitehall. Kanonen schießen Salut. Die Menge jubelt.

An Land kommt ein gut aussehender junger Mann von auffällig dunklem Teint, zugleich ein wenig unsicher und formvollendet charmant. Wie seine Braut ist Friedrich von der Pfalz gerade einmal 16 Jahre alt. Als der Erzbischof von Canterbury ihnen am 6. Januar 1613 in Whitehall die Eheversprechen abnimmt, haspeln und giggeln sie sich durch die Zeremonie.

Ein eigenümlicher Moment. Elisabeth und Friedrich kennen ihre politisch zugesagten Rollen. Zugleich finden sie etwas aneinander. Beide sind stolz, lebensfroh – halbe Kinder, anlehnungsbedürftig. Sie haben sich über die wenigen gemeinsamen Wochen verliebt.

Im Frühjahr fährt das Paar mit stattlichem Gefolge themseabwärts. Sie überqueren den Ärmelkanal und werden in der von Spanien abtrünnigen Republik der Vereinigten Niederlande freundlich aufgenommen, als Glaubensgenossen und Verbündete. Ab Den Haag reist Friedrich

voran, um Elisabeths Empfang in Heidelberg vorzubereiten. Am 17. Juni zieht die Prinzessin-Kurfürstin in ihre neue Residenz ein.

Das Heidelberger Schloss ist ein verschachtelter Komplex von mehreren Palastbauten aus hellem, rotem Sandstein, durchaus einer Königstochter angemessen. Die Renaissancefassade zum Innenhof trägt bunte, teils versilberte oder vergoldete Skulpturen, eine Terrasse bietet einen atemberaubenden Blick auf den Neckar, die umliegenden Berge und nach Westen in die Ferne bis zum Rhein. Im Innern orientalische Teppiche, kostbare Gemälde, mit Ledertapeten verkleidete oder von gemalten Blumen verzierte Wände, ein Spiegelsaal, schwere, intarsienreiche, mit Seide und Samt bezogene Möbel, auf den Tafeln Silbergeschirr, böhmisches Glas.

Ein völlig neuer Flügel, eigens für die englische Prinzessin, ist im Bau. Und bald wird auf gewaltigen Stützmauern ein Lustgarten von mehreren Ebenen entstehen, mit Wasserbecken, künstlichen Grotten, fantasievollen Statuen, geometrisch abgezirkelten Zierhecken, exotischen Bäumen, prächtigen Blumen- und duftenden Kräuterbeeten.

Bei Elisabeths Ankunft ist das noch Zukunftsmusik. Um das Schloss liegt Wildnis. Stellenweise blanker Fels, vor allem dichte Wälder; den Boden decken glänzendes Moos, Glockenblumen und Heidelbeeren. Schon bald unternimmt sie Ausritte durch das schwere Gelände, Jagdreisen in die wildreichen Reviere westlich des Rheins. Sie liebt es.

AN NEUJAHR 1614 BRINGT ELISABETH einen Jungen zur Welt, einen Erben. Die Freude in Friedrichs wie ihrer Familie ist überbordend. Die 17-jährige Mutter indes kränkelt. „Haut und Knochen“, „dür्र und blass“, schreibt sie über sich. Schließlich verliert sie die Geduld mit den Ärzten und kuriert sich selbst mit Reiten und Jagen. Es ist ihr zeitlebens die beste Abhilfe in schweren Zeiten: zu Pferd hinaus, um mit der Saufeder, der Armbrust, auch der Hakenbüchse Hochwild zu erbeuten.

Einige Wochen nach der Geburt wird bei hellen Bläserklängen, Orgelmusik, Chorgesang Erbprinz Friedrich Heinrich in der Schlosskapelle getauft. Über das Tal tönen, wieder einmal, Glocken, Salutschüsse. Und es finden schwelgerische Bankette statt – allein das sagenhafte „Große Fass“ im Schlosskeller kann rund 1300 Hektoliter Wein aufnehmen und wieder ausschenken. Es sind Tage voller Maskeraden, Tanzabende, Schauspiel. Gerade das Theater ist eine Leidenschaft, die Elisabeth aus England mitgebracht hat. Einschließlich einer kleinen, mit eigenen Kulissen und Kostümen ausgestatteten Truppe. Später lässt Friedrich das oberste Geschoss des gewaltigen Schlossturms zu einem Bühnensaal ausbauen.

Zur höfischen Repräsentation gehört neben Prunk und Genuss die Bildung. Heidelberg mit seinen vielleicht 7000 Einwohnern verfügt über eine der ältesten deutschsprachigen Universitäten; dank vieler gelehrter Glaubensflüchtlinge blüht sie noch einmal mehr. Die Hauptkirche am Markt beherbergt eine Sammlung wertvoller Handschriften, alter und neuer Drucke von Weltruhm. Herausragende Juristen, Historiker und natürlich Theologen, aber auch Dichter und Kupferstecher verleihen Friedrichs Residenzstadt Glanz.

Geben die reformierten Exilanten dem Ort ein internationales Gepräge, so der junge Hof erst recht. Genauer: die jungen Höfe. Denn wie es üblich ist, hat jeder der beiden Eheleute seinen Haushalt, eigene Gemächer, ein eigenes Gefolge, eine eigene Dienerschaft. Engländer und Schotten bei Elisabeth, Deutsche bei

IN D E R



AUFGEBRACHT VERSCHAFFEN SICH pro
Im Jahr nach dem »Prager Fenstersturz«

PRAG ZÜNDET FUNKE



testantische böhmische Adelige Zugang zur Prager Burg und werfen zwei kaiserliche Statthalter und einen Sekretär aus dem Fenster.
vom 23. Mai 1618 setzen die aufständischen Böhmen ihren Habsburgerkönig ab und heben den pfälzischen Kurfürsten auf den Thron

DER FEIND ÜBERLEGEN



ZUR NIEDERSCHLAGUNG des Aufstandes sendet der katholische Kaiser ein starkes Heer gen Prag, das am 8. November 1620 am Weißen Berg unweit der Stadt die protestantisch-böhmisiche Armee Friedrichs besiegt. Der König und seine Frau müssen fliehen

IST



Friedrich. Aller gemeinsame Sprache ist Französisch. Derweil trennen die Höflinge gegenseitige Dünkel und Vorbehalte. Immer wieder geraten Engländer und Schotten aneinander; einträglich aber verachten die Briten das deutsche Essen und weigern sich, an Mahlzeiten teilzunehmen.

Schwerer als derlei Zankereien wiegt ein Streit zwischen Elisabeth und Friedrich selbst, ungeachtet ihrer persönlichen Zuneigung: darüber, wer von beiden im Rang höher steht. Der Mann über der Frau – oder die Königstochter über dem Kurfürsten? Die Zeremonienmeister handeln Kompromisse aus, komplizierte Arrangements, welche von beiden Parteien wann und wo der anderen den Vortritt zu lassen hat. Als jedoch Friedrich bei einem Besuch in Stuttgart hinter seiner Frau zurücktritt, muss er sich von Standesgenossen maßregeln lassen, derlei sei in den deutschen Landen nicht üblich. Allein, Elisabeth mag nicht nachgeben, hat es von ihrem standesstolzen Vater auch streng verboten bekommen und notiert in einem Tagebuch: „Besser tot als gebeugt.“ Ab 1616 meidet sie gemeinsame Staatsanlässe, um den Streit zu umgehen.

Inzwischen zieht am Horizont jenes Verhängnis herauf, das die trotz allem glücklichen Verhältnisse des Fürstenpaars umstürzen – und Deutschland in die Katastrophe führen wird.

B

Böhmen ist ein Königreich auf dem Gebiet des heutigen Tschechien. Die böhmische Krone regiert auch das Nebenland Mähren sowie Territorien in der Lausitz und Schlesien (heute Teile Sachsen, Brandenburgs und Polens). Der Herrscher zählt von alters her zu den Kurfürsten des Heiligen Römischen Reichs, nimmt also an der Wahl des Kaisers teil; ansonsten gehen das Reich und Böhmen weitgehend eigene Wege. Gleichwohl vereint seit knapp einem Jahrhundert das Haus Habsburg beide Titel, ist dessen Chef in der Regel zugleich römisch-deutscher Kaiser und böhmischer König. Nun versucht Wien, an der Moldau die katholische Gegenreformation sowie eine starke monarchische Zentralgewalt durchzusetzen – gegen Adel und Stadtbewohner, in weiten Teilen Lutheraner, Calvinisten und vor allem Hussiten, Anhänger einer eigenständigen, noch in der Zeit vor Luther wurzelnden Reformkirche.

Die böhmischen Stände wehren sich erbittert, aber mit wenig Erfolg. Schließlich wirft im Mai 1618 eine Gruppe Scharfmacher zwei Statthalter Wiens und deren Sekretär kurzerhand aus einem Fenster der Prager Burg. Die Kaiserlichen überleben den Mordversuch, können fliehen. Die Protestanten in Prag aber ersetzen die Statthalterschaft durch eine eigene Regierung und beginnen zu rüsten. Ab dem Sommer unterwerfen ihre Truppen kaisertreue Provinzstädte – die ersten Kämpfe eines noch unabsehbaren, gewaltigen Krieges. Zur Bezahlung der Söldner trägt auch ein auswärtiger Glaubensverwandter bei: Friedrich V. von der Pfalz.

Wien ist völlig unvorbereitet, Kaiser Matthias verbraucht und schwach. Im März 1619 stirbt er ohne Kinder. Zum Nachfolger hat er seinen jüngeren Vetter Ferdinand bestimmt, hatte ihn bereits 1617 zum König von Böhmen krönen lassen.

Ferdinand II.: 41 Jahre alt, gewissenhaft, eher langsam von Entschluss, dann aber unbeugsam. Glühend fromm. Einer Legende zufolge soll er der Muttergottes

geschworen haben, lieber über eine Wüste zu herrschen als über Ketzer. Der Habsburger wird dem näher kommen, als er meinen mag.

Mitte 1619 geben sich die böhmischen Stände eine freiheitliche Verfassung, erklären kurz darauf Ferdinand für abgesetzt und wählen zu ihrem neuen, konstitutionellen König ebenjenen Friedrich V., der sie bereits finanziell unterstützt. Für den Kurfürsten sprechen sein Rang und sein Glaube, vor allem sein Schwiegervater: Die Böhmen hoffen auf eine Waffenhilfe Englands. (Inwieweit jedoch Friedrich selbst hinter dem Plan steht, es ihm wirklich ernst ist, bleibt ungewiss.)

Die Nachricht trifft just an jenem Tag in Frankfurt am Main ein, an dem die dort versammelten Kurfürsten oder ihre Bevollmächtigten Ferdinand II. als Kaiser bestätigen. Einstimmig: Auch Friedrich lässt seine Vertreter der Mehrheit folgen, den Skandal vermeiden. Seine Räte indes empfehlen dem Kurfürsten, die angetragene böhmische Krone abzulehnen. Denn ein Waffengang mit Habsburg scheint so gut wie sicher, das Risiko unkalkulierbar. In dieselbe Richtung drängt offenkundig von London aus Jakob I.

Trotzdem entscheidet sich Friedrich V. einen Monat später, die Wahl anzunehmen. Treibt ihn Elisabeth? Sind es der Ehrgeiz der Königstochter, selbst Königin zu sein, und die Reibereien um Vorrang unter den Eheleuten, die Friedrich nach der böhmischen Krone greifen lassen?

Vermutlich nicht. Elisabeth mag Friedrich gegen den Willen ihres Vaters ermuntern. Doch die Versuchung ist auch ohne sie zu groß. Schon lange träumt die kurfürstliche Familie von einer solchen Rangerhöhung. Böhmen ist enorm reich; seine Glas- und Metallindustrie würde sich lukrativ mit der Eisenproduktion der Oberpfalz ergänzen. Vor allem: Friedrich sieht sich und die rebellierenden Stände im Recht. Er ist überzeugt, in Gottes Auftrag zu handeln.

Kind seiner Zeit, geht es ihm um Macht, Besitz, Prestige – aber auch, oder mehr noch, um höhere Wahrheiten. Um das Heil seiner Seele und damit derjenigen von Tausenden Untertanen.

Eben weil viele so denken, gleicht das Reich einer Pulverkammer. Die Streitigkeiten zwischen den Konfessionen verhärten sich ständig, immer öfter schafft Gewalt vollendete Tatsachen. Aus Furcht und Abscheu wird Panik, die jeweils andere Seite habe es auf die ganze Macht abgesehen, auf die völlige Auslöschung des eigenen Lagers. Indem Friedrich dem Ruf aus Prag folgt, wirft er Feuer in diese Kammer. Jagt den Augsburger Religionsfrieden endgültig in die Luft.

Im Zweifel, ohne es zu ahnen.

PRAG, 7. NOVEMBER 1619, Kathedrale des Heiligen Veit auf dem Burgberg. Aus einer engen, mit im Kerzenschein funkeln dem Blattgold und Halbedelsteinen verzierten Seitenkapelle zieht eine lange Reihe Geistlicher in das lichte Kirchenschiff, Würdenträger mit den schimmernden Insignien ihrer Ämter. Sie führen Elisabeth im golddurchwirkten Gewand zum Altar, wo sie still betet, dann von ihrem Mann zu einem Thron geleitet wird. Orgelmusik und Chorgesang erfüllen den weiten Raum. Es folgen Predigt, Gebete, eine Lesung aus der Bibel, dass die Gemeinde für ihre Obrigkeit Gott danken möge. Dann tritt der Burggraf von Karlstein, Wahrer der böhmischen Kronschätze, an Elisabeth heran, benetzt ihre Stirn und Brust mit Salböl, überreicht Reichsapfel und Krone. Nach weiteren Gesängen und Gebeten endlich der Ruf: „Lang lebe unsere Königin Elisabeth!“ Wie schon drei Tage zuvor, bei der Krönung ihres Mannes, wird das Paar vor

dem Dom von einer begeisterten Menschenmenge empfangen.

Friedrich und Elisabeth, Kurfürst und Kurfürstin von der Pfalz, sind nun offiziell König und Königin von Böhmen. Sie wähnen sich Herrscher eines Landes, das sie zur Rettung gerufen hat und dankbar willkommen heißt. Rechtmäßige Besitzer und Bewohner der mächtigen Prager Burg, zu deren Füßen nach Osten die Moldau und dahinter die Altstadt liegen – nach Westen die Jagdreviere um die Weiße Berg (tschechisch Bílá hora) genannte Höhe.

Doch bald sind da feine Risse. Vielen Pragern kommt ihr Dom wie verstümmelt vor: Die strengen Heidelberg-Calvinisten haben etliche geschnitzte und vergoldete Statuen, Bilder und Kultobjekte entfernt, die wohl ursprünglich katholisch waren, indes den örtlichen Evangelischen ebenso lieb und vertraut. Zudem steht die Strenge des Ritus in seltsamem Kontrast zur lebensfrohen Sinnlichkeit der Ankömmlinge. So nehmen die Pragerinnen Anstoß an den freizügigen Dekolletés von Elisabeths Hofdamen, an der Liebe des Hofs zum frivolen Theater. Wohl auch an Elisabeths Marotte, die Zofen mithilfe ihres zähnefletschenden, vielleicht zuschnappenden Lieblingsaffen Jack zu disziplinieren. Wechselseitiges Fremdeln, nichts Großes. Aber auch kein gutes Zeichen.

Kaum gekrönt, bricht Friedrich auf, um die Protestanten im Reich auf seine Sache einzuschwören. Zwar hat Jakob I., der die Annahme der Krone für Usurpation hält, für unverantwortlich und friedensgefährdet, ihn gewarnt, dass er ihn nicht unterstützen wird. Doch die Pfalz selbst ist reich, Böhmen ohnehin, da sind immer noch die Protestantische Union und die Vereinigten Niederlande, von der er für den Kriegsfall Hilfe erhofft. Sie alle, meint Friedrich, können nur

DAS EXIL WIRD IHR LEBEN



IN DEN HAAG FINDEN Friedrich und Elisabeth (links am Tisch bei einem öffentlichen Mahl) Asyl, und führen – notdürftig finanziert auch von Friedrichs Schwiegervater, dem König von England – weiterhin das Leben von gekrönten Häuptern. Vor allem Elisabeth demonstriert ihren Stand, selbst wenn sie und ihr Gatte nur einen Winter als Monarchen Böhmens erlebt haben



VON DER NIEDERLÄNDISCHEN REPUBLIK aus kämpft Friedrich V. (erste Reihe, zweiter Reiter von links) bis zu seinem Tod 1632 um die vom Kaiser widerrechtlich aberkannte Kurwürde – ebenso seine Frau, die ihn um 30 Jahre überleben wird

gewinnen: Wird Böhmen's Kurstimme evangelisch, haben die Protestanten bei künftigen Kaiserwahlen eine Mehrheit von vier zu drei.

Ebdiese Gründe freilich machen einen Rückzug Kaiser Ferdinands II. unmöglich. Auf Böhmen zu verzichten hieße, die Macht des Hauses Habsburg zusammenstürzen zu lassen. Also sucht auch Ferdinand Verbündete. Er überzeugt die spanische Verwandtschaft, einen Teil ihrer in den Niederlanden stehenden Truppen zu einem Angriff auf die Pfalz abzukommandieren. Der sächsische Kurfürst ist zwar Lutheraner, stellt indes die Stabilität des Reichs über religiösen Eifer. Er wird nach einigem Zögern von Norden her Richtung Böhmen vorrücken – gegen eine Übernahme seiner Kriegskosten durch den Kaiser. Die meiste Hilfe verspricht der katholische Herzog von Bayern, freilich auch nicht für Gotteslohn: Ferdinand soll ihm die Ausgaben ersetzen, eine Eroberung der an sein Territorium grenzenden Oberpfalz zugestehen, vor allem aber ihm nach dem Sieg die pfälzische Kurwürde übertragen.

Während der Kaiser so eine machtvolle Allianz zusammenbringt, werden Friedrichs Hoffnungen weitgehend enttäuscht. Die meisten evangelischen Reichsstände finden, dass er zu weit gegangen ist, zudem zum eigenen Nutzen. Auch fürchten viele die Macht des spanisch-bayerisch-kaiserlichen Bundes. Als es ernst wird, scheuen die evangelischen Fürsten und Reichsstädte noch einmal vor dem großen Krieg zurück. Im Herbst 1620 marschiert ein starkes katholisches Heer auf Prag.

Dort fühlt sich die Königswahl zunehmend an wie ein Missverständnis. Zwar lässt Elisabeth als Zeichen des guten Willens ihr Umfeld nun öfter nach Landessitte dichte Halskrausen und Pelz tragen, so albern ihr diese Mode auch vorkommt. Und Friedrich hat immerhin auf der Karlsbrücke über die Moldau die entfernten Kultgegenstände wieder aufstellen lassen.

Doch derlei verblasst neben der Enttäuschung der Stände, wie wenig auswärtige Hilfe ihr neuer König mitbringt. Umgekehrt ist der Hof verbittert, dass Böhmens Adelige Kriegssteuern ebenso verweigern wie Zugeständnisse an Kleinbürger und Bauern, um diese für den Aufstand zu gewinnen.

Dennoch, als sich Anfang November die Heere an den Hängen des Weißen Bergs westlich von Prag gegenüberstehen, strahlt Friedrich Zuversicht aus. Der Gegner ist etwas stärker, aber müde vom Anmarsch, und die eigene Stellung liegt höher. Was der König nicht sieht, ist die miserable Moral seiner unterbezahlten, in vorherigen Gefechten gegen kaisertreue Landsleute abgekämpften Truppen.

Am Samstag, dem 7. November, reitet Friedrich die kurze Strecke von der Armee zurück zur Burg, um diplomatische Gespräche zu führen, seine Frau zu sehen. Er ist guter Dinge, bleibt über Nacht und isst am folgenden Tag noch mit der Familie zu Mittag. Dann will er zurück an den Weißen Berg.

Da dringt von draußen befremdlicher Lärm herein. Rufe, Unruhe. Zerlumpte, panische Gestalten hetzen in die Stadt. Rasch ist klar: Die Kaiserlichen haben angegriffen, wie besessen den Namen der Muttergottes Maria schreiend, die ersten böhmischen Einheiten sind bereits untergegangen oder geflohen, die Geschütze verloren gegangen. Nun strömen die Reste des geschlagenen Heeres zurück.

Friedrich versucht, sich mit einer Handvoll Reiter in der Burgvorstadt einen Überblick zu verschaffen. Verwirrte Bürger, weglaufende Soldaten. Leichenblasse Offiziere. Er schickt Elisabeth einen Boten: Flieht!

Fieberhaftes Packen, dann rollen Wagen und Kutschen voller Wertsachen und Höflinge den Burgberg hinab. Ein Kammerherr eilt durch die aufgegebenen Gemächer, entdeckt ein vergessenes Bündel und wirft es in eines der letzten Gefährte. Elisabeths jüngster, kaum ein Jahr alter Sohn Ruprecht.

Der königliche Konvoi hat dasselbe Ziel wie das Menschengedränge, durch das er sich schiebt: die Altstadt auf der gegenüberliegenden Seite der Moldau, um so den Fluss zwischen sich und die Angreifer zu bringen.

Das Herrscherpaar gelangt hinüber und findet zur Nacht Unterschlupf im Haus eines reichen Eisenhändlers. Offiziere, Getreue sind um sie. In den Straßen Geschrei, das Stolpern Tausender Soldatenstiefel, Wagenräder knirschen über das Pflaster.

Irgendwann graut ein trister Morgen. Generäle und König beschließen, keine Einschließung zu riskieren. Wohl noch vor Mittag reitet Friedrich neben Elisabeths Kutsche her durch das östliche Stadttor. Der Kommandant eines mährischen Infanterieregiments sichert zu, die Moldau-Brücke mindestens 24 Stunden gegen alle Verfolger zu halten.

D

Den Haag, April 1621. Ein Haus, Wein, Bier, Torf zum Heizen. Es ist nicht viel, was die niederländische Republik dem vertriebenen pfälzisch-böhmischem Paar bietet. Aber auch nicht wenig. Vor allem Sicherheit: Nach Monaten auf der Flucht sind Elisabeth und Friedrich zurück in der Unterkunft, die sie sieben Jahre zuvor schon einmal bewohnt haben, als frisch Verheiratete auf der Durchreise nach Heidelberg.

Nun ist die einstige Residenzstadt für sie unerreichbar. Der siegreiche Kaiser hat den unbarmherzigen Kurfürsten mit der Acht belegt, ihm Rechte und Besitz genommen. Die Protestantische Union löst sich offiziell im Mai 1621 auf. Im Juni lässt Ferdinand II. vor dem Prager Rathaus 27 der böhmischen Führer wegen Hochverrats öffentlich hinrichten, das Land wird brutal katholisiert, viele einheimische Adelige enteignet und durch eine neue Herrenschicht aus allen Teilen des Reiches ersetzt, Deutsche, Italiener, Spanier, Franzosen. Mitte September 1622 nehmen katholische Truppen Heidelberg ein und plündern es; die berühmte Bibliothek der „Ketzerhochburg“ bittet sich der Heilige Stuhl höchstselbst aus.

Die meisten Wertsachen aus dem Schloss indes hat Friedrich rechtzeitig nach Den Haag schaffen lassen; auch bleibt ein Großteil der Häuser unzerstört. Doch für die Bürger beenden Gewalt und Raub eine Ära des Friedens und des Wohlstands, die glänzenden Jahre der kurfürstlichen Residenzstadt. Läuten eine Ära der Not ein, von Armut und Flucht.

Kaiser und Katholizismus haben die Macht im Reich deutlich zu ihren Gunsten verschoben. Damit könnte der Krieg enden. Allein, für einen Frieden müsste der Sieger den Besiegten etwas lassen. Das aber kann Ferdinand nicht. Denn da sind die Versprechen, mit denen er seine Bündnisse erkauft hat. Bayern fordert Friedrichs Kurwürde ein, dazu die Oberpfalz. Spanien hält pfälzische Gebiete am Rhein besetzt und presst sie aus. Hinzu kommt das Hochgefühl eines von Gott verliehenen, zu Recht erworbenen Triumphes: Ferdinand II. will dem aufrührerischen Ketzer auch gar nichts lassen. Und verlängert so den Krieg.

Friedrich und Elisabeth haben kaum mehr etwas zu verlieren – sind aber auch nicht vernichtet. Die Repu-

KONFESSIONELLE SPALTUNG 1618



ZERSPLITTERT ZWISCHEN DEN verschiedenen Bekenntnissen ist das römisch-deutsche Reich 1618. Im bedeutsamen Königreich Böhmen herrscht ein streng katholischer Fürst über eine mehrheitlich protestantische Bevölkerung. Als er die Freiheiten der böhmischen Adeligen beschränken will, wird er von Aufständischen gestürzt. Der Konflikt eskaliert – und zieht Dutzende Schlachten und millionenfaches Leid nach sich.

blik der Vereinigten Niederlande gewährt dem unglücklichen Verbündeten, der zudem ein Neffe ihres höchsten Amtsträgers Moritz von Oranien ist, bald eine standesgemäße Bleibe, sogar eine Pension; Elisabeth erhält zudem monatliche Zahlungen von ihrem Vater.

Da sie auf keinen Ausgleich hoffen dürfen, beginnt das Paar ein diplomatisches Netz zu spinnen zwischen deutschen und außerdeutschen Mächten, die eine absolute Übermacht des Kaisers und der römischen Kirche fürchten. Wer immer zukünftig die Eskalation sucht, wird in der tyrannisch zertretenen Pfalz eine Rechtfertigung finden.

Eine widersprüchliche Zeit, zwischen Hoffen und Verzweifeln. Stundenlang redet das Paar über Auswege. Elisabeth schreibt wie getrieben Bitt- und Brandbriefe, in einer voller Not fliegenden, klecksenden Handschrift.

Zugleich geht das Leben weiter. Neben dem Schreibtisch hockt Jack, der Affe, „so bübisch wie immer“, teilt sie einmal mit. Sie reitet weiter aus zur Jagd.

und nimmt Friedrich mit, wenn dessen Stimmung zu schwarz wird. Oder spielt mit ihm Billard. Die Flüchtlinge empfangen einen regelmäßigen Strom von Gästen, besuchen und geben Feste, verteilen und empfangen teure Geschenke. Zwar reicht das Geld vorn und hinten nicht, sie machen enorme Schulden. Doch wer einen hohen Rang beansprucht, muss großzügig leben, sonst sinkt mit dem Ansehen auch der Stand. Wer arm aussieht, ist es auch bald; wer weiter ausgibt, erhält weiter Kredit.

Derweil kursiert ein böser Spottname für Friedrich: „Winterkönig“ – weil er nur einen Winter auf dem böhmischen Thron überdauert hat. Entsprechend wird Elisabeth zur „Winterkönigin“. Aber auch ein anderes Wort geht um unter Freunden und Parteigängern: „Königin der Herzen“. Sie greift es auf, macht das Herz zu einem bevorzugten Emblem an ihren Kleidern, in ihrem Schmuck.

In ihrem Unglück wandelt sich Elisabeth zu einer Ikone der protestantischen Sache. Sie wird um kleine Porträts gebeten, um Souvenirs; der evangelische Haudegen Christian von Braunschweig, zugleich ein Vetter, trägt ihren Handschuh am Helm, eine geflochtene Locke Elisabeths im Haar – gleich einem Ritter im Minnedienst. 1625 eröffnet sich endlich die Chance zu einer Revanche, zum Rückgewinn des Verlorenen. Der dänische König, Lutheraner und Herr über ein riesiges, dünn besiedeltes, aber dank des Seehandels wohlhabendes Reich, lässt sich zum Eingreifen verlocken. Ihm treibt die Sorge um eigene Interessen und Besitztümer in Norddeutschland, vor einer Rekatholisierung dort, die Aussicht auf Schlachtenruhm als Retter der protestantischen Sache.

Bald verheert der Krieg große Gebiete in Niedersachsen, Westfalen, Hessen, Anhalt, Mecklenburg, selbst

noch in Pommern – und schließlich erobern kaiserlich-katholische Truppen sogar das dänische Jütland.

Abermals verlieren Protestanten und siegt Ferdinand II. Und abermals vertut er die Chance auf dauerhaften Frieden durch Maßlosigkeit. Die calvinistische Spielart der Reformation wird unterdrückt, der Rest der evangelischen Fürsten und Städte regelrecht geplündert, um Gefolgsleute des Kaisers zu entlohen, Wiens zerrüttete Finanzen zu sanieren. Ohne einen Reichstag zu halten, ohne Rechtsklagen zuzulassen, schlicht per Edikt ordnet der Herrscher das Reich – im Sinne der römischen Konfession und monarchischen Macht.

Eine katastrophale Entscheidung. Denn sie sät Verzweiflung, steigert Hass und Angst der Unterlegenen. Und hält so den Krieg nicht nur am Leben, sondern zieht bald die europäischen Großmächte Schweden und Frankreich in den Konflikt. Mit den immer neuen, immer größeren Armeen aber kommen millionenfacher Tod und Zerstörung durch Gewalt, Hunger, Seuchen.



Anfang Oktober 1632 infiziert sich auch Friedrich V. mit einem „pestilenten Fieber“, so die Ärzte. Er stirbt am 29. November 1632. Elisabeth, inzwischen 36 Jahre alt, verwindet seinen Tod schwer. Aus ihrer Garderobe verschwinden die Farben zugunsten schwarzer Stoffe – für den gesamten Rest ihres Lebens, drei Jahrzehnte. Ausdruck einer tiefen Trauer um jenen sanften, oft melancholischen und persönlich unkriegerischen Mann, dem Elisabeth Stuart von den ersten Tagen an nicht nur politisch verbunden war, sondern in Liebe.

Sich beugen aber wird sie nicht. Zäh verfolgt die „Winterkönigin“ die Ansprüche ihrer Kinder auf das entzogene pfälzische Erbe, die Kurwürde. Selbst die Hoffnung auf die Prager Krone gibt sie wohl nie ganz auf, den Titel einer Königin von Böhmen ohnehin nicht. Vielmehr lässt sie ein opulentes Staatsporträt von sich und Friedrich malen mit Kronen, Zepter und Reichsapfel, um ihrem Anspruch Ausdruck zu geben.

Als der „Teutsche Krieg“, wie die Zeitgenossen das blutige Ringen nennen, im Oktober 1648 endet, 30 Jahre nach den ersten Scharmützeln in Böhmen, bleibt Prag habsburgisch, die Kurwürde samt Oberpfalz bei Bayern. Immerhin erhält Elisabeths ältester überlebender Sohn die Rheinpfalz zurück, wird für ihn ein neuer, achter Kurfürstentitel geschaffen.

Seine Mutter kehrt nicht nach Heidelberg zurück. Sie bevorzugt das unabhängige Leben in Den Haag. 1661 geht sie noch einmal nach England. Genießt höfischen Glanz, die Oper, das Schauspiel, eine sentimentale, herzliche Beliebtheit bei den Londonern. Am 23. Februar 1662 erliegt sie einer Lungenentzündung. Die Inschrift auf ihrer Grabplatte in der Abtei von Westminster erinnert an „Princess Elizabeth, Queen of Bohemia“.

Nicht vermerkt ist, dass sie zur Ahnin einer der mächtigsten Dynastien der Geschichte wurde: Über Elisabeths Erbansprüche gelangt 1714 der Sohn ihrer jüngsten, nach Hannover verheirateten Tochter als Georg I. auf den Thron des entstehenden Weltreichs. Bis heute sind die Monarchinnen und Monarchen des Vereinigten Königreichs von Großbritannien direkte Nachfahren der „Winterkönigin“. ◇

LITERATURTIPPS

NADINE AKKERMAN

»Elizabeth Stuart,
Queen of Hearts«

Die aktuelle Standardbiografie
(Oxford University Press).

PETER WOLF (H.G.)

»Der Winterkönig – Friedrich
von der Pfalz. Bayern
und Europa im Zeitalter des
Dreißigjährigen Krieges«

Opulenter Ausstellungskatalog
zu vielen Aspekten des
höfischen Lebens (Haus der
Bayerischen Geschichte).



Lesen Sie auch »Prager Fenstersturz: Der Sturz in die Katastrophe« (aus GEOEPOCHE Nr. 29) über den Beginn des Dreißigjährigen Krieges auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Als die englische Prinzessin Elisabeth Stuart 1613 den protestantischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz heiratet, wird eine entscheidende Weiche in dem Leben der so gebildeten wie geltungsbewussten Königstochter gestellt. Denn 1619 werden die beiden zu den Monarchen Böhmens gekrönt – jenes Landes im Heiligen Römischen Reich, über dessen konfessionelle Ordnung der Dreißigjährige Krieg entbrennt.

EIN AUSSERGEWÖHNLICHES TALENT ist Heinrich Schütz (1585–1672) gegeben, seine Musikalität fällt schon im Gasthof seiner Eltern auf. Von einem fürstlichen Gönner gefördert, erhält er eine Ausbildung bei Meistern seiner Zeit – und steigt bald selbst auf zur Koryphäe von internationalem Ansehen



IN ZEITEN DES KRIEGES beschwört seine Musik den Frieden. Als sich im Oktober 1627 Herrscher und Gesandte zum Kurfürstentag im thüringischen Mühlhausen versammelt haben, um dort über die Lage während der gnadenlosen Kämpfe zu beraten, dringen bei einem festlichen Anlass überwältigende Klänge an ihre Ohren: Ein Ensemble bringt in getragenem fünfstimmigen Satz die Bitte *Da pacem, Domine – „Gib uns Frieden, Herr“* vor, doch plötzlich erschallen aus anderer Richtung beschwingte „Vivat“-Rufe von vier Sängern. Ein faszinierendes Wechselspiel der beiden Gruppen, deren Melodien sich dann ineinander verweben, um zum Schluss gemeinsam um Frieden zu flehen.

Verantwortlich für die Komposition ist Heinrich Schütz, Hofkapellmeister des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. – und ein Genie: Niemand in den deutschen Landen spielt so virtuos mit Stimmen und Melodien wie er. Was Schütz komponiert, drängt in die Herzen und lässt Herrscherhöfe glänzen. Dabei ist es womöglich nur einem Zufall zu verdanken, dass sein Talent entdeckt worden ist.

1599 übernachtet Landgraf Moritz von Hessen-Kassel im Gasthof der Familie Schütz im kursächsischen Weißenfels und hört dort vermutlich den 13-jährigen Sohn singen. Er holt den Jungen nach Kassel, sorgt dafür, dass dieser eine umfassende Ausbildung erhält.

Bald singt Schütz als Chorknabe in der Hofkapelle, erlernt Musiktheorie und das Spiel verschiedener Tasteninstrumente. 1609 wird er von seinem Förderer nach Venedig geschickt. Dort haben Komponisten die hoch entwickelte Mehrstimmigkeit, die in den musikalischen Zentren Europas gepflegt wird, um einen viel beachteten Kunstgriff bereichert: Mithilfe von zwei oder mehr getrennt im Raum positionierten Gruppen von Sängern und Instrumentalisten, „Chöre“ genannt, erschaffen sie komplexe Klanggebilde – eine Innovation, die vor allem der Organist der Markuskirche Giovanni Gabrieli vorantreibt. Unter den goldenen Kuppeln des gewaltigen Gotteshauses lässt er die Chöre von verschiedenen Emporen ertönen.

Landgraf Moritz bewundert Gabrieli. Er hofft, dass sein Schützling bei dem Venezianer lernt, wie man seinem Hof

musikalischen Glanz verleihen könne. Doch als Heinrich Schütz 1613 zurück in Kassel ist, dauert es nicht lange, und der Kurfürst Johann Georg I. wirbt ihn nach Dresden ab.

Schütz blüht auf, erschafft als Hofkapellmeister Musik für den Gottesdienst wie für weltliche Anlässe. Vor allem seine geistlichen Stücke zeigen ihn als begnadeten Komponisten. Meisterhaft lässt Schütz Stimmen einander folgen, widerstreiten, harmonieren, nutzt oft auch die in Venedig erlernte Mehrchörigkeit, fesselt die Aufmerksamkeit der Zuhörer in jedem Moment aufs Neue. Doch steht bei aller melodischen Finesse stets die Botschaft im Mittelpunkt: Die Kunst, geistliche Texte musikalisch auszudeuten, beherrscht der Protestant wie kaum einer im römisch-deutschen Reich.

Dann aber gerät Sachsen in den Strudel des Dreißigjährigen Krieges; dem Kurfürsten sind seine Truppen nun wichtiger als die Hofkapelle. Schütz muss zusehen, wie sich die Bedingungen seines Schaffens verschlechtern, seine Musiker monatelang kein Honorar erhalten. Und erlebt selbst eine Tragödie: 1625 stirbt seine Frau mit 24 Jahren.

Trotzdem arbeitet Schütz weiter. Und es gelingt ihm 1627 ein kleiner Geniestreich: Sein Stück für den Kurfürstentag huldigt den hochgeborenen Teilnehmern – und lenkt zugleich die Hoffnung auf Frieden gen Himmel.

Im Jahr darauf verlässt Schütz Dresden, flieht vor der Bedrohung durch den Krieg, vor allem aber wohl vor der künstlerischen Stagnation. Es zieht ihn noch einmal nach Venedig. Später ruft der dänische König den längst berühmten Künstler für einige Jahre zu sich.

Als 1648 Frieden einkehrt im Reich, erklingt beim Dankgottesdienst in Dresden vermutlich auch seine Musik. Der 63-Jährige selbst aber weilt nun oft in seiner Heimatstadt Weißenfels. Doch erst 1656, nach dem Tod Johann Georgs I., dem er stets noch verpflichtet war, ist Schütz frei. Im hohen Alter vertont er die Passionsgeschichten nach den Evangelien – in der Übersetzung Martin Luthers auf Deutsch und Jahrzehnte vor Johann Sebastian Bach. Er stirbt schließlich am 6. November 1672 in Dresden – hochverehrt und in den deutschen Landen als „Vater unserer modernen Musik“ gefeiert. ◇



KLÄNGE FÜR DEN HIMMEL

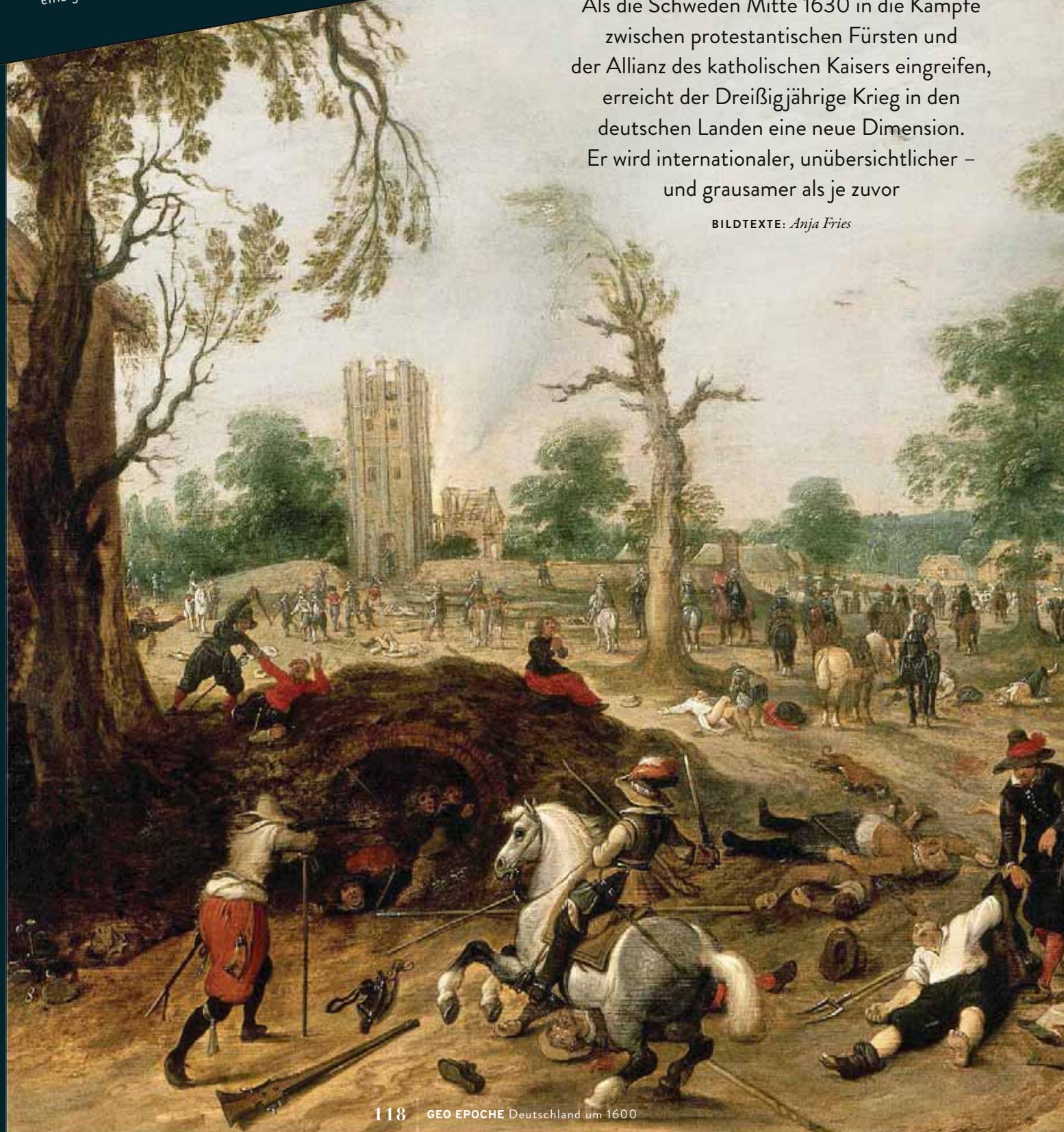
In einer Ära der Krisen erschafft der kursächsische Hofkapellmeister Heinrich Schütz einzigartige Musikwerke. Vor allem seine geistlichen Kompositionen machen ihn zum Wegbereiter einer eigenständigen deutschen Tonkunst

TEXT: Alexandra Gittermann

SÖLDNER ÜBERFALLEN ein Dorf, töten, plündern und spüren selbst jene verzweifelten Seelen auf, die sich in einem Erdloch zu verbergen suchten. Niemand ist sicher – noch nicht einmal die Toten. Leichen werden entblößt, all ihrer Habe beraubt. Denn die Truppen leben von der Beute, die sie machen. Oft ist sie ihr einziger Sold (Gemälde von Sebastian Vrancx, 1573–1647)

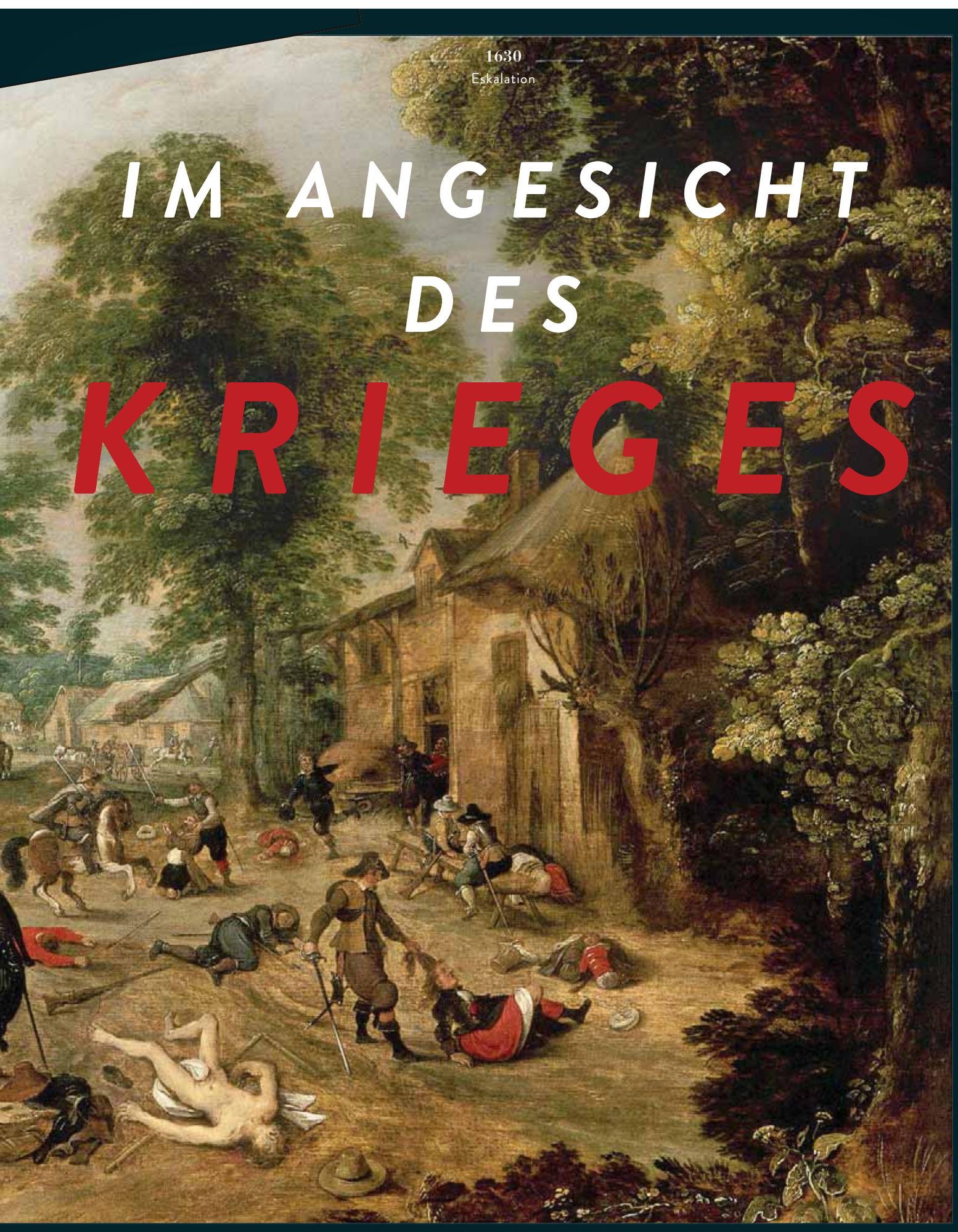
Als die Schweden Mitte 1630 in die Kämpfe zwischen protestantischen Fürsten und der Allianz des katholischen Kaisers eingreifen, erreicht der Dreißigjährige Krieg in den deutschen Landen eine neue Dimension. Er wird internationaler, unübersichtlicher – und grausamer als je zuvor

BILDTEXTE: Anja Fries



1630
Eskalation

IM ANGESICHT
DES
KRIEGES



MASSAKER AN DER ELBE

Im Sommer 1630 landet Gustav II. Adolf von Schweden an der deutschen Ostseeküste und schwingt sich zum Anführer der Protestanten im Reich auf – wohl vor allem, um seinen eigenen Machtbereich auszuweiten. Der Stadt Magdeburg wird der Pakt mit dem König zum Verhängnis

FEUERSCHEIN färbt den Nachthimmel über Magdeburg. Ein viele Tausend Köpfe zählendes kaiserlich-katholisches Heer belagert die protestantische Stadt. Als diese im Mai 1631 ein Ultimatum verstreichen lässt, wird sie im Sturm erobert. Tagelang währt das Morden und Plündern (Pieter Meulener, 1602–1654)

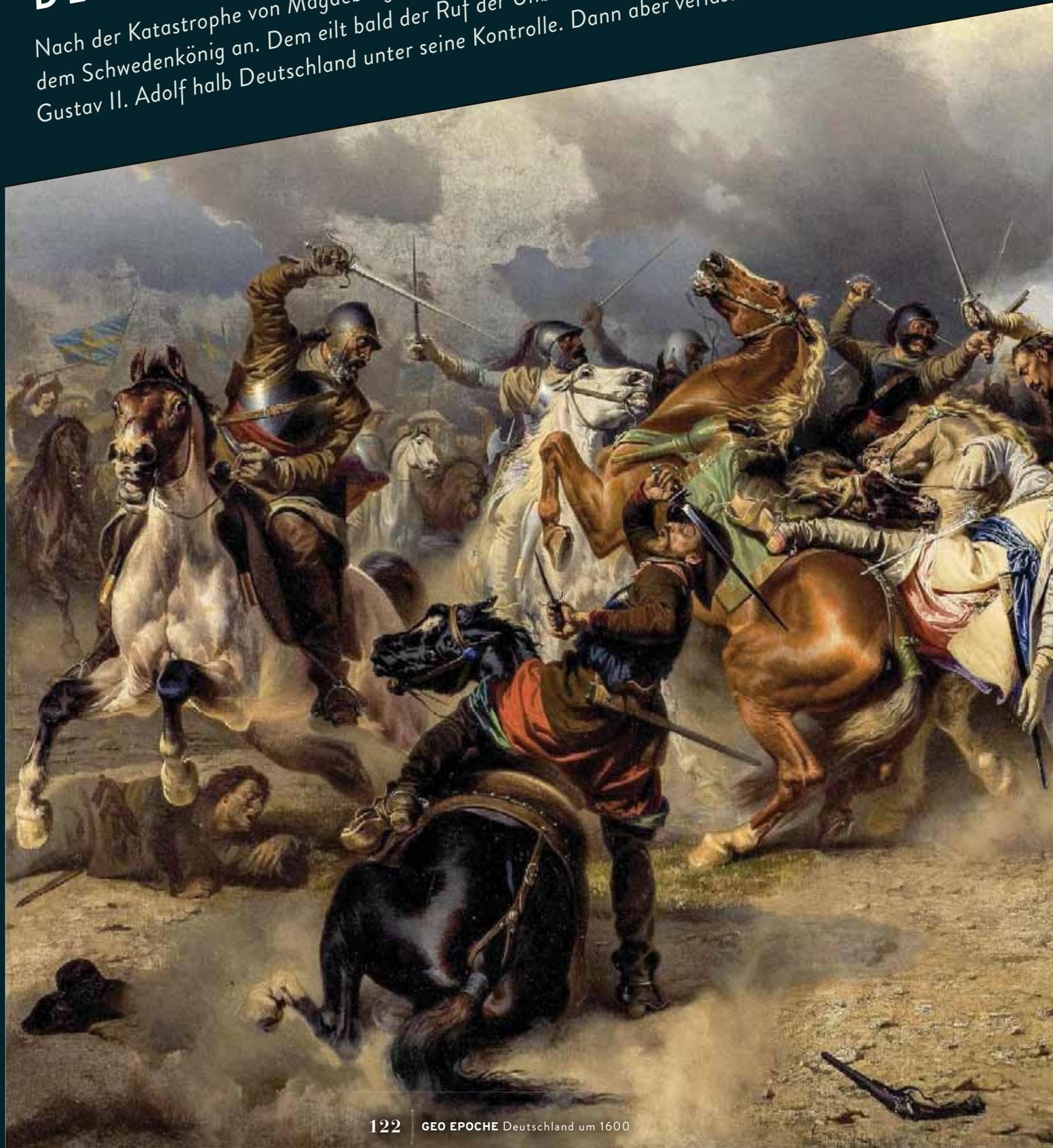




STOLZ ZEIGT SICH
der kaiserliche Feldherr
Johann T'Serclaes von
Tilly (1559–1632). Seine
Kämpfer metzeln in
Magdeburg Tausende
Einwohner nieder,
Männer, Frauen, Kinder.
Tilly selbst lässt immerhin
diejenigen verschonen,
die sich in den Dom
geflüchtet hatten (*Ulrich
Loth, 1599–1662*)

MÄRTYRER DER LUTHERANER

Nach der Katastrophe von Magdeburg schließen sich wichtige protestantische Reichsfürsten dem Schwedenkönig an. Dem eilt bald der Ruf der Unbesiegbarkeit voraus: Bis Ende 1631 bringt Gustav II. Adolf halb Deutschland unter seine Kontrolle. Dann aber verlässt ihn das Glück



DER KÖNIG der Schweden, der den direkten Kampf selbst nicht scheut, wird am 16. November in der Schlacht von Lützen bei Leipzig gegen kaiserliche Truppen unter dem Kommando von Albrecht von Wallenstein tödlich verwundet (Carl Wahlbom, 1810–1858)



FÜR DEN EIGENEN PROFIT

Vom Führer einer privaten Armee ist Wallenstein zum mächtigsten und reichsten Feldherrn des Krieges aufgestiegen. 1633 aber verweigert er sich Angriffsplänen des Kaisers, sondiert gar einen Frieden – und wird dafür mit dem Leben bezahlen



MATTHIAS GALLAS macht unter Wallenstein Karriere. Ob er auch zu jenen Kreisen gehört, die 1634 den Sturz des Generalissimus betreiben, ist ungewiss. Auf jeden Fall profitiert er davon: Nach Wallenstein's Tod wird er reich belohnt (*anonymes Porträt, um 1630*)

IN EINER ROTEN Sänfte
zieht Wallenstein, inzwischen
schwerkrank, am 22. Februar
1634 nach Eger im heutigen
Tschechien. Wenige Tage später
wird er dort von Offizieren
ermordet (*Carl Theodor von
Pilony, 1826–1886*)

ANGST UND SCHRECKEN ALLERORTEN

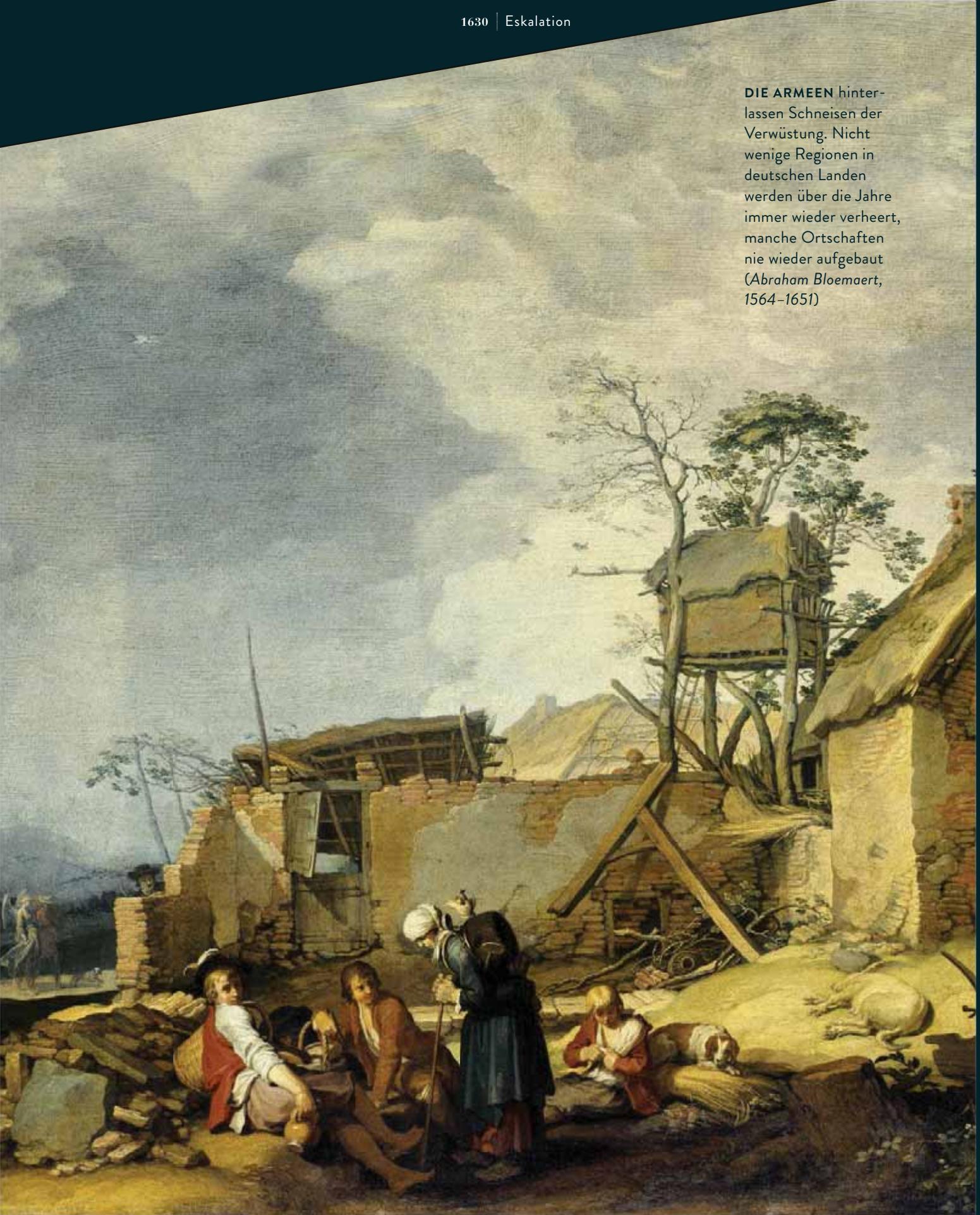
Je länger der Krieg dauert, desto schlimmer wird vor allem die Lage der Landbevölkerung. Denn die Kämpfer aller Parteien versorgen sich überwiegend aus den Regionen, durch die sie ziehen. Wer aber Besitztümer verheimlicht, dem drohen Prügel, Folter, Vergewaltigung ◇



LANDSKNECHTE

dringen in ein Haus ein,
rauben Tiere, töten
und quälen Menschen.
Selbst Kinder werden
mit Waffen bedroht
(Sebastian Vrancx)

DIE ARMEEN hinterlassen Schneisen der Verwüstung. Nicht wenige Regionen in deutschen Landen werden über die Jahre immer wieder verheert, manche Ortschaften nie wieder aufgebaut (Abraham Bloemaert, 1564–1651)



AUFBRUCH hoch

Dem Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorf fehlt es an Geld. Voller Tatendrang wirbt Friedrich III. daher niederländische Kaufleute an, errichtet für sie eine Stadt, in der jeder Glauben willkommen ist, lässt dem Meer neue Ackerflächen abringen. Und kaum etwas scheint seinen Ehrgeiz stoppen zu können. Weder Krieg noch Katastrophen



FRIEDRICH III.
(1597–1659)
will sein Land an
internationale
Warenströme
anschließen. Zum
Strahlen bringen
wird er es letzt-
lich in kultureller
Hinsicht

ZU FRIEDRICH'S Herrschaftsbereich zählen verstreute Gebiete im Herzogtum Holstein, das Teil des römisch-deutschen Reiches ist, und solche im Herzogtum Schleswig, das dänischer Lehnshoheit untersteht. Diese Karte zeigt Schleswig um 1650, 16 Jahre nachdem eine schwere Sturmflut die Westküste verwüstet und den grau dargestellten Großteil der Insel Nordstrand zerstört hat



im NORDEN



D

TEXT: Svenja Muche

Die ersten Deiche brechen in der Nacht, unter der ver-einten Wucht von Meer und Wind. In der Dunkelheit können die Bewohner der Küstenregionen in Nord-friesland und dem südlich angrenzenden Dithmarschen, wo Wiesen und Äcker sich flach zur See ausbreiten und kaum mehr als Reetdächer in den weiten Himmel ragen, die nahende Gefahr nur schwer sehen. Aber zu hören ist sie, dass es einen schauert: Das Brüllen des Sturms, das Tosen und Gurgeln des Wassers, das über die Deichkronen brandet, sich durch die Schutzwälle frisst. Die See umspült die Häuser, reißt schließlich Hunderte mit sich. Sie ertränkt Mensch und Vieh, schwemmt Feldfrüchte davon, holt sich das Land, darunter auch solches, das die Menschen gerade erst dem Meer entrissen haben. Die Welt, so scheint es, versinkt in Wogen und Finsternis.

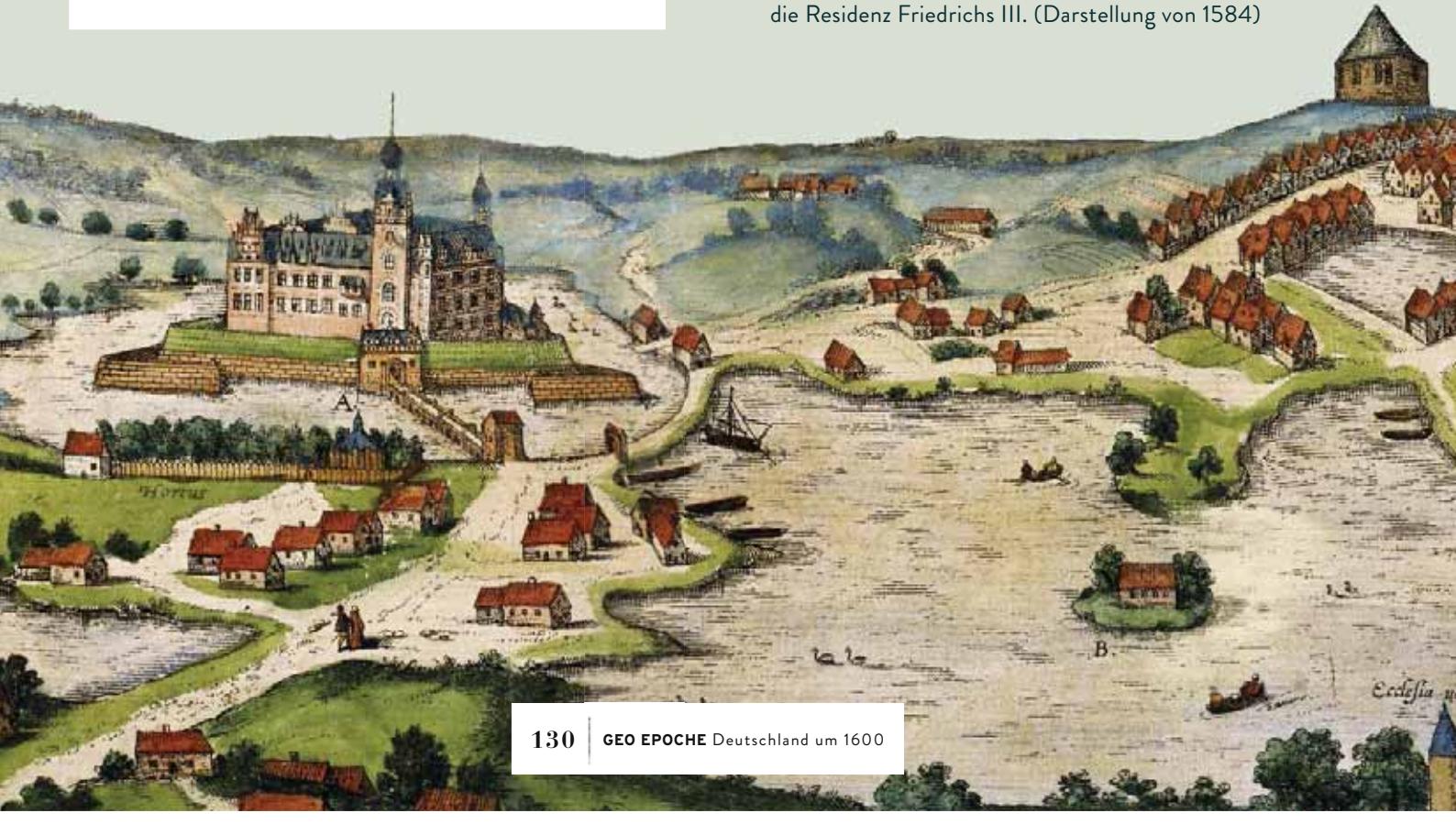
Wohl mindestens 8000 Menschen sterben in der Nacht des 11. Oktober 1634 in der „Burchardiflut“, wie

die Katastrophe nach einem Heiligen heißt, dessen Gedenktag drei Tage später ist. Eine Tragödie für diese Gegend – und ein Rückschlag für jenen Mann, der hier in Zeiten, da weite Teile des römisch-deutschen Reiches in Agonie liegen, kühne, geradezu größenwahnsinnige Pläne verfolgt. Die er auch angesichts tödlicher Zerstörung nicht fallen lassen wird: Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorf.

Seine Macht erstreckt sich keineswegs über die gesamten Herzogtümer Schleswig und Holstein, sondern nur über eine Reihe von Territorien, kleine und kleinste darunter, die weit verstreut zwischen der Unterelbe im Süden und dem Lauf der Königsau (dänisch Kongeå) im Norden liegen. Ein eher unbedeutendes Reich.

Doch der Herrscher fördert seit Jahren den Bau gewaltiger Deiche, um Wattgebiete und Schwemmland in fruchtbare Weiden und Äcker zu verwandeln. Er hat sich in den Kopf gesetzt, unweit der Westküste eine Handelsmetropole aus dem Boden stampfen zu lassen.

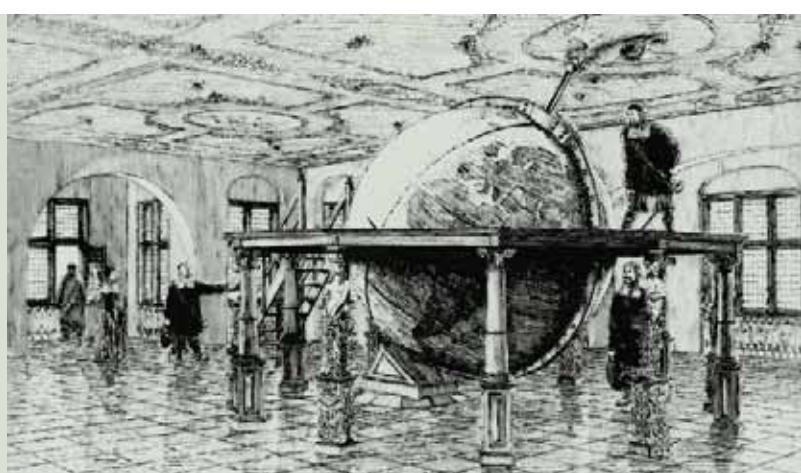
NAHE DER STADT Schleswig erhebt sich auf einer Insel am Ende des Meeresarms Schlei. Schloss Gottorf, die Residenz Friedrichs III. (Darstellung von 1584)



Und sich an ein noch kühneres Vorhaben gewagt:
Nicht weniger als eine neue Seidenstraße will der Fürst errichten. Und davon lässt er sich auch durch eine Jahrhundertflut nicht abhalten.

Dabei tritt Friedrich, als er 1616 gerade einmal 18-jährig die Herzogswürde übernimmt, ein schweres Erbe an. Er herrscht nicht nur über einen territorialen Flickenteppich, sondern muss seine Interessen auch gegen gleich zwei Herren durchsetzen: Holstein ist Teil des Heiligen Römischen Reiches, der Gottorfer Herzog für seine Besitzungen dort dem Kaiser zu Treue verpflichtet. Das Herzogtum Schleswig wiederum, in dem auch die Residenz Gottorf liegt, untersteht der dänischen Krone, wobei der König von Dänemark zugleich ebenfalls als Herzog von Schleswig und von Holstein firmiert und hier seinerseits über ein Sammelsurium von verstreuten Territorien herrscht.

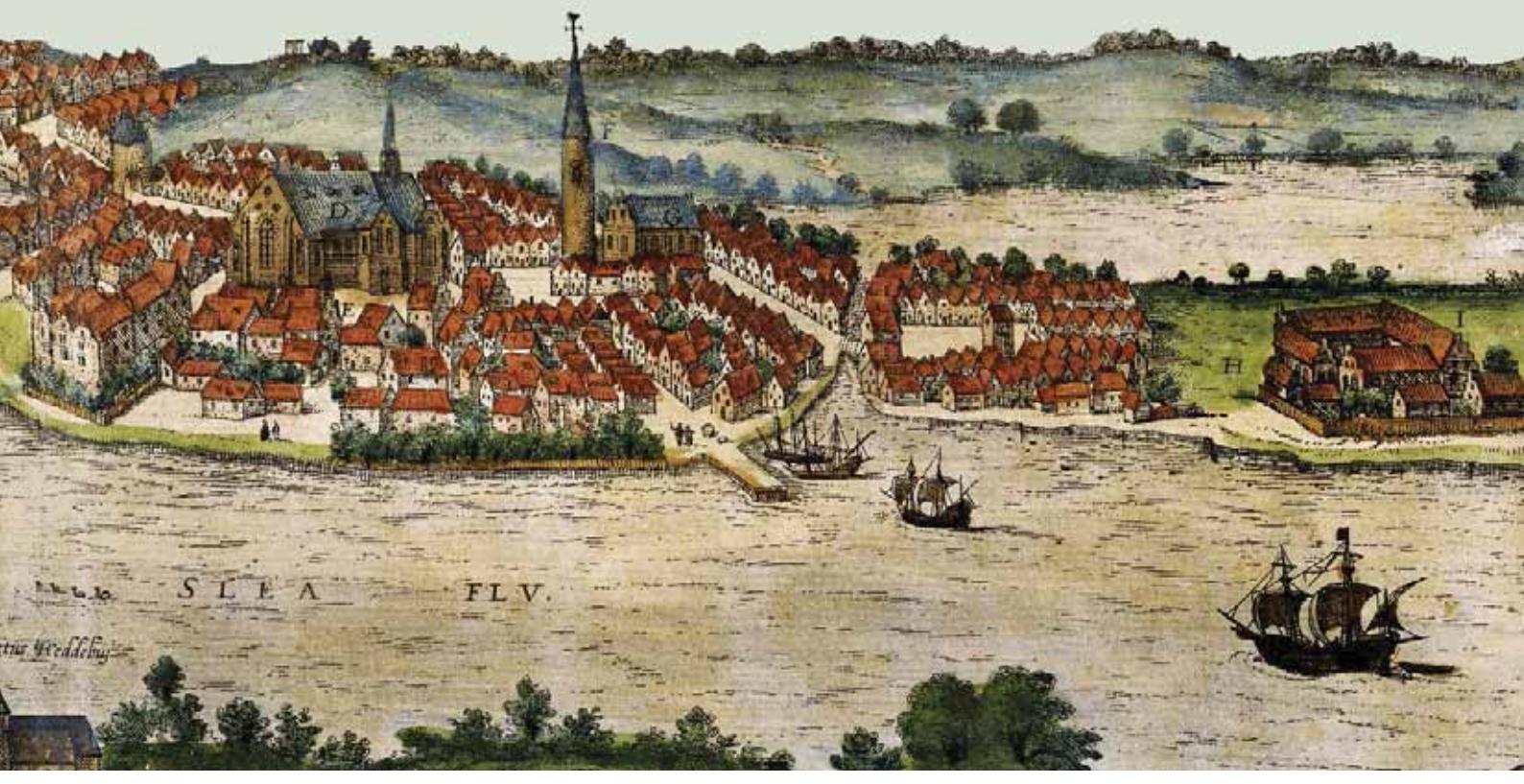
Vor allem aber leidet das Staatsgebilde der Gottorfer Herzöge unter ständiger Geldnot. Friedrich entwirft darum bald einen ambitionierten Plan: Er will niederländische Kaufleute dazu bewegen, sich in seinem Reich in einer neu zu erbauenden Stadt niederzulassen und dort lukrative Geschäfte anzubahnen. Mit dieser



ZUR SENSATION gerät der begehbarer Riesenglobus, den der Hofgelehrte Adam Olearius für den Herzog konstruiert. Das Gerät gilt als erstes Planetarium der Welt

Idee ist er nicht allein: So lässt in diesen Jahren – und ebenfalls mit niederländischer Unterstützung – der Dänenkönig Christian IV. in einem ihm unterstehenden Teil von Holstein den Ort Glückstadt an der Elbe als Handels- und Festungsstadt erbauen.

Als geeigneten Flecken für seine Gründung bestimmt Friedrich ein Areal am Zusammenfluss von Treene und Eider, gut 20 Kilometer von der Nordsee entfernt. Friedrichs wichtigster Ideengeber wird der aus Amsterdam stammende Geschäftsmann Willen van den Hove, der sich nach einem kommerziellen Fehl-



In dieser Stadt herrscht religiöse



TOLERANZ



AB 1621 entsteht zwischen Eider und Treene das von Grachten durchzogene Friedrichstadt. Der Herzog gründet den Ort als künftige Handelsstadt – und will mit dem Versprechen auf Religionsfreiheit Kaufleute aus den Niederlanden anziehen, die in der Heimat wegen ihres Glaubens bedrängt werden

schlag in den Niederlanden entscheidet, seinen dortigen Besitz zu verkaufen und ins Göttinger Herzogtum zu ziehen. Ab 1619 wirbt van den Hove unter seinen Landsleuten um Willige, die Friedrichs neue Stadt errichten sollen – und übertreibt dabei, mit Zustimmung des Herzogs, schamlos: Werbeschriften künden von den Möglichkeiten an der Eider, wo „vom ganzen Erdkreis die Waren herangeführt und die reichen Früchte des Landes verschiffet“ würden. Tatsächlich aber liegt der Siedlungsplatz, wie Friedrichs gesamtes Reich, abseits der etablierten Fernhandelsrouten.

Van den Hove spielt jedoch ein Konfessionskampf in seiner Heimat in die Hände. Er spricht bevorzugt Menschen an, die in den Niederlanden von den vorherrschenden Calvinisten unterdrückten protestantischen Gemeinschaft der Remonstranten angehören, lockt sie mit einem vom Herzog ausgegebenen Privileg, das ihnen die freie Ausübung ihrer Religion in der geplanten Stadt garantiert.

Zwar erklären sich deutlich weniger Menschen als erwartet dazu bereit, in der schleswigschen Provinz ihr Glück zu versuchen. Dennoch wird am 24. September 1621 der Grundstein für das erste Gebäude gelegt.

Bald wächst Haus um Haus empor, errichtet nach niederländischem Geschmack, haben Arbeiter Gräben ausgehoben, die den Ort wie Grachten in den Niederlanden durchziehen. Das Hafenbecken mit Verbindung zur Eider wird erst 1636 fertig, doch schon vorher ankern Schiffe vor der Siedlung. Der Herzog gibt ihr stolz seinen Namen: Friedrichstadt.

A

Als Nächstes zielt der Fürst darauf, einen Teil des niederländisch-spanischen Handels mit Getreide und Salz an sich zu ziehen. Denn seit 1621 ein zwölf Jahre währende Waffenstillstand zwischen der Republik der Vereinigten Niederlande und dem habsburgischen Spanien ausgelaufen ist, Schiffe aus den abtrünnigen niederländischen Provinzen die Häfen im spanischen Machtbereich nicht mehr anfahren dürfen und zudem Angriffe und Plünderungen fürchten müssen, lassen sich viele Schiffer aus Holland und Seeland in deutschen Hafenstädten wie Hamburg nieder. Warum sollten einige von ihnen nicht auch an die Eider ausweichen?

Bald reisen Vertreter des Herzogs nach Madrid und Brüssel, der Hauptstadt der unter spanischer Herrschaft verbliebenen südlichen Niederlande. Sie sollen erwirken, dass in Friedrichs Herrschaftsbereich angesiedelte Schiffseigner von den Restriktionen ausgenommen werden. Um den erzkatholischen Spaniern in den Verhandlungen entgegenzukommen, erlaubt Friedrich, selbst Lutheraner, nach einigen Jahren auch Katholiken, in Friedrichstadt ihren Glauben zu praktizieren.

Der Mennonit van den Hove hat da für seine Glaubensbrüder bereits ebenfalls Religionsfreiheit erreicht. An der Eider entsteht so, dank des rein wirtschaftlichen Kalküls des Gottorfer Herzogs, in der Ära des Dreißigjährigen Krieges eine Insel religiöser Toleranz.

•

DOCH DAS HERZOGTUM bleibt vom europäischen Ringen um Glauben und Macht nicht verschont. Dänemarks König Christian IV., der im Ostseeraum mit Schweden um die Vorherrschaft kämpft, wird 1625 zum militärischen Führer eines Bezirks des Heiligen Römischen Reiches bestimmt, dem neben anderen Fürstentümern und einigen Reichsstädten in Norddeutschland auch das Herzogtum Holstein angehört. An der Spitze eines protestantischen Heeres zieht er den Truppen der Katholischen Liga entgegen.

Doch im August 1626 erleidet Christian eine vernichtende Niederlage, woraufhin die kaiserlich-katholischen Armeen im folgenden Jahr ihrerseits nach Norden ziehen. So schwärmen zuerst die flüchtenden Landsknechte des Dänenkönigs plündernd durch Holstein und Schleswig – auch durch das Reich Friedrichs III. Kaum sind sie durchgezogen, wälzt sich die kaiserlich-katholische Streitmacht, wohl mehr als 30 000 Mann, durch das Land, nimmt die Herzogtümer und das dänische Jütland ein.

Friedrich, der sich eigentlich aus dem Krieg heraushalten wollte, steht nun zwischen den Fronten. Um zu verhindern, dass die Kaiserlichen sein Land ausbluten lassen, verhandelt er mit deren Feldherren, bietet ihnen unter anderem Friedrichstadt, das wie andere Gemeinden für Ernährung, Unterbringung und den Sold der Besatzungstruppen aufkommen muss, als Flottenstützpunkt an.

Schließlich richtet der Herzog sogar die Waffen gegen seine eigenen Untertanen: Als die Bewohner der Insel Nordstrand um 1628 gegen die Einquartierung

IMMER WIEDER

ziehen fremde Truppen durch das Land zwischen den Meeren. Nach der Schlacht bei Lutter im August 1626 (rechts ein zeitgenössischer Stich) sind es etwa die flüchtenden Söldner des Dänenkönigs, der als Anführer eines protestantischen Heeres eine schwere Niederlage gegen das katholische Lager erlitten hat





Die WASSERMASSEN verschlingen Land,



Vieh, Volk

IN DEN WOGEN
der »Burchardiflut«
sterben im Herbst
1634 wohl mindestens
8000 Menschen



kaiserlicher Söldner rebellieren, schlagen von Friedrich gesandte Kämpfer den (von dänischer Seite unterstützten) Aufstand nieder. Christian IV. will den Treuebruch seines Lehnsmannes, der ihm zudem durch ein wenige Jahre zuvor erneuertes Bündnis zu militärischem Beistand verpflichtet ist, nicht hinnehmen – und lässt im Mai 1629 Truppen an dessen Küsten anlanden.

Kurz darauf aber ruft der König sie zurück. Denn noch im gleichen Monat schließt Christian einen recht milden Friedensvertrag mit dem Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches, in dem er sich verpflichtet, sich künftig aus dem Krieg und der Machtpolitik in Norddeutschland herauszuhalten. Die kaiserlich-katholischen Besatzer ziehen daraufhin aus Schleswig und Holstein ab. Doch sie hinterlassen ein ausgezehrtes, gebeuteltes Land.

Eine fatale Folge: Vielerorts fehlt es nun an Geld und Kraft, um die Deiche in Stand zu halten – zumal auf Nordstrand. Friedrich grollt seinen rebellischen Untertanen dort wohl noch immer, hatte sich laut einem späteren Bericht während des Aufstands angeblich gar gewünscht, „dass die Insel so tief unter das Wasser versinken möchte, wie sie anitzo hervorrage“.

Anderswo kümmert sich der Herzog eifrig um den Deichbau: Ab 1631 treibt er die Trockenlegung von rund 8000 Hektar in der Dagebüller Bucht östlich der Insel Föhr voran. Friedrich vergibt das Recht zur Eindeichung des Gebiets und am so gewonnenen Land an niederländische Geschäftsleute, die erfahrene Deichbauingenieure in den Norden schicken.

E

Etwa zur selben Zeit spricht ein Hamburger Kaufmann namens Otto Brüggemann beim Herzog vor und überzeugt ihn von der Idee, mit einer eigenen Handelsgesellschaft Seide aus Persien zu importieren – über das Kaspische Meer und die Wolga, von deren Oberlauf über Land zur Ostsee und weiter zum auf Gottorfer Territorium gelegenen Kiel. So könnte man, das rechnet Brüggemann Friedrich wohl vor, den kostbaren Stoff direkt am persischen Produktionsort einkaufen und mit erheblichem Gewinn an die Reichen Nordeuropas verkaufen.

Der Kaufmann erreicht in einer Mission, zu der er 1633 aufbricht und die ihn bis nach Moskau führt, die

Ist der Fürst ein Traumtänzer – oder

Zustimmung des russischen Zaren für den Warentransit durch seine Gebiete – muss dafür aber ungeheure Summen an Abgaben zusichern.

IM NORDWESTEN VON Friedrichs Reich haben die Deichbauer bereits einen beachtlichen Teil der Dagebüller Bucht eingehiegt, als sich am Abend des 11. Oktober 1634 in der Nordsee eine außergewöhnliche Sturmflut aufbaut. Der Damm im Süden der Bucht hält Meer und Wind stand, doch ein gerade erst begonnener Abschnitt weiter nördlich gibt dem Druck nach.

Am schwersten trifft die Burchardiflut die Menschen auf Nordstrand. Das Meer zerreißt die Insel, lässt von ihr nur Landfetzen. Mehr als 6000 Bewohner kommen um. Ob aus Rache für die einstige Rebellion oder aus rein ökonomischem Kalkül: Friedrich lässt den Überlebenden keinerlei Hilfe zukommen. Allein sind viele von ihnen aber nicht in der Lage, den Bau neuer Deiche zu stemmen. Stattdessen vergibt Friedrich später einen Teil ihrer zerstörten Heimat an weitere niederländische Investoren.

Dabei kommt ihm eine althergebrachte Regel an der Nordseeküste entgegen: Wer seinen Boden nicht durch den Bau und Erhalt von Deichen schützen kann, verliert das Recht daran. Aus den von den Niederländern neu bedeichten Gebieten entsteht im östlichen Bereich der zerstörten Insel schließlich die heutige, mit dem Festland verbundene Halbinsel Nordstrand.

Nur ein Jahr nach der Katastrophe schickt der Herzog den gerade aus Russland zurückgekehrten Otto Brüggemann erneut los, zu weiteren Verhandlungen an den Hof des Schahs von Persien. Der Mission gehört wie bei der vorherigen der Leipziger Gelehrte Adam Olearius an. Er dient der Gesandtschaft als Sekretär, dokumentiert zudem im Auftrag des Herzogs die Reise, beschreibt Landschaften, sammelt Informationen über das Leben der Menschen in Russland, an der südlichen Wolga und in Persien. Mit zunehmender Sorge registriert er das Verhalten Brüggemanns. Der Gesandte ist

aufbrausend, brüskiert die Vertreter des Schahs mit seinem Auftreten. Zudem erfindet er haltlose Szenarien von Bündnissen diverser mächtiger Reiche, in deren Namen er beim persischen Herrscher vorspreche.

Der Schah lässt sich nicht auf einen Handelsvertrag ein, gibt der Göttinger Delegation aber immerhin einen Repräsentanten mit auf den Heimweg. Nach der Rückkehr der Gesandtschaft im August 1639 gerät das Unternehmen endgültig zum Debakel. Der persische Diplomat besitzt nicht die Vollmacht, um Verträge abzuschließen, bemerkt zudem selbst vermutlich schnell, dass Brüggemann zu viel versprochen hat.

Der Zorn des enttäuschten Herzogs richtet sich bald gegen seinen Unterhändler. Brüggemann wird unter anderem wegen „strafwürdiger Übertretung seines Befehlsg“ zum Tode verurteilt; ein Schwertstreich löscht am 5. Mai 1640 sein Leben aus. Zwei Jahre später wird Friedrichs Persienabenteuer endgültig aufgegeben.

U

Und Friedrichstadt, die Hoffnung an der Eider? Der Ort kann nicht mit den alten Handelsmetropolen wie Hamburg und Lübeck konkurrieren, nur wenige Kaufleute und Schiffseigner wollen sich hier niederlassen. Zwar brechen vom Hafen manche Segler mit Getreide, auch wohl mit Stockfisch und Käse, zur Iberischen Halbinsel auf, ist es dem Herzog doch zwischenzeitlich gelungen, einen Handelsvertrag mit Spanien zu schließen. Doch angesichts verschiedentlicher Auflagen von spanischer Seite kommt nie ein schwunghafter Warenverkehr in Gang. Willem van den Hove kehrt schließlich frustriert in die Niederlande zurück.

Ende 1643 eskaliert dann auch noch der Machtkampf zwischen Dänemark und Schweden. Erneut wird das schmale Land zwischen Nord- und Ostsee zum Kriegsschauplatz fremder Armeen, nehmen die sich, was sie zusammenraffen können, morden, wer sich ihnen in den Weg stellt. Erst der Frieden von Bromsebro,

ein VISIONÄR?

den die beiden skandinavischen Mächte im August 1645 schließen, beendet das blutige Hin und Her.

Schlimmer denn je steht es womöglich nun wirtschaftlich um Friedrichs Reich. Kulturell aber lässt der Herzog den Norden leuchten. Der mehrfach erweiterte Schlossgarten seiner Residenz Gottorf ist mit exotischen Pflanzen bewachsen, eine umfangreiche Bibliothek und bald auch eine große Gemälde- und Kuriositäten-sammlung locken zahlreiche Besucher.

Die Aufsicht über diese Schätze führt Adam Olearius, den Friedrich als Hofgelehrten angestellt hat und der mit seinem Bericht über die Persienmission einen frühen Meilenstein der Länder- und Völkerkunde erschafft. 1650 beauftragt Friedrich III. ihn mit der Konstruktion eines Riesenglobus von mehr als drei Meter Durchmesser. Der Clou: Man kann sich in die Kugel hineinsetzen und mittels eines ausgeklügelten Mechanismus den auf der Innenseite dargestellten Sternenhimmel an sich vorbeiziehen lassen – das weltweit wohl erste begehbarer Planetarium. (Der Globus gelangt als Geschenk an Peter den Großen später nach Russland; in Gottorf ist heute eine Replik zu sehen.)

Und dann gelingt dem Herzog noch ein politischer Erfolg: Im Bündnis mit Dänemarks Erzrivalen Schweden erreicht er 1658 die Befreiung seiner Schleswiger Besitzungen von der dänischen Lehnshoheit. Doch schnell flammt der Krieg zwischen den nordischen Großmächten erneut auf, und bereits im folgenden Jahr ziehen wieder einmal Zehntausende fremde Soldaten durch Schleswig und Holstein.

Friedrich III., mittlerweile 61-jährig und kränklich, zieht sich in die Festung Tönning zurück. Dort stirbt er am 10. August 1659. Ob als Traumtänzer, der von maßloser Selbstüberschätzung getrieben war, oder Visionär, der in schwierigen Zeiten Großes wagte – darüber streitet die Nachwelt. Sicher ist: Er hinterlässt mit Friedrichstadt einen Ort, der sich noch über Jahrhunderte durch seine religiöse Vielfalt auszeichnen wird. Bis heute liegt er wie eine Miniatur Amsterdams in der norddeutschen Marsch, an den Grachten die Gotteshäuser für fünf verschiedene Glaubensgemeinschaften. ◇

LITERATURTIPPS

»Gottorf im Glanz des Barock – Kunst und Kultur am Schleswiger Hof 1544–1713«

Vier reichhaltige Ausstellungskataloge mit vielen Informationen zu Friedrich III. und seinem Hofgelehrten Adam Olearius (Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum).

ROBERT BOHN

»Geschichte Schleswig-Holsteins«
Kompakter Überblick
(C. H. Beck).



Lesen Sie auch »Schlacht von Hemmingstedt: Der Kampf um die Bauernrepublik« in Dithmarschen (aus GEOEPOCHE Nr. 100) auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Friedrich III., seit 1616 Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorf und damit Herrscher über eher unbedeutende Gebiete im äußersten Norden der deutschen Lande, verfolgt kühne Projekte: Er gründet eine Handelsstadt, fördert die Landgewinnung, träumt von einer eigenen Seidenstraße in den Orient und verwandelt trotz Krieg, Jahrhundertflut und geplatzter Vorhaben seine Residenz Gottorf in eine Hochburg der Kultur.

EINE JUGEND VOLLER SCHATTEN prägt den Dichter. Früh verliert Andreas Gryphius (1616–1664) den Vater, bald die Mutter, erlebt wohl auch den Krieg aus nächster Nähe. Nach der brutalen Rekatholisierung seines schlesischen Heimatortes wandert er aus – und findet in der weltoffenen Handelsstadt Danzig zur Poesie



ERST IM EXIL findet er Worte für die unermessliche Gewalt, die sich seit Jahren durch seine schleische Heimat frisst: „Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!“, schreibt Andreas Gryphius um 1636 im polnischen Danzig. Es ist der Beginn von „Tränen des Vaterlandes“, dem heute wohl berühmtesten deutschen Poem des 17. Jahrhunderts, in dem der noch junge Dichter der Kriegsleiden gedenkt, die er selbst zuvor erlebt hat.

Geboren wird Andreas Greif (der seinen Namen später in „Gryphius“ latinisiert) 1616 als Sohn eines evangelischen Pastors im schlesischen Glogau, weit im Osten des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Zwar gehört Schlesien zum Königreich Böhmen und damit zum unmittelbaren Machtbereich des katholischen Kaisers aus dem Hause Habsburg. Große Teile des dortigen Adels aber sind protestantischen Glaubens, und so schließen sie sich 1618, mit Beginn des Dreißigjährigen Krieges, den böhmischen Ständen in ihrem Kampf gegen den habsburgischen Herrscher an. In den kommenden Jahrzehnten verheeren immer wieder Söldner das Land, belagern Städte, brennen Dörfer nieder, morden, rauben.

Gut möglich, dass Gryphius solche Gräueltaten mit eigenen Augen sieht. Seine Kindheit ist auf jeden Fall schwer: Als Fünfjähriger verliert er den Vater, sieben Jahre danach stirbt die Mutter. Kurz darauf wird Glogau durch den örtlichen Vertreter des Kaisers brutal rekatholisiert. Unter grausamen Misshandlungen, Schlägen und Drohungen drängen Truppen die mehr als 6000 Protestanten am Ort, ihrem Glauben abzuschwören – oder auszuwandern.

Gryphius’ Stiefvater, ein evangelischer Lehrer, wählt die Flucht ins nahe Königreich Polen, wo weitgehende Konfessionstoleranz herrscht. Sein Ziehsohn folgt ihm wenig später, schafft es sogar an ein Gymnasium. Dort befasst sich der wissbegierige Heranwachsende mit antiken Autoren, gewinnt mit eigenen lateinischen Dichtungen die Aufmerksamkeit der Lehrer. 1634 verschlägt es ihn nach Danzig. Nun übersetzt er gekonnt lateinische Texte ins Deutsche, beschäftigt sich mit Naturwissenschaften, hält erste Privatvorlesungen.

Weltoffen und reich ist die vom Krieg verschonte Hansestadt an der Ostsee. Berauscht von der Atmosphäre des Ortes mit seinen zahlreichen Bibliotheken, widmet sich Gryphius nun vollends der deutschsprachigen Poesie. Und verfasst, finanziert unter anderem von einem adeligen Gönner, der an sein Talent glaubt, bald selbst kraftvolle, nie zuvor gelesene Verse. Dabei atmen seine Gedichte mitnichten den hellen Geist von Danzig: Gryphius macht die Vergänglichkeit alles Irdischen zu seinem Thema.

„Was dieser heute baut / reist jener morgen ein / Wo jetzt Städte stehn / wird eine Wiese sein“, heißt es etwa in dem Sonett „Es ist alles eitel“.

Und 1637 erscheint in Polen ein Band mit einer Fassung jenes Werkes, das wie kein anderes seinen Ruhm als Dichter begründen wird: Denn in nur 14 Zeilen offenbart „Tränen des Vaterlandes“ die ganze Schreckensgewalt des Krieges, berichtet von niedergebrannten Gebäuden, von geschändeten Jungfrauen und Flüssen voller Leichen.

Dieser zerrütteten Heimat bleibt Gryphius weiter fern: Von Danzig zieht er ins niederländische Leiden und studiert dort unter anderem Rechtswissenschaften. Es folgen Bildungsreisen nach Italien und Frankreich. Erst 1650, nach Ende des Dreißigjährigen Krieges, kehrt er zurück nach Glogau.

Hier übernimmt Gryphius das bedeutende Amt eines Syndikus, einer Art Rechtsberater der evangelischen Adeligen in Streit-

fällen mit den Vertretern des katholischen Kaisers. Nur noch sporadisch arbeitet er an poetischen Werken.

Ein heiteres, langes Leben ist ihm indes nicht beschieden. Vier seiner sieben Kinder muss er früh zu Grabe tragen. Am 16. Juli 1664 sind auch seine Tage gezählt: Andreas Gryphius erliegt mit 48 Jahren einem Schlaganfall.

Als Poet ist er da längst berühmt, gilt seinen Landsleuten als einer der bedeutendsten Dichter ihrer Zeit. Doch wie fast alle Autoren des Barock gerät auch er später in Vergessenheit. Zu seiner Wiederentdeckung als Lyriker des Leids trägt der Zweite Weltkrieg bei, der Deutschland noch schlimmer verheert als das brutale Ringen im 17. Jahrhundert: Ab 1945 finden die Deutschen ihre Wirklichkeit in den poetischen Klagen des Andreas Gryphius wieder. ☈

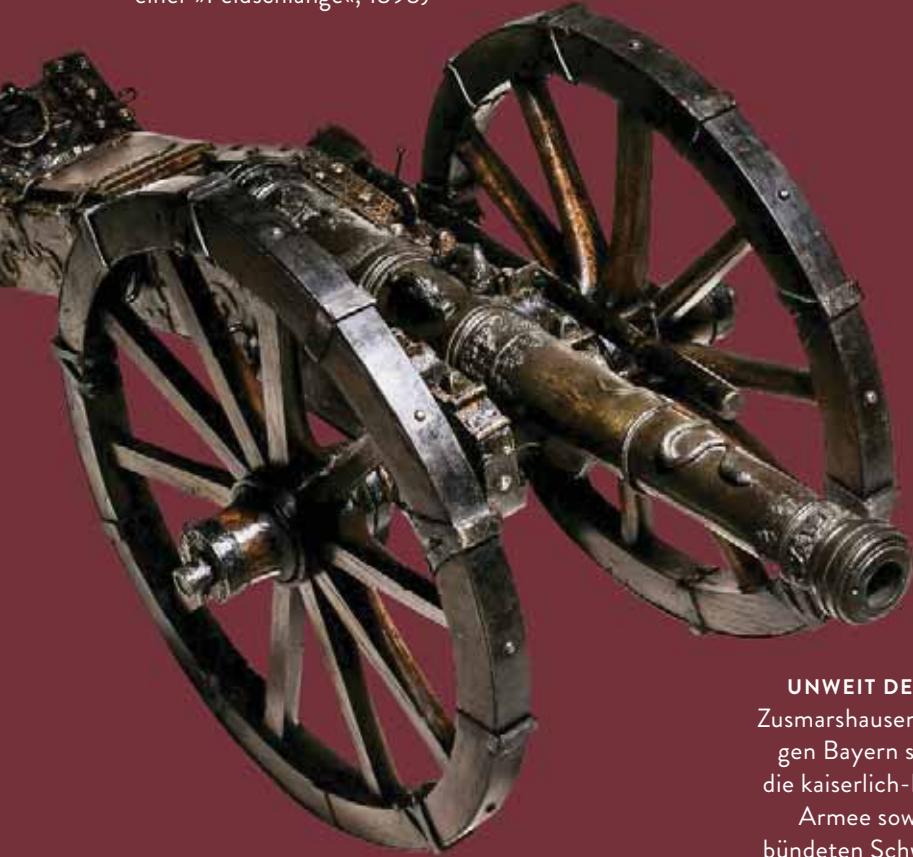


DER LYRIKER DES LEIDS

Kaum ein Poet deutscher Sprache
vermag das Grauen des Dreißigjährigen
Krieges packender und knapper
in Verse zu fassen als der Dichter
Andreas Gryphius – in seinem Werk
»Tränen des Vaterlandes«

TEXT: Katrin Maike Sedlmair

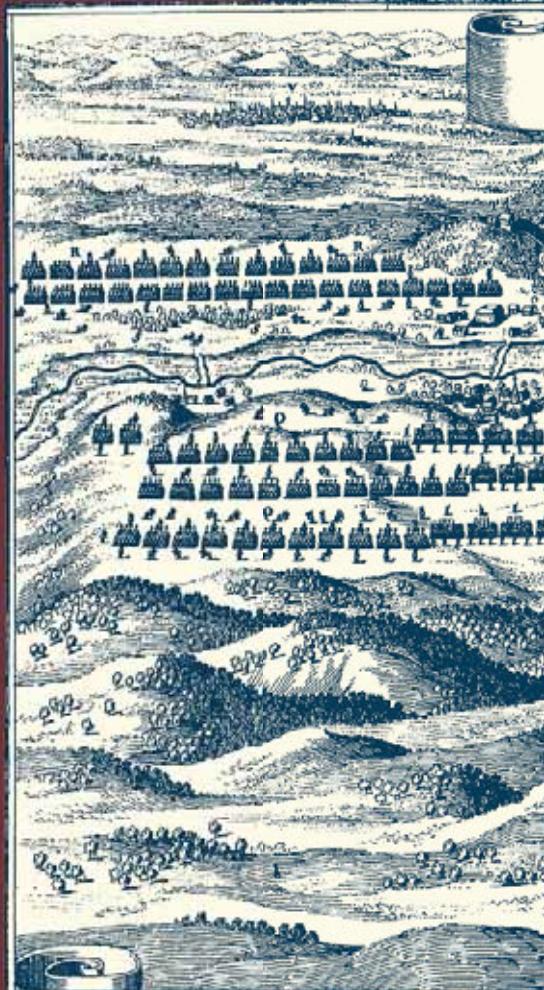
ZAHLLOSE KANONEN wie diese rollen zwischen 1618 und 1648 durch deutsche Lande (Modell einer »Feldschlange«, 1595)



UNWEIT DES DORFES

Zusmarshausen im heutigen Bayern stehen sich die kaiserlich-bayerische Armee sowie die verbündeten Schweden und Franzosen am 17. Mai 1648 gegenüber

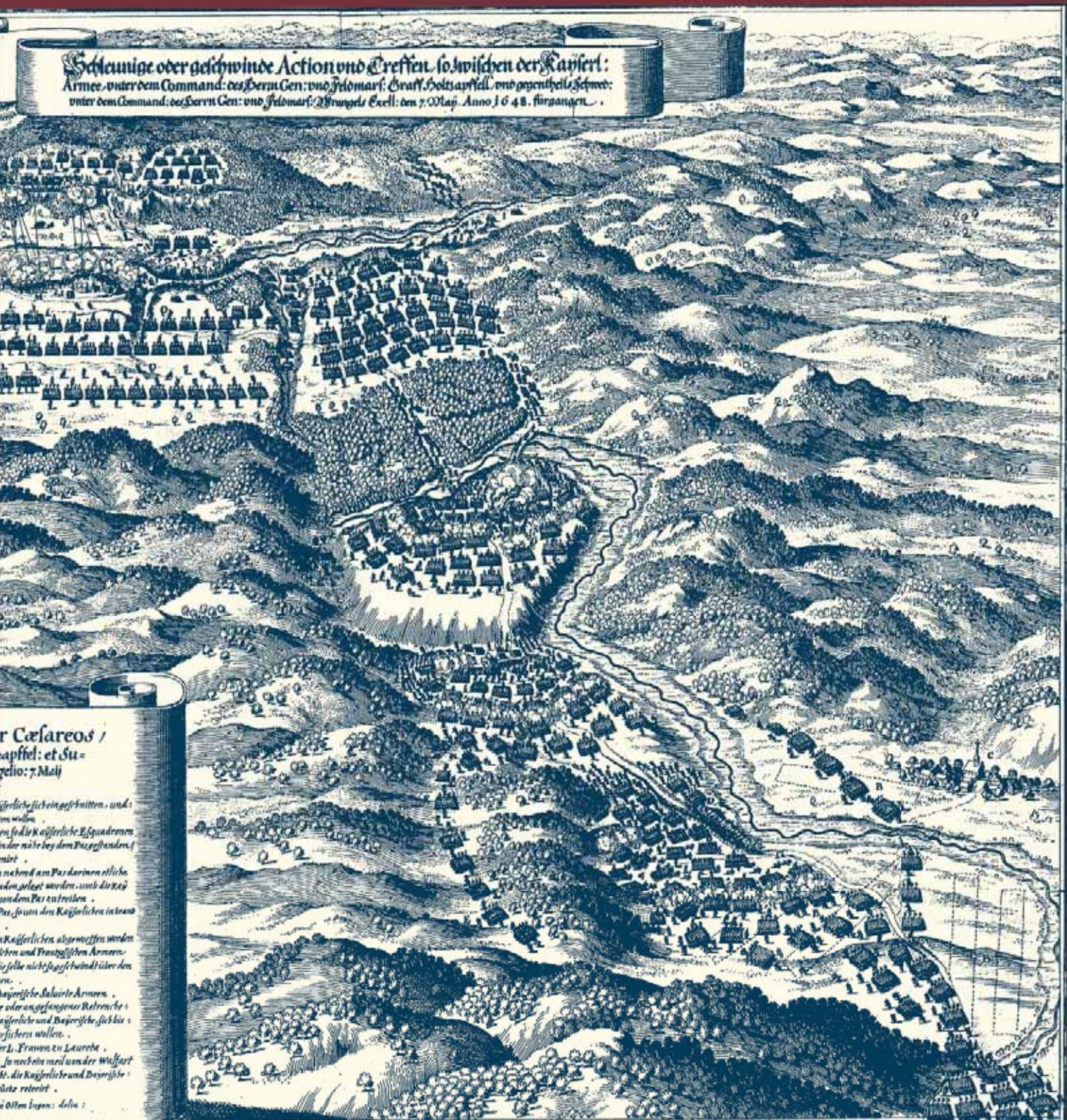
Nach 30 Jahren Krieg sind weite Teile des römisch-deutschen Reichs verheert, die Kontrahenten des Kämpfens müde und längst mit Friedensverhandlungen befasst. Da aber jede Partei versucht, sich vor deren Abschluss noch eine bessere Verhandlungsposition zu verschaffen, kommt es Mitte Mai 1648 in Süddeutschland noch einmal zu einem blutigen Zusammenstoß



*Conflictus subitus et acerinus / inf...
Duce Campi-Marecallo Comite ab Holtz...
etecos, sub Campi-Marecallo Gen: Wran...
d 48. prope Zusmarshausen ad Lichten...*

- A. Schmiediche Caſſillerie ſein Völken trabt umb die Kaiserliche Arme zuſuchen ewigent und wie zuvor ſchon geſchah aus überdrüglichen Per Villern maſten.
- B. Kaiserliche Leger und dreyßiggebeas auf gebrochen und im Märtz gezoeggen.
- C. Der Flecken Zusmarshausen, darin der Kaiserlichen Haupt Quartier gerichtet.
- D. Eige Rauemtheit und Kaiserliche arrierguardieſt mit Commissarien Meſgutthen und Eilichen Stützen geſetzet habt.
- E. Füller Regimenter ſe der Herrn General Feldmarſchall Wenzel Gallas an den Linien hand und gezeigt.
- F. Ander Truppen die die Kaiserliche zu widerstand angezeigt.
- G. Dritter Truppen also auch die Kaiserliche Magazin in ſich angezogen euer horen und der General und Feldmarſchall Graf Holzappell geblieben.
- H. Kaiserliche Schutz ſie felig im Wald auf geſpannt und Stecken kleben.
- I. Kaiserliche Bagage ſo dieſt verdächtig und franzöſtik beladenen.
- K. Verſammele Schmiediche und franzöſtik Eſquadren ſo den Kaiserlichen nach gezeigt.
- L. Den Dorf wird die Kaiserlichen Defendire.
- M. Schmiediche durch Curaffiere, welche garſcharff Can...
- N. Ein Klein Höhlheit Franzöſtiche Breg. ſordliche Dragnader.
- O. Ein Mühl an dem geſetzet worden.
- P. Drucken ſoune de...
- Q. Standt der Schmiediche des Nachtwalles Per kannnen hinen.
- R. Kaiserliche und Eilichen.
- S. Verbaute Bebauung, damit die Re auf die Markt u...
- T. Die Walfachet von...
- U. Stadt Augsburg, daſt dieſelbe nach jahrhundertem Cest Hinter...

ZUSMARSHAUSEN: Die



letzte SCHLACHT

E

TEXT: Reymer Klüver

Es ist der 17. Mai 1648. Seit 30 Jahren wütet der Krieg um die politische Macht und den rechten Glauben in den deutschen Landen, längst sind mehrere Großmächte daran beteiligt. Eine ganze Generation kennt kaum etwas anderes als Kampf, Leid, Hunger und Not. Nun eine Flucht nach kurzer Nacht. Der oberste Feldherr des römisch-deutschen Kaisers Ferdinand III. selbst hat sie für seine Truppen angeordnet. Eine Stunde vor Tagesanbruch sind auf den Befehl von Generalissimus Peter Melander, Graf zu Holzappel, die Zelte unweit des Dorfes Zusmarshausen im heutigen Bayerisch-Schwaben in aller Eile abgebrochen, die Lagerfeuer gelöscht worden.

Eine müde Armee und ihr zerlumpter Tross formieren sich in der Dunkelheit zum Rückzug. Träge, nur im Schrittempo geht es voran, über die schmale Landstraße Richtung Augsburg, mitten durch Sumpf und morastigen Wald. Reiter, Fußvolk und die schweren eisernen Geschütze, die Zugpferde über den matschigen Hohlweg zerrten. Hunderte von Fuhrwerken und Ochsengespannen, Karren mit Zelten und Ausrüstung, Küchenkaleschen und Pulverwagen, Kanzeleikutschen mit der Buchhhaltung der Truppe. Frauen und barfüßige Kinder laufen nebenher, oft in nicht mehr als Fetzen gehüllt, die einmal Kleider waren. Gut 18 000 Soldaten und Zehntausende Begleiter dürften es sein, insgesamt vielleicht an die 100 000 Menschen.

Die Zeit drängt. Denn der Feind, die im Kampf gegen den habsburgischen Kaiser verbündeten Schweden und Franzosen, ist ihnen auf den Fersen. Wenige Stunden zuvor hat die gegnerische Streitmacht die Donau bei Lauingen über-



ALLE KRIEGS-
PARTEIEN lassen
Söldner für sich
ins Feld ziehen. Die
Kämpfer tragen
mitunter Waffen,
die auch zur Jagd
benutzt werden
(Spießeisen für die
Bären- und Wild-
schweinjagd)

schritten: 25 000 Soldaten und eine für ihre Feuerkraft gefürchtete Artillerie sind nun nur wenige Kilometer entfernt. Und noch in der Nacht sind mehrere Tausend ihrer Reiter losgesprengt, um Melanders Heerhaufen einzuholen.

Zwar neigt sich der „teutsche Krieg“, das millionenfache Sterben in der Mitte Europas, nach drei Jahrzehnten unzweifelhaft dem Ende zu, die zähen Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück stehen kurz vor dem Abschluss. Doch die Schweden und Franzosen wollen den Krieg noch einmal tief in das Herzland ihres Gegners hineinragen, nach Bayern und weiter

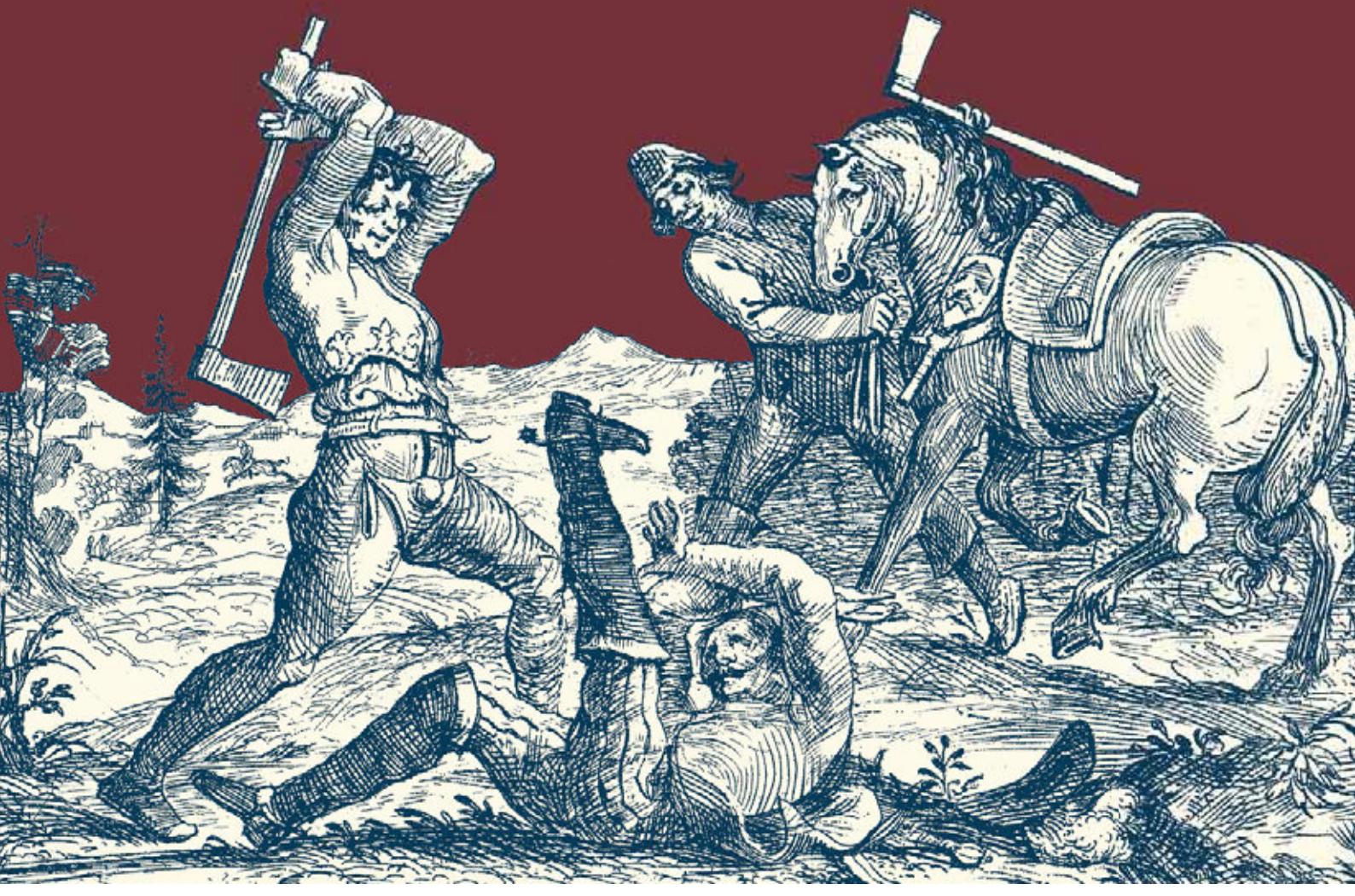
in das Erzherzogtum Österreich, das Kerngebiet der Habsburger. Um eine militärische Situation herbeizuwingen, die ihren Gesandten im Westfälischen eine vorteilhafte Position am Verhandlungstisch verschafft.

Nun aber entziehen sich die Kaiserlichen der Schlacht, meiden ein großes, blutiges Treffen der Armeen, wohl um Kräfte zu schonen. Vielleicht auch, um keine neuen Fakten zu schaffen.

Um sieben Uhr morgens erreichen die schwedischen und französischen Reiter eine erste Sperre der kaiserlichen Truppen. 1500 Berittene erwarten sie, tief gestaffelt, an einem kleinen Hang, den sich die Straße hinaufwindet. Sie sollen die Verfolger aufhalten und so den Rückzug der Armee Melanders decken.

EINE GANZE GENERATION KENNT NUR MORD UND TOTSCHLAG

BAUERN überfallen mit Äxten einen Reiter. Die Landleute werden selbst bis aufs Blut drangsaliert, müssen die Armeen nicht nur ernähren, sondern auch Dienste beim Bau von Lagern und Verteidigungsanlagen leisten (Radierung von Hans Ulrich Franck, 1643)



Drei solcher Barrieren hat der Oberbefehlshaber aufstellen lassen, doch die gegnerische Reiterei überwindet die erste, dann auch die zweite Verteidigungslinie ohne größere Probleme.

Alarmiert reitet Melander von der Spitze seiner Truppen zurück, er will persönlich dafür sorgen, dass wenigstens die dritte Sperre hält, wo Musketiere hastig Bäume zur Blockade des Weges gefällt haben. Es ist inzwischen später Vormittag. So eilig ist er aufgebrochen, dass er nicht einmal seinen Brustpanzer angelegt hat. Sechs Feldkanonen hat der Graf von Holzappel an die Barrikade abgeordnet. Doch bei zweien haben die Besatzungen die Zugpferde noch gar nicht abgespannt, geschweige denn die Geschütze in Stellung gebracht, da brechen rechts und links der Straße schon schwedische Reiter hervor. Überall scheinen sie zu sein. Kaiserliche Kavalleristen preschen ihnen entgegen, die Degen gezückt. Sekunden später tobtt ein blutiger Kampf Mann gegen Mann.

Unversehens, keiner weiß, wie es genau geschieht, gerät der Oberkommandierende selbst mitten in das wirre Geschehen. Peter Melander ist ein Hüne. Allein seiner Körpergröße wegen lässt er sich in dem grauenvollen Gewühl unschwer ausmachen.

Und so kommt es, wie es wohl kommen musste: Ein Schuss aus unmittelbarer Nähe trifft den Grafen; die Kugel durchschlägt seine ungeschützte Brust unweit des Herzens. Wortlos, so berichtet sein Feldprediger später, stürzt der General aus dem Sattel in den Morast. Des Kaisers Armee hat ihren Anführer verloren, ausgerechnet in der vielleicht alles entscheidenden Phase dieses scheinbar endlosen Krieges. Jenen Wochen, in denen der Frieden zum Greifen nahe ist.

•

DABEI SCHIEN DAS epische Ringen knapp 20 Jahre zuvor bereits zugunsten der Katholischen entschieden. Dem da-

maligen Kaiser Ferdinand II. und seinen Verbündeten war es im ersten Kriegsjahrzehnt gelungen, die Vormacht der Katholiken in den deutschen Landen nicht nur zu verteidigen, sondern ihren Vorrang gegenüber der protestantischen Seite sogar auszubauen: Nach verheerenden Niederlagen galt die Sache der Evangelischen 1629 als verloren.

Zu dieser Zeit stehen die kaiserlichen Truppen im Süden des Reiches wie in weiten Teilen des überwiegend neugläubigen Norddeutschlands. Ferdinand II. fühlt sich nun stark genug, im sogenannten Restitutionsschluss die Rückgabe ehemals katholischen Besitzes in den protestantischen Gebieten zu verfügen. Und das in großem Umfang: 500 Klöster mitsamt ihren Ländereien sollen zurück an die katholische Kirche und ihre Orden fallen, ganze reformierte Bistümer und Erzbistümer wieder altgläubige Herren erhalten.

Mit dem Edikt facht der Kaiser jedoch den Widerstand der Lutheraner erneut an. Zudem macht sich Gustav II. Adolf von Schweden dort, wo sich die Lehren Luthers längst vollständig durchgesetzt haben, die Empörung zunutze: Der König landet im Sommer 1630 mit einem Invasionsheer auf der Insel Usedom vor der Ostseeküste in Pommern.

Im September 1631 schlägt sein Heer die kaiserlich-katholischen Truppen bei Breitenfeld nördlich von Leipzig vernichtend. Es ist eine Wende im Kriegsgeschehen: Die bisherigen Kraftverhältnisse kehren sich praktisch um.

Nicht nur im Norden ist die Macht des Kaisers nun gebrochen. Gustav II. Adolf führt seine plündernden und marodierenden Soldaten vielmehr nach Süden, tief in die katholischen Teile der deutschen Lande, erobert Würzburg, Mainz, besetzt München. Und sein Eingreifen ändert nicht nur die strategische Lage, sondern auch den Charakter des Krieges. Die Intervention der ausländischen Großmacht Schweden in den Konflikt im Heiligen Römischen Reich

deutscher Nation macht aus dem „teutschen Krieg“, der sich einst vor allem an Fragen nach Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen entzündet hat, auch einen blutigen Kampf um die Vorherrschaft über weite Teile Europas. Denn die Unterstützung seiner Gläubigen ist nur die eine Seite des Engagements des Schwedenkönigs. Ein nordisches Imperium zu errichten, sich dafür auch Einfluss im Reich und eine territoriale Basis an der deutschen Ostseeküste zu sichern, ist die andere Seite im Kalkül Gustavs II. Adolf.

A

Auch Frankreich ist zu diesem Zeitpunkt längst tief in den Krieg verstrickt. Das Land trägt einen großen Teil der schwedischen Kriegskosten – aus strategischen Gründen: Es fühlt sich von den Habsburgern eingekreist. Tatsächlich regieren Herrscher aus der in Österreich verwurzelten Dynastie mittlerweile Spanien, die südlichen Niederlande, die an Frankreich grenzende Freigrafschaft Burgund sowie Teile Italiens, und sie stellen bereits seit zwei Jahrhunderten die Kaiser des römisch-deutschen Reichs.

Um sich aus dieser Umklammerung durch die Habsburger zu lösen, finanziert das katholische Frankreich den Kampf der Schweden und damit die Sache der Protestanten.

Der Tod Gustavs II. Adolf in der Schlacht von Lützen 1632 zwingt das protestantische Lager dazu, sich neu zu ordnen. Doch der Oberbefehlshaber der Kaiserlichen, der Feldherr Albrecht von Wallenstein, weigert sich trotz drängender Bitten des Kaisers, diese Situation auszunutzen und in die Offensive zu gehen, sondiert stattdessen die Bedingungen für einen Friedensschluss mit den Protestanten. Mit diesem Verhalten

MIT HARNISCHEN
wie diesem um 1625
vom Rüstungsmacher
Hans Roth gefertig-
ten Exemplar schützen
sich die Kürassiere,
die schweren Reiter



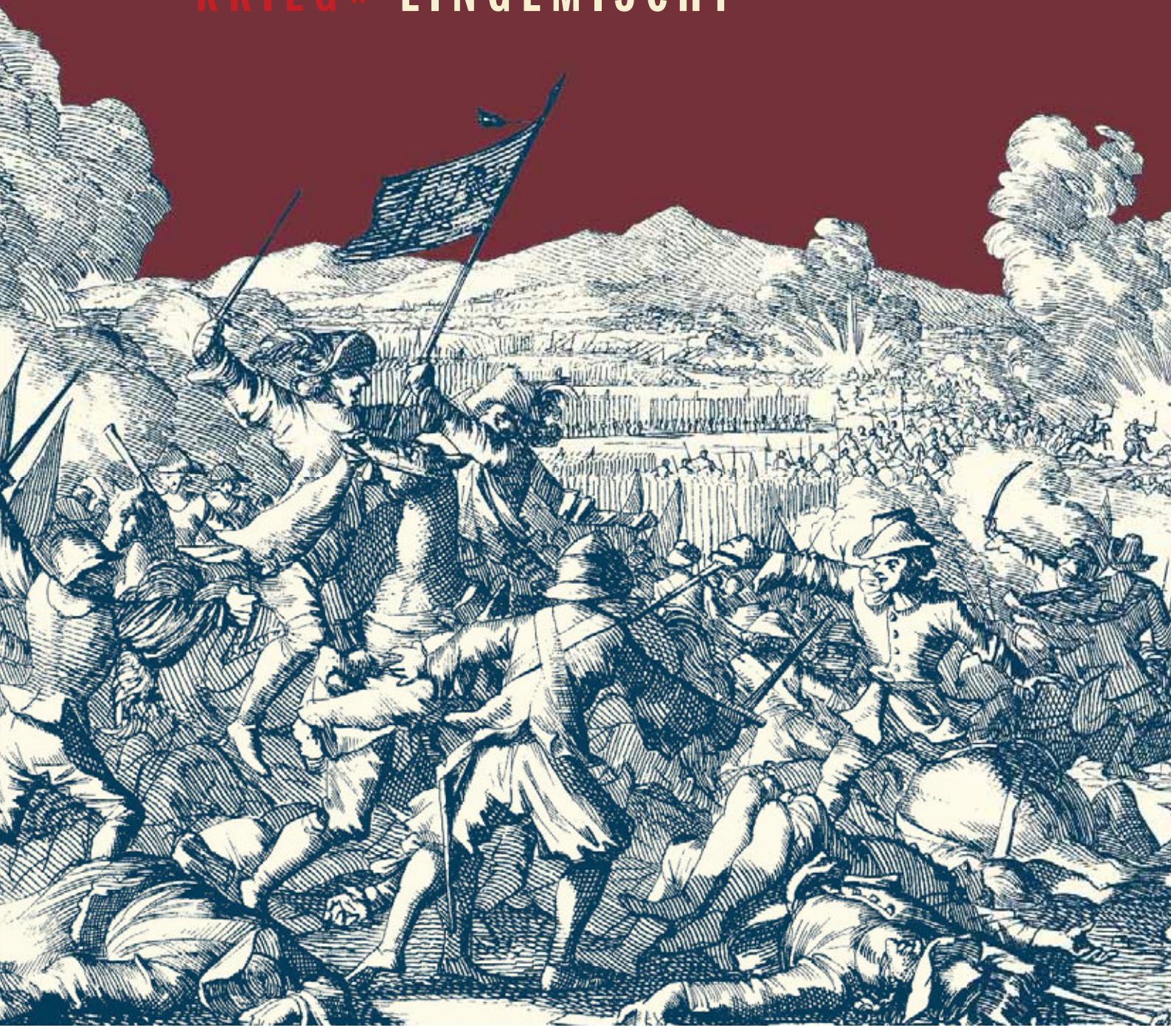
bringt der machtbewusste Generalissimus seine zahlreichen Kritiker im kaiserlichen Lager weiter gegen sich auf, es kursieren gar Gerüchte, er plane ein Komplott gegen den Kaiser. Im Februar 1634 ermorden Offiziere den zuvor bereits abgesetzten Feldherrn im Auftrag Ferdinands II. Ein halbes Jahr später gelingt es dem Habsburger und seinen Verbündeten, Stockholms Truppen nahe dem schwäbischen Nördlingen empfindlich zu schlagen. Die Überlegenheit der Schweden in Süddeutschland ist gebrochen, ihnen bleiben vorerst nur das zuvor von ihnen besetzte Mecklenburg sowie Pommern.

Rasant zerfällt danach eine erst im Jahr zuvor begründete protestantische Allianz. Mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg schlagen sich zwei mächtige evangelische Regenten auf die Seite des Kaisers, der, wieder gestärkt, im Mai 1635 den „Prager Frieden“ durchsetzt. Das Abkommen setzt das Restitutionsedikt von 1629 für 40 Jahre außer Kraft, bestätigt jedoch einen großen Teil der darin verfügten Rückübertragungen von Besitz und politischer Macht an die katholische Seite. Darüber hinaus verbietet der Kontrakt den Reichsständen, also den selbstständigen Herrschaftsgebieten und Städten im Reich, Bündnisse untereinander zu schließen, und verpflichtet ihre Soldaten, für das „Kriegsheer“ des Heiligen Römischen Reiches zu kämpfen – vor allem aber natürlich für den Kaiser. Nach anfänglichem Zögern unterzeichnet die Mehrheit der Reichsstände den Vertrag nach und nach.

Doch längst nicht alle im Reich fühlen sich daran politisch gebunden, und schon gar nicht die ausländischen Mächte Schweden und Frankreich. Ein Jahr nach dem Friedensschluss des Kaisers beginnt der Krieg von Neuem, das Morden, Plündern und Vergewaltigen geht weiter, fürchterlicher denn je.

Englische Diplomaten, die in dieser Zeit die deutschen Lande bereisen, be-

GLEICH MEHRERE EUROPÄISCHE GROSSMÄCHTE HABEN SICH IN DEN »TEUTSCHEN KRIEG« EINGEMISCHT



SCHWEDISCHE

Kontingente schlagen 1636 bei Wittstock im heutigen Brandenburg eine kaiserlich-sächsische Allianz. Zwölf Jahre später rücken die Truppen des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf im Bund mit den Franzosen in Süddeutschland gegen den Kaiser vor



richten schockiert von menschenleeren Gebieten entlang des Main zwischen Mainz und Frankfurt. Von Dörfern und Gehöften stehen nur noch unbewohnte Ruinen. Das protestantische Württemberg büßt in diesen Jahren mehr als drei Viertel seiner Bevölkerung ein, vor allem, nachdem kaiserliche Truppen das Land verwüstet haben. Doch ist es, wie der spätere Abt des Klosters Andechs in Oberbayern, Maurus Friesenegger, in seiner Chronik der Schreckensjahre nüchtern feststellt, „hart zu bestimmen, welche Partei die ärgere“ ist.

Egal ob Freund oder Feind, die Soldateska ist eine fürchterliche Heimsuchung. Heranrückende Armeen sind unberechenbar. Verrohte und oft selbst hungrige Kämpfer morden, plündern und brennen Häuser und Gehöfte nieder, auch wenn ihre Truppenführer ihnen das untersagt haben.

Bleibt noch Zeit, verbergen sich die Menschen in eigens angelegten Kellern – oder fliehen vor den Heerhaufen, um Schutz zu suchen in nahe gelegenen Klöstern oder befestigten Städten. Sie wissen, dass den Zurückgebliebenen oft Gewalt und Folter, Verstümmelung und Tod drohen. Aus dem Füssener Land im Allgäu berichten Chronisten, dass kaiserliche genauso wie schwedische Soldaten ihren Opfern Wasser eintrichten oder sie in Backöfen einsperren, um ihnen die Verstecke von Korn und Wertsachen abzupressen. Sie vergewaltigen Frauen und Mädchen, töten wahllos. Dabei befinden sich die kaiserlichen Truppen eigentlich in der Region, um sie vor den protestantischen Armeen zu schützen.

Die Grausamkeit beider Seiten kennt keine Grenzen. „Schwedentrunk“ wird es genannt, wenn Menschen gezwungen werden, Kot und Urin zu trinken. Manchen werden Arme und Beine abgeschlagen – aus perversem Vergnügen am Leid der Wehrlosen. In der Oberpfalz nötigen enthemmte Kaiserliche einen Mann, seine eigenen, in Schmalz

gebratenen Ohren zu essen, die sie ihm zuvor abgeschnitten hatten.

Derweil stehen die Höfe der Geflohenen oder Ermordeten leer; ihre Felder bleiben unbestellt. Ist Erntezeit, verdorrt das Getreide auf den Äckern oder wird mutwillig abgebrannt. Gelingt den Bauersfamilien noch die Flucht, treiben sie ihre Tiere, die wenigen Schweine, den Ochsen oder das Pferd, die sie noch ihr Eigen nennen, vor sich her, ihr spärliches Habe auf einem Karren verstaut, stets in der Furcht, von den Soldaten eingeholt zu werden.

D

Doch die regulären Truppen sind nicht die einzige Geißel der Zivilbevölkerung. Oft haben sich desertierte Soldaten zu Räuberbanden zusammengetan, Abt Friesenegger nennt die skrupellosen Männer „Freibeuter“. Schwer bewaffnet ziehen sie vor dem heranrückenden Militär durch die Lande, überfallen Fliehende, rauben ihnen Wertsachen und Pferde, die sie wiederum an die nahenden Armeen verkaufen.

Und noch eine weitere, unsichtbare Gefahr bringen die Heerhaufen mit sich: Krankheiten und Seuchen. Soldaten verbreiten Typhus und Pest, Durchfallerkrankungen grassieren und raffen durch Mangelernährung ohnehin geschwächte Menschen dahin. In München erliegen in dieser Zeit innerhalb weniger Wochen von 20 000 Einwohnern mindestens 7000 der Pest. Dunkle Kreuze an den Türen markieren Häuser, in denen der Schwarze Tod nicht einen Bewohner verschont hat.

Der Bischof von Augsburg schreibt im Jahr 1635 nach Rom, dass von seinen 2100 Pfarreien kaum 200 noch besetzt seien. Wo vor dem Krieg 1000 Menschen lebten, seien gerade noch 30 übrig – die



IN FLASCHEN bewahren Schützen ihr Schießpulver auf. Selten aber sind diese Behältnisse so kostbar gestaltet wie dieses um 1636 gefertigte Exemplar

RADSCHLOSSPISTOLEN gehören zur Ausrüstung der Kavallerie. Die Posten in der Reiterei sind begehrte: Sie bieten eine bessere Bezahlung und größere Überlebenschancen

anderen: Opfer von Seuchen und Soldaten. In der Stadt selbst herrscht bald eine schwere Hungersnot, wie in vielen Gegenden, wo Armeen durchgezogen sind und die Getreidevorräte geraubt oder zerstört haben. Pfarrer berichten von Kannibalismus in ihren Gemeinden. Verzweifelte essen das Fleisch von Pesttoten. Manche schneiden verstorbenen Frauen die Brüste ab. Sie gelten wie das Fleisch von toten Säuglingen als Leckerbissen. Aber selbst Epidemien und Massensterben, die weder Gegner noch die eigenen Leute verschonen, bringen die Kriegsparteien nicht zum Einlenken.

NUR ZWEI JAHRE nach ihrer schlimmsten Niederlage bei Nördlingen besiegen die reorganisierten und mit französischem Geld wieder aufgerüsteten schwedischen Truppen im Oktober 1636 bei Wittstock in Brandenburg die Armeen von Kaiser und Kursachsen. Weitere zwei Jahre später verabreden Franzosen

und Schweden sogar eine neue Großoffensive. Ihre Machtinteressen bestimmen nun maßgeblich das Kriegsgeschehen: Sie wollen die politische und konfessionelle Ausgangslage von 1618, dem Jahr des Kriegsausbruchs, wiederhergestellt sehen und gleichzeitig ihren Einfluss im Reich sichern. Vertraglich vereinbaren sie, ihre Allianz bis zum Ende des Krieges fortzusetzen.

Doch die andere Seite ist ebenso wenig zum Nachgeben bereit. Auch der Tod des Kaisers 1637 und die Nachfolge durch seinen Sohn, Ferdinand III., ändern an dieser Konstellation nichts. Zwei Jahrzehnte nach Kriegsbeginn und gut fünf Jahre nach dem erzwungenen Prager Frieden ist ein Ende des Gemetzes immer noch nicht in Sicht.

Zwar stoßen Schweden und Franzosen im Januar 1641 bis kurz vor Regensburg vor, wo in jenen Wochen nach langer Zeit erstmals wieder ein Reichstag stattfindet. Im selben Jahr scheidet Brandenburg sogar aus der Koalition des Kaisers aus. Und bald darauf besetzen die Schweden Sachsen. Aber zu einem Marsch bis nach Wien reicht ihre Kraft nicht aus.

Allmählich setzt sich daher auf allen Seiten die Einsicht durch, dass der kostspielige Krieg nicht auf dem Schlachtfeld beendet werden kann, sondern nur am Verhandlungstisch. Nach und nach entsenden alle Reichsstände mit Sitz und Stimme im Reichstag sowie die ausländischen Interventionsmächte



Diplomaten in den Norden Deutschlands: die Schweden und die deutschen Lutheraner ins gemischtkonfessionelle Osnabrück, Frankreich und die katholischen Reichsstände ins altgläubige Münster, wo die Parteien jeweils auf Delegierte des Kaisers treffen.

Ende 1644 kommen die Gespräche in beiden Städten wirklich in Gang – der erste internationale Friedenkongress in Europa überhaupt. Viele Aspekte müssen verhandelt werden, die Gemengelage ist äußerst komplex, aber vier Fragen sind entscheidend:

1. Was geschieht mit der Kurwürde, die der Kaiser 1623 in eigener Machtvollkommenheit und gegen geltendes Recht dem protestantischen Pfälzer Friedrich V. ab- und dem katholischen Bayernherzog Maximilian I. zuerkannt hatte? Keine der Konfessionen will auf diese Würde verzichten: Die Kurfürsten wählen den künftigen römisch-deutschen Kaiser, verfügen also über eine herausgehobene Stellung im Reich.

2. Wie steht es um die Glaubensfreiheit und um den Besitz kirchlicher Güter, über die der Krieg in seiner Anfangsphase ausgefochten wurde? Die weitgehende Wiederherstellung alter Verhältnisse zugunsten der katholischen Kirche, die der Kaiser 1629 im Restitutionsedikt verfügt hatte, werden die Protestantent nicht hinnehmen.

3. Gibt es einen Ausgleich zwischen Spanien und Frankreich auf der einen und Spanien und der niederländischen Republik auf der anderen Seite? Formell gehört der Bund der sieben nördlichen Provinzen der Niederlande, der mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor seine Un-

abhängigkeit von den spanischen Habsburgern erklärt hat, noch zum Heiligen Römischen Reich. Der König in Madrid hat die Republik, die im Krieg die Sache der Protestanten unterstützt hat, nie anerkannt, kämpft immer wieder mit den abtrünnigen Niederländern. Zudem befinden sich Spanien und Frankreich seit 1635 ebenfalls im Krieg – nicht nur auf deutschem Boden.

4. Was bekommen die Invasionsmächte Frankreich und Schweden, deren Soldaten in Deutschland kämpfen? Beide beanspruchen Gebiete im Reich. Schweden fordert zusätzlich Geld, um die Soldaten der königlichen Armee zu bezahlen.

U

Ungeachtet der Friedensverhandlungen werden die Kämpfe fortgesetzt. Doch es geht jetzt weniger um den entscheidenden Schlag, wie ihn alle Parteien seit mehr als einem Vierteljahrhundert versucht haben, der aber keiner Seite gelückt ist. Vielmehr versuchen nun alle, eine möglichst vorteilhafte Ausgangslage für das Feilschen der Gesandten in Münster und Osnabrück zu erlangen.

Kaum allerdings haben die Debatten ernsthaft begonnen, verdüstert sich die militärische Lage für Kaiser Ferdinand III. und seinen Hauptverbündeten, Herzog Maximilian I. von Bayern. Die schwedische Armee fügt den Kaiserlichen im Frühjahr 1645 bei Prag eine schwere Niederlage zu und marschiert nun tatsächlich bis kurz vor Wien, im Sommer besiegen französische Truppen das bayerische Heer bei Nördlingen. Zwar gelingt es den Kaiserlichen zunächst, die Angreifer wieder weit in den Norden zurückzudrängen. Doch die Armee ist ausgelaugt und der Erfolg nicht von Dauer. Die Position des Kai-

sers für die Friedensverhandlungen wird zusehends schwächer.

Im Frühjahr 1647 vertraut Ferdinand III. den Oberbefehl über seine Truppen Peter Melander, Graf zu Holzappel, an. Der 58-Jährige ist ein erfolgreicher Feldherr, der in ganz Europa für seine Dienste geschätzt wird. Er wurde in den calvinistischen Niederlanden erzogen. Und noch in den 1630er Jahren kämpfte er auf Seiten des Landgrafen von Hessen-Kassel, eines Glaubensbruders, gegen den Kaiser. Doch dann wechselte er die Fronten, aus persönlichem Ehrgeiz, aber auch geleitet von der Überzeugung, dass sich das Reich gegen den Einfluss der ausländischen Mächte Frankreich und Schweden wehren müsse.

1645 hat ihn Ferdinand III. zum Feldmarschall ernannt, zunächst am Niederrhein. Zwei Jahre später soll Melander nun das von den Niederlagen gegen die Schweden demoralisierte Hauptheer des Kaisers reorganisieren – ausgerechnet ein Protestant dient dem Herrscher, der sich wie kein Zweiter für die Sache des Katholizismus einsetzt, aber eben auch die Einheit des zersplitterten Reichs verkörpert. Auch das ein Zeichen, dass es in diesem Krieg stets um viel mehr ging als den rechten Glauben.

Melander bittet in immer dringender formulierten Depeschen nach Wien um neue Soldaten, mehr Pferde und vor allem um Proviant. Doch bleibt ihm keine Zeit, seine Armee wieder herzustellen. Schon im Januar 1648 ziehen die Schweden, offenkundig gut ausgestattet und erholt, aus ihren Winterlagern in Nordwestdeutschland nach Süden.

In nüchterner Einschätzung des desolaten Zustands seiner Truppen ordnet Melander den Rückzug aus den Quartieren in Nordhessen und Thüringen nach Franken an. Das Wetter ist miserabel, Schnee und Regen machen den erschöpften Soldaten zusätzlich zu schaffen. Sie hungern, auch weil Bayerns Herzog zugesagte Nachschublieferungen zurückhält. Maximilian I. will

DIE HELLEBARDE
ist die Waffe der Fuß-
truppen. Halb Beil,
halb Dolch, setzen die
Männer sie als Hieb-
wie auch als Stichwaffe
im Nahkampf ein



seinerseits den Kaiser zu Zugeständnissen bei den Friedensverhandlungen in Münster zwingen.

Die bayerische „Reichsarmada“, wie Maximilians Heer genannt wird, steht ebenfalls in Franken. Trotz der politischen Querelen zwischen München und Wien vereinigen sich die beiden Armeen im Februar und marschieren nach Südosten in Richtung der Donau. Melander weiß, dass seine Truppen dem Gegner unterlegen sind, zumal die Schweden nun noch neue Unterstützung durch mehr als 8000 französische Soldaten erhalten. Und auch der Kaiser erkennt wohl die Lage. Von ihm persönlich erhält Melander den geheimen Befehl, kein Risiko einzugehen, kurzum: eine Schlacht zu vermeiden.

Über Wochen belauern sich beide Armeen. Melander zieht seine Soldaten hinter die Donau in die Region zwischen Augsburg und Ulm zurück. Er geht davon aus, dass sich der Gegner nach Süden wendet, an den Bodensee, eine Region, die bislang weitgehend vom Krieg verschont worden und noch nicht so ausgeplündert ist wie andere Landstriche. Eine Fehleinschätzung. Denn Schweden und Franzosen haben, was Melander nicht ahnen kann, längst beschlossen, Bayern zu verheeren und auf Wien zu marschieren.

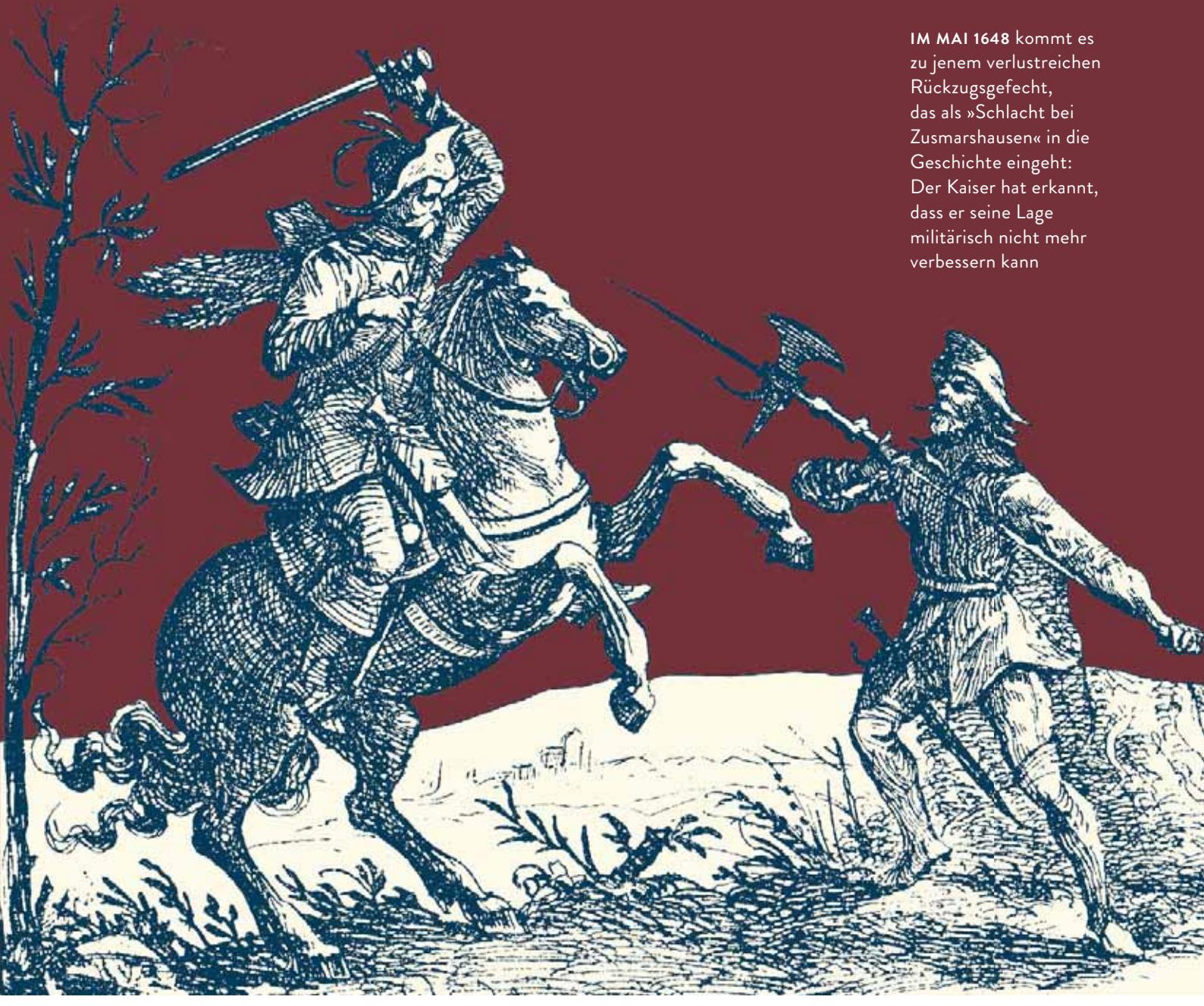
UND SO IST DER FELDHERR völlig überrascht, als ihm am 16. Mai 1648, am späten Abend kurz vor Mitternacht, ein von der Donau nach Zusmarshausen geeilter Bauer berichtet, dass die Feinde bereits den Fluss überqueren.

Nicht einmal zwölf Stunden später kommandiert Melander persönlich die Verteidiger an der letzten Wegspur, die sein Heer noch von den gegnerischen Reitern trennt. Er ordnet an, dass sich die Hauptarmee ein paar Kilometer weiter neu formieren soll, am jenseitigen Ufer eines kleinen Flüsschens. Dann fällt



DESOLAT IST der Zustand der kaiserlich-bayerischen Truppen, die im Frühjahr 1648 Süddeutschland verteidigen sollen. Ihr Oberkommandierender versucht daher, eine Schlacht zu vermeiden (Hellebarde, 17. Jh.)

DEN GEGNERISCHEN REITERN SIND DIE KAISERLICHEN NICHT GEWACHSEN



IM MAI 1648 kommt es zu jenem verlustreichen Rückzugsgefecht, das als »Schlacht bei Zusmarshausen« in die Geschichte eingeht: Der Kaiser hat erkannt, dass er seine Lage militärisch nicht mehr verbessern kann

der Schuss. So wie vor ihm Schwedens König Gustav II. Adolf oder der berühmt-berüchtigte kaiserliche Heerführer Johann T'Serclaes von Tilly wird Melander mitten im Gefecht von einer feindlichen Kugel tödlich getroffen.

Leblos sackt der Graf von Holzapfel vom Pferd. Kaiserliche Reiter bergen den Leichnam und zerren ihn hinter die Barrikaden. Von dort bringt ihn ein Kürassier ins nahe gelegene Augsburg, wo der Tote später obduziert wird.

Derweil geht der Kampf weiter. Auch die dritte, durch Baumstämme verstärkte Wegsperrre ist nicht zu halten, nachdem die Reiter der Schweden und Franzosen sie umgangen und von drei Seiten aus angegriffen haben. Den Musketieren bleibt nur die Flucht in Rich-

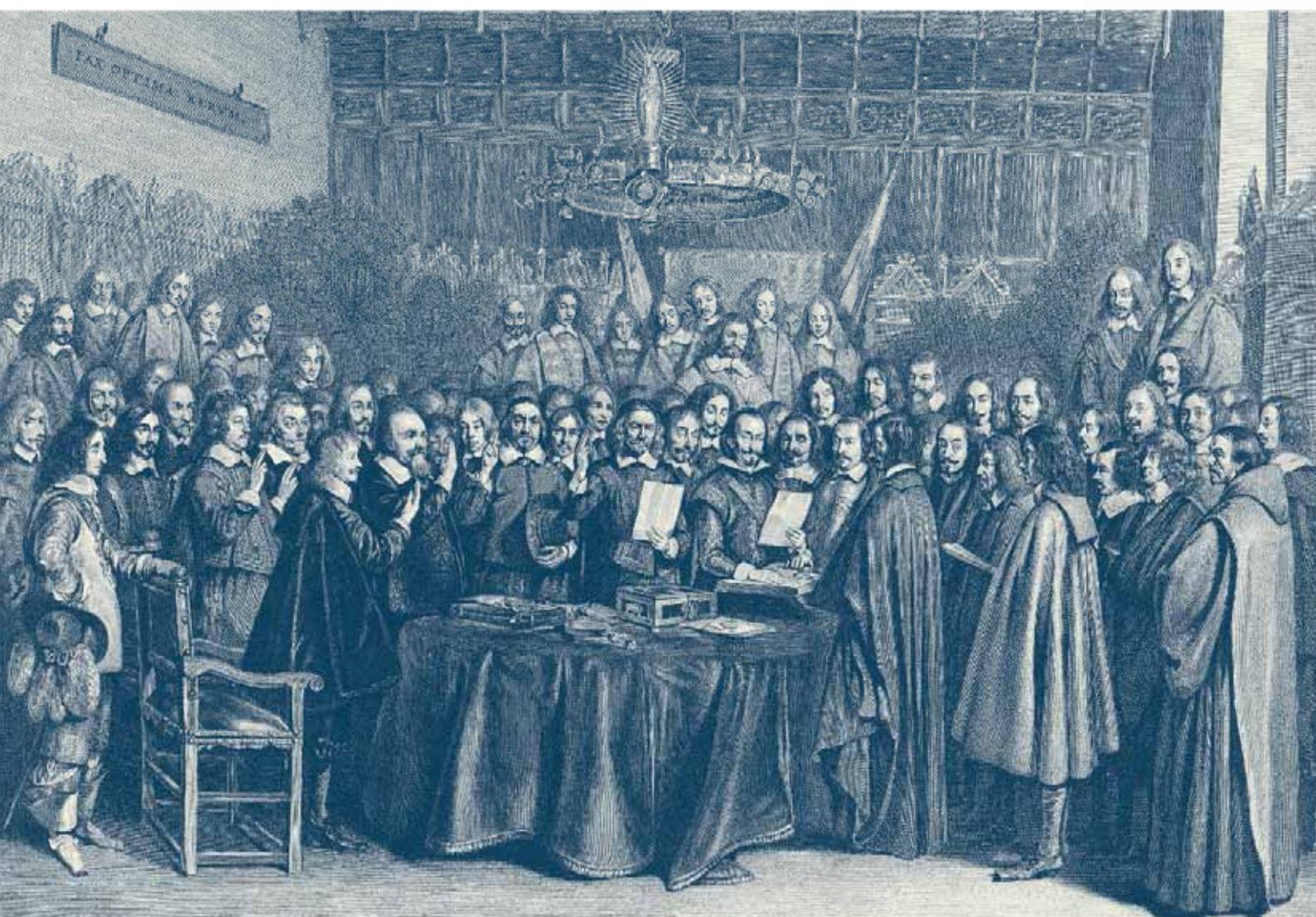
tung der Schmutter, eines Flusses, wo sich Teile der kaiserlichen Armee gemäß dem letzten Befehl Melanders aufgestellt haben. Mit Geschützfeuer hindern die Soldaten die Angreifer daran, wie zuvor sie selbst die Brücke über das Gewässer zu überqueren. Doch Schweden und Franzosen sind nach der morgendlichen Verfolgungsjagd ohnehin zu erschöpft für einen weiteren Angriff. Sie bleiben in Schlachtdisposition stehen, rücken aber nicht weiter vor.

Der lange Tag wird als „Schlacht von Zusmarshausen“ in die Geschichtsbücher eingehen, als die letzte große Schlacht des Dreißigjährigen Krieges auf deutschem Boden. Ein irreführender Begriff: Letztlich handelt es sich um ein Rückzugsgefecht der Kaiserlichen in

mehreren Etappen, auf einer Strecke von 15 Kilometern zwischen Zusmarshausen und der Schmutter.

Zu einem großen Kampf kommt es auch an dem Fluss nicht. In der Nacht vom 17. auf den 18. Mai gelingt es den kaiserlichen Truppen, die nun von einem bayrischen Kommandeur geführt werden, in aller Stille abzurücken und in den Schutz der nahe gelegenen, gut befestig-

NOCH WÄHREND die letzten Kämpfe tobten, werden 1648 in Münster und Osnabrück mehrere Friedensabkommen geschlossen – hier jenes zwischen Spanien und den Vereinigten Niederlanden



ten Reichsstadt Augsburg zu flüchten. Erst am nächsten Tag bemerken die Angreifer, dass der Feind verschwunden ist.

Ihr wichtigstes Ziel haben die Feldherren des Kaisers und des bayerischen Herzogs erreicht: Einer Zerschlagung durch die überlegenen Franzosen und Schweden ist ihre Armee entronnen. Doch die Verluste sind immens. 2200 Soldaten sind gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten, Pferde zu Hunderten verloren. 353 Wagen mit Ausrüstung wurden auf der Flucht genauso zurückgelassen wie sechs der insgesamt 42 Feldkanonen.

W

Wohl aufgrund dieses Aderlasses verwandelt das äußerlich erfolgreiche Rückzugsmanöver von Zusmarshausen sich in den folgenden Wochen doch noch in eine Niederlage. Nicht einmal zehn Tage später müssen die Kaiserlichen die Verteidigungsline räumen, die sie von Augsburg aus am Fluss Lech errichtet haben, Anfang Juni geben sie die Isar auf, wenige Tage später folgt der Rückzug über den Inn. Herzog Maximilian I. flieht aus München vor den feindlichen Truppen, die der weichenden kaiserlich-bayerischen Armee unerbittlich gefolgt sind.

Doch dann gerät der Vormarsch der Angreifer ins Stocken, die Kraft reicht nicht mehr aus für die Verfolgung. Nur ein schwedischer Kommandotrupp zieht nach Böhmen weiter und erobert dort Ende Juli im Handstreich die Kleinseite, den Stadtteil von Prag auf dem linken Ufer der Moldau mitsamt dem Hradtschin und reichen Adelsspalästen. Das andere Ufer mit der Altstadt bleibt aber in Händen der Kaiserlichen.

Ein schwerer Schlag für den Kaiser, ist damit doch noch ein weiterer Kriegsschauplatz eröffnet und ausgerechnet

jene Stadt bedroht, in der dieser schreckliche Krieg seinen Anfang nahm. Sollte Ferdinand Hoffnungen gehegt haben, militärisch noch Vorteile zu erzielen, sind sie nun endgültig dahin. Er ist endlich zum Friedensschluss bereit.

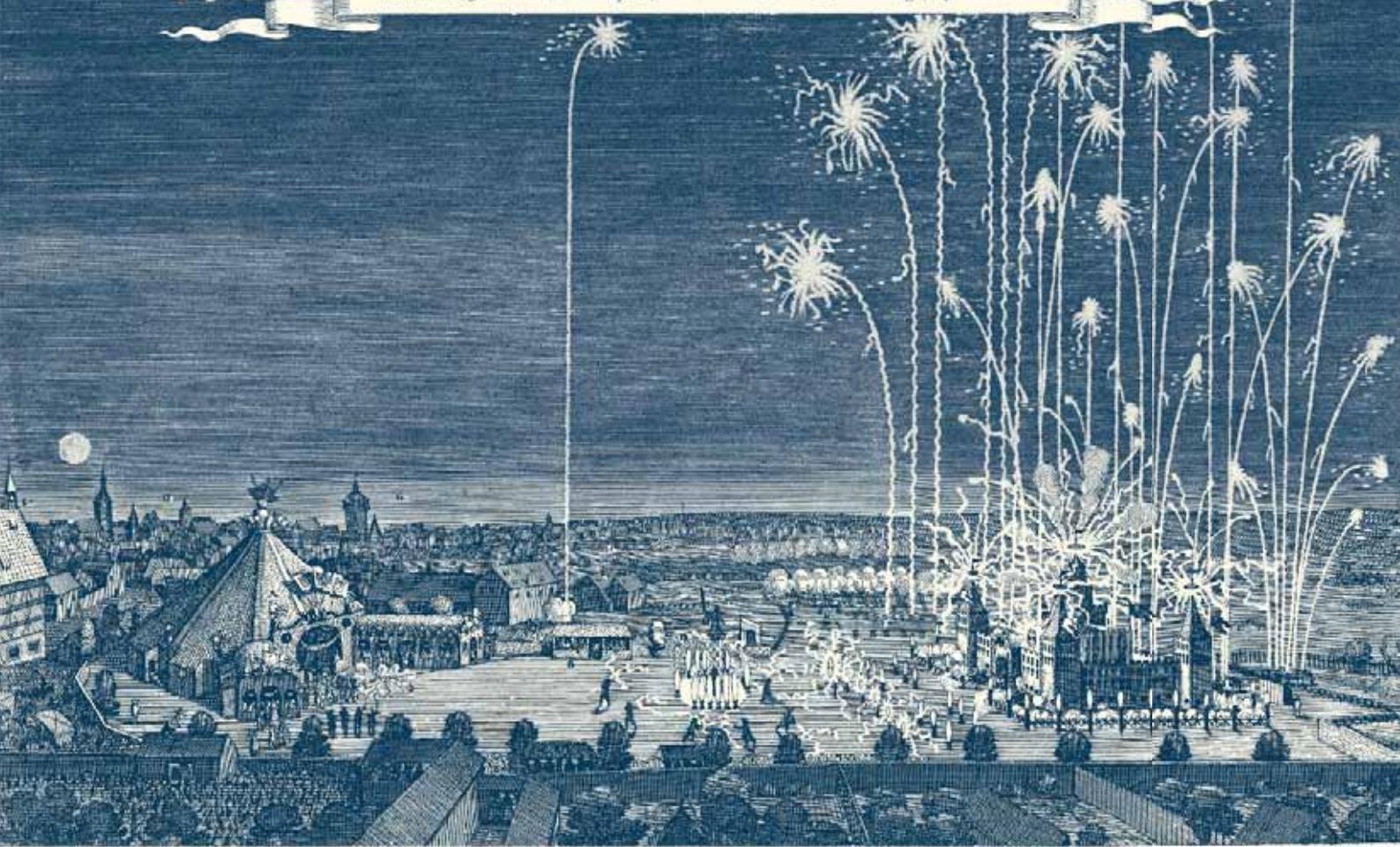
Und weil auch die beiden Interventionsmächte Frankreich und Schweden einsehen, dass sie die Belastungen durch den Krieg nicht mehr lange tragen können, kommt auf einmal Bewegung in die Gespräche in Münster und Osnabrück – und so bleibt die Schlacht bei Zusmarshausen der letzte große Kampf, den sich die Protagonisten des Dreißigjährigen Krieges auf deutschem Boden liefern.

Bereits im März hatten sich die Verhandlungsführer der unterschiedlichen Parteien in der Religionsfrage verständigt. Zwar werden auch weiterhin die allermeisten Gebiete im Reich als katholisch oder protestantisch definiert, nach dem Stand im Jahr 1624, dem sogenannten „Normaljahr“, doch sollen fortan Religionswechsel der Machthaber keine Auswirkungen mehr haben. Den jeweiligen Minderheiten werden zudem weitreichende Freiheitsrechte zugestanden: Sie dürfen ihre Religion mit wenigen Einschränkungen weiter ausüben. Auch die Kurfürstenfrage ist bereits geklärt: Die protestantische Pfalz bekommt die Kurwürde zurück, das katholische Bayern kann seine aber behalten. Fortan gibt es also acht statt sieben Kurfürsten.

Nun willigt der Kaiser auch ein, Spanien nicht weiter im Kampf gegen Frankreich zu unterstützen. Einig werden sich die Kriegsparteien ebenfalls im Streit über die Entschädigungen. Ferdinand III. tritt den linksrheinischen Besitz der Habsburger im Elsass an die Franzosen ab. Die schwedische Krone bekommt weite Gebiete in Norddeutschland zugesprochen: die Odermündung, Vorpommern und Wismar sowie die Fürstbistümer Bremen und

PRACHTVOLL VERZIERT ist dieser Griff eines Rapiers, eines Stoßdegens. Als der Dreißigjährige Krieg im Herbst 1648 mit dem »Westfälischen Frieden« endet, stehen noch mehr als 200 000 Soldaten in den deutschen Landen





Verden. Bei der Geldentschädigung müssen die Schweden nachgeben und sich statt der geforderten 20 Millionen Reichstaler mit einem Viertel davon zufriedengeben.

In der Machtfrage büßt der Kaiser an Einfluss ein. Er bleibt zwar oberste Instanz im Reich, verliert gegenüber dem Status quo zu Kriegsbeginn offiziell keine Rechte. Tatsächlich aber sind die einzelnen Herrschaftsgebiete im Reich und vor allem die Kurfürsten gestärkt: Ihr Recht, Schutzbündnisse untereinander und mit auswärtigen Mächten abzuschließen – was ihnen der Kaiser im Prager Frieden hatte nehmen wollen –, wird ausdrücklich bestätigt.

Am 24. Oktober 1648, um neun Uhr abends, ist der Friedensvertrag in Münster unterzeichnet. Alle Glocken der Stadt läuten, auf den Wällen feuern die Kanonen Salut. Reitende Boten wer-

den abgeschickt, um die historische Nachricht im Reich zu verbreiten.

Der „Westfälische Frieden“ beendet das Morden. Aber er kommt nicht leicht über das Land, und der Neuanfang ist nach den langen Jahren des Elends und angesichts von Millionen Toten alles andere als einfach. 210 000 Soldaten stehen weiterhin auf deutschem Boden, die Männer, Frauen und Kinder der dazugehörenden Trossen zählen noch einmal Hunderttausende.

Allein Schweden unterhält 60 000 Mann; die allermeisten sind wohl Söldner. Sie werden nicht sofort entlassen. Keine Macht traut der anderen, man will gerüstet bleiben. Zudem muss das Geld für die Demobilisierung der Truppen erst aufgebracht werden. Dafür wird ein neuer Kongress einberufen: Im Mai 1649 kommt in Nürnberg der sogenannte Exekutionstag zusammen, der die Entschä-

EIN REICHSTAG in Nürnberg regelt 1650 letzte offene Fragen zur Umsetzung des Westfälischen Friedens. Die Stadt feiert die Beschlüsse mit einem Feuerwerk – doch erst Jahre später ziehen die letzten ausländischen Truppen aus Deutschland ab

digungen – wer was zahlt, wer was bekommt – genau regeln soll. Ein Jahr lang verhandeln die Diplomaten. Am 2. Juli 1650 unterzeichnen sie die letzten Vereinbarungen. Wieder werden im ganzen Reich Friedensfeste gefeiert.

Ein geschundenes Reich, dessen Bevölkerung von einst 15 bis 17 Millionen vor dem Krieg auf vielleicht zehn, höchstens 13 Millionen geschrumpft ist. Und in dem immer noch Zehntausende Soldaten nach der Zukunft suchen.

Schwedische Kämpfer fragen verzweifelt: „Was sollen wir tun? Wir sind im Krieg geboren, haben kein Heim oder Vaterland oder Freunde.“ Sie erhalten nun je zwölf Reichstaler (ein gebrauchter Mantel wechselt damals für vielleicht drei Taler den Besitzer) als Entschädigung und müssen danach selbst sehen, wo sie bleiben – während ihr Oberkommandierender 60 000 Taler kassiert.

Ganze Kompanien desertieren, um ein Auskommen zu finden: Sie verdingen sich bei neuen Herren, bei den einst verbündeten Franzosen oder auch bei den Spaniern, egal, Hauptsache, sie werden bezahlt. Bis nach Siebenbürgen im heutigen Rumänien ziehen einzelne Einheiten. Andere schließen sich zu Räuberbanden zusammen, die von ihren Hauptleuten regimentsähnlich geführt werden und die vom Krieg ausgeplünderten Gegenden weiter terrorisieren.

Erst 1654 ziehen die letzten schwedischen Soldaten aus besetzten Gebieten ab, aus der Stadt Vechta in Niedersachsen, nachdem die Schlussrate der vereinbarten Entschädigungen gezahlt ist – sechs Jahre nach Friedensschluss, 36 Jahre nach Kriegsbeginn.

ES WIRD NOCH LANGE ZEIT dauern, bis die Wunden des verheerten Landes verheilt, die Narben des jahrzehntelangen Ringens verblasst sind. Und es wird weiterhin Konflikte um Glaubensthemen geben. Doch nie wieder wird es in Deutschland nach dieser von nie gekannter Raserei dunkel gekrönten Ära der Konfessionskämpfe zu einem aus religiösen Gründen geführten Krieg kommen. Denn das Vertragswerk von 1648 birgt Regelungen, die jede Escalation eines Streits künftig im Keim erstickten: In Gremien wie dem Reichstag dürfen Katholiken und Protestanten einander in Religionsfragen nicht mehr überstimmen, sondern müssen nun gemeinsam Lösungen aushandeln.

Das Haupt Schlachtfeld des Dreißigjährigen Krieges hat sich zu einem Raum des Rechts gewandelt, in dem die Vielzahl von Territorien Hoffnung auf eine friedliche Zukunft haben darf. Unter ihnen ein noch junges Staatsgebilde, das dereinst in den Kreis der europäischen Großmächte aufsteigen und mit dem habsburgischen Österreich um die Dominanz in deutschen Landen konkurrieren wird: Brandenburg-Preußen.

Über allem und allen steht weiter der Kaiser – der jedoch seinen auf römische Ursprünge zurückgehenden Anspruch, die Krone eines Universalherrschers zu tragen, endgültig aufgegeben hat. Der nicht mehr, wie noch der Luther-Widersacher Karl V., als Schutzherr der gesamten Christenheit auftritt, sondern nunmehr ein Monarch unter anderen in Europa ist. Und der Reichstage bald nicht mehr nach eigenem Gutdünken einberufen kann: 15 Jahre nach dem Westfälischen Frieden wandelt sich das Gremium zu einem dauerhaften, in Regensburg ansässigen Gesandtenkongress.

Aber mag die konfessionelle Spaltung überwunden, das politische System gefestigt sein: Dauerhaft zur Ruhe kommt „Deutschland“, wie das Reich in zeitgenössischen Dokumenten nun immer häufiger genannt wird, nicht.

Zu einer der größten Bedrohungen wird in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der französische König Ludwig XIV. Der nach europäischer Hegemonie strebende Monarch fällt 1667 in die weiterhin zum Reich gehörenden südlichen Niederlande ein, versucht sich durch politische Winkelzüge weitere linksrheinische Territorien einzuerleben und trägt schließlich erneut Tod und Verwüstung in die Pfalz: 1688/89 brennen die Franzosen Städte wie Heidelberg, Mannheim und Worms nieder, verheeren ganze Landstriche.

In keiner dieser Kämpfe aber zieht Ludwig XIV. aus Sorge um das Seelenheil der Menschen.

Sondern allein aus: Machtgier. ☺

LITERATURTIPPS

GEORG SCHMIDT

»Der Dreißigjährige Krieg«

Konziser Blick auf die verschiedenen Stränge des Konflikts (C. H. Beck).

HERFRIED MÜNKLER

»Der Dreißigjährige Krieg«

Monumentales Werk zur Bedeutung des Kriegs für die Entwicklung Deutschlands und Europas (Rowohlt).



Lesen Sie auch »Wallenstein und Gustav II. Adolf: Das Duell der Feldherren«

(aus GEOEPOCHE Nr. 29) über die gegnerischen Heerführer in der mittleren Phase des Konfliktes auf

www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Ein halbes Jahr nach der sogenannten Schlacht bei Zusmarshausen im heutigen Bayern beendet am 24. Oktober 1648 der Westfälische Frieden den Dreißigjährigen Krieg.

Aber so groß sind die Verwerfungen des Konfliktes, dass es lange dauert, bis die Bestimmungen des größten Friedenswerkes der Neuzeit wirklich für alle Menschen in den deutschen Landen greifbar werden.

MENSCHEN DAHINTER



HEFTKONZEPT

Insa Bethke

Aufgewachsen in einer tief evangelisch geprägten Gegend, hatte die Redakteurin als Kind nur dunkle Ahnung davon, dass es in Deutschland auch Katholiken gibt – bis eine neue Mitschülerin aus Trier in ihre Klasse kam: Sie musste am Fach „Werte und Normen“ teilnehmen, weil es katholischen Religionsunterricht an der Schule nicht gab. Bei der Recherche für diese Ausgabe stieß Insa Bethke nun auf ein düsteres Kapitel in der Geschichte der Moselstadt: die Hexenprozesse um 1580, die unter anderem Dietrich Flade den Tod brachten, dem einst-mals wohl reichsten Bürger Triers (Seite 40).



KARTOGRAFIE

Klaus Kühner + Ralf Bitter

Deutschland um 1600 ist ein geografischer Flickenteppich – umso wichtiger, dass **GEOEPOCHE** auch die Karten dieser Ausgabe in die Hände von ausgewiesenen Experten legen konnte: Der Geograf und Kartograf Ralf Bitter (rechts) und der Kartograf und Designer Klaus Kühner, beide aus Hamburg, gestalten seit vielen Jahren Atlanten, Bücher und Kartenprojekte. Was eine gelungene Landkarte für sie ausmacht? Wenn sie mehr sagt als viele Worte – und gleichzeitig schön anzuschauen ist. So zu sehen in diesem Heft.



ARTDIREKTION

Tatjana Lorenz

Seit rund 15 Jahren ist Tatjana Lorenz für die Gestaltung von **GEOEPOCHE** zuständig, mittlerweile als mehrfach ausgezeichnete Artdirektorin – und entdeckt immer wieder Parallelen zwischen Heftthemen und ihrer bewegten Familiengeschichte: Ihre Vorfahren folgten im 18. Jahrhundert dem Ruf Katharinas der Großen nach Russland – womöglich im Bestreben, den Langzeitfolgen des Dreißigjährigen Krieges zu entkommen. Tatjana Lorenz, geboren in Kasachstan, lebt seit 1991 in Deutschland. Die Erlebnisse ihrer Familie kann man nachlesen in dem Buch „Wie kommen wir denn hier rein, bitte schön?“.

GESCHICHTE AUS DEM QUALITY BOARD

„Deutschland um 1600“ – das ist ein prägnanter Titel für diese Ausgabe von **GEOEPOCHE**. Aber gab es das in dieser Zeit überhaupt: ein Deutschland im heutigen Sinne? Die Antwort: Es ist kompliziert. Das damalige Heilige Römische Reich, zu dem fast das gesamte Territorium der heutigen Bundesrepublik gehörte, trug zwar den Zusatz „deutscher Nation“ im Namen, doch umfasste es auch große Gebiete, die heute Teil etlicher anderer Staaten sind. Ein „Deutsches Reich“, aus dem quasi automatisch im Lauf der Geschichte das heutige Deutschland werden konnte, war dieses Reich um 1600 keineswegs. Geläufig war hingegen die Bezeichnung „deutsche Lande“ für die deutschsprachigen Gebiete – eine klare Definition, was genau dazu zählte, hat es allerdings zu keiner Zeit gegeben. Ein Staat namens Deutschland existierte um 1600 also nicht – und doch setzte sich, vor allem durch die kollektive Schreckenserfahrung des Dreißigjährigen Krieges, in dieser Zeit allmählich die Vorstellung von dem einen Land der Deutschen durch. In diesem Sinne und mit der entsprechenden Vorsicht lässt sich also doch von einem „Deutschland um 1600“ sprechen.

Alle Texte in **GEOEPOCHE** werden vom GEO-eigenen Quality Board einem Faktencheck unterzogen

R T L



Football ganz nah

NFL Sideline | Freitag 19:15 | **NITRO.**

Mehr Info

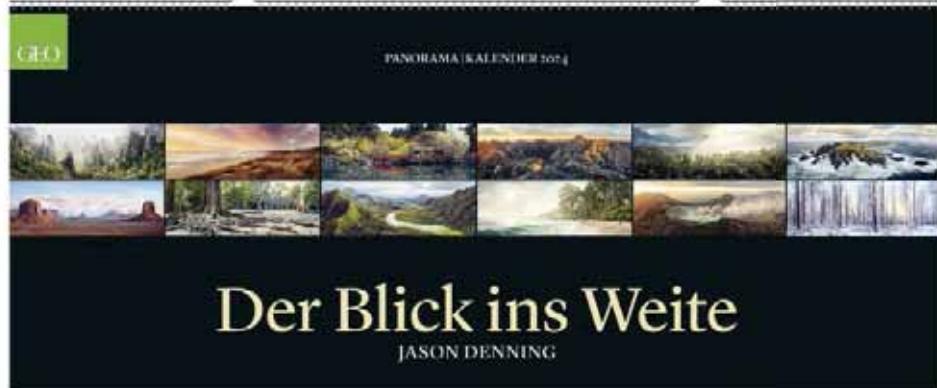


Entdecken Sie die neuen GEO Kalender 2024.

Motiv aus „Der Blick ins Weite“



GEO Panorama-Kalender
„Der Blick ins Weite“

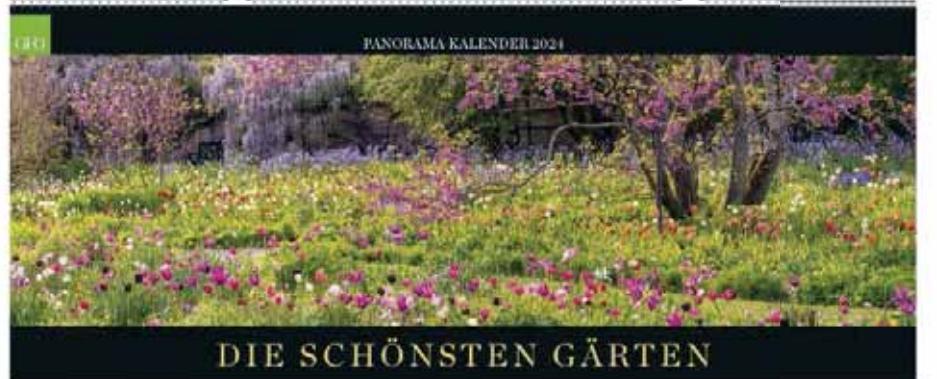


Jason Denning ist berühmt für seine Fotografien spektakulärer Weiten. Zwölf seiner eindrucksvollsten Bilder präsentiert dieser Kalender im legendären GEO-Panorama-Großformat.

Maße: 137 x 60 cm
Best.-Nr.: G729397
Preise: € 119,00 (D/A), Fr. 119,00 (CH)



GEO Panorama-Kalender
„Die schönsten Gärten“

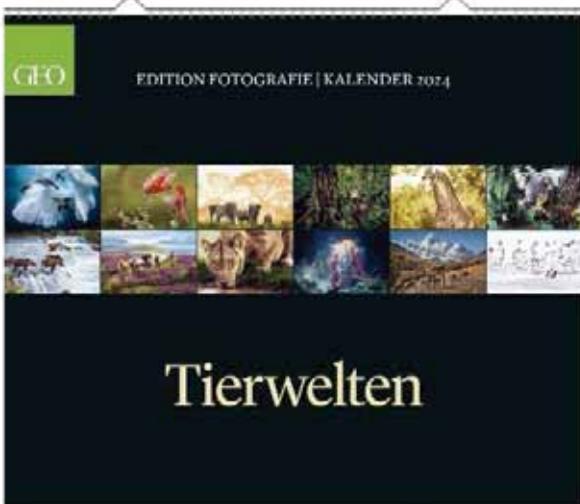


Da blüht uns was! In den zwölf weltschönsten Gärten geht es durch das Jahr: mit Riesen-Seerosen aus dem Royal Botanical Garden. Klettertrompeten auf den Kanarischen Inseln. Purpur-Sonnenhut aus Luxemburg. Ein Kalender, mit dem man auch drinnen draußen ist.

Maße: 120 x 50 cm
Best.-Nr.: G729407
Preise: € 119,00 (D/A), Fr. 119,00 (CH)

Jetzt bestellen unter geoshop.de/kalender
oder +49 40 42236427

(Bitte geben Sie immer den Aktionscode an: G00215)

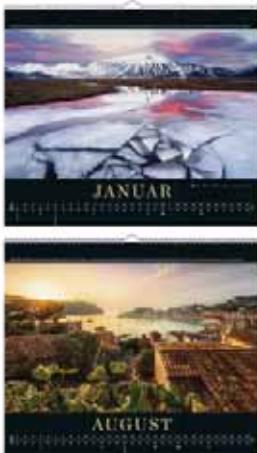


**GEO Edition-Kalender
„Tierwelten“**

Elefanten am Fuße des Kilimandscharo, Wildpferde in Wales, Blauschafe im Himalaya: Die besten Tierfotografen der Welt zeigen in berührenden Bildern die Vielfalt unserer Natur.

Inklusive der 12 Motive als Postkarten zum Heraustrennen.

Maße: 70 x 60 cm
Best.-Nr.: G729399
Preise: € 79,00 (D/A),
Fr. 79,00 (CH)



**GEO Kalender
„Im Licht des Südens“**

Er ist die wärmste der vier Haupt-himmelsrichtungen: der Süden. Das Licht: mal heiß und innig, mal streichelnd sanft, immer strahlend schön. An der Küste Dalmatiens, auf Santorin, den Kykladen und Azoren. Ein Kalender, an dem man sich zwölf Monate lang wärmen kann.

Maße: 50 x 45 cm
Best.-Nr.: G729410
Preise: € 35,00 (D/A),
Fr. 35,00 (CH)

Auch im
Kalender-Abo
mit bis zu
20% Rabatt
erhältlich!

Coupon einfach ausfüllen, ausschneiden und senden an: GEO Kundenservice, 74569 Blaufelden



GEO-Bestellcoupon – versandkostenfreie Lieferung ab 80,- €!*

Ich bestelle folgende Artikel:

Produktbezeichnung	Best.-Nr.	Preis D	Menge
<input type="checkbox"/> GEO Panorama-Kalender „Der Blick ins Weite“	G729397	119,00 €	
<input type="checkbox"/> GEO Panorama-Kalender „Die schönsten Gärten“	G729407	119,00 €	
<input type="checkbox"/> GEO Edition-Kalender „Tierwelten“	G729399	79,00 €	
<input type="checkbox"/> GEO Kalendar „Im Licht des Südens“	G729410	35,00 €	
Gesamtsumme: (zzgl. 3,90 € Versandkosten, versandkostenfreie Lieferung ab einem Bestellwert von 80,00 €*)			

Ich zahle per Rechnung Ich zahle bequem per Bankeinzug (nur in Deutschland möglich)

BIC IBAN

Bankinstitut

SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige die Gruner+Jahr Deutschland GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Gläubiger-Identifikationsnummer DE31ZZZ00000031421, wiederkehrende Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der Gruner+Jahr Deutschland GmbH auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Die Mandatsreferenz wird mir separat mitgeteilt. Hinweis: Ich kann innerhalb von 8 Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

*Aufgrund der Größe der GEO Panorama- und GEO Edition-Kalender erheben wir bei Versänden nach Österreich und in die Schweiz einen Sperrgutzuschlag von 25,00 € (A) und Fr. 28,00 (CH).

Widerrufsrecht: Sie können die Bestellung binnen 14 Tagen ohne Angabe von Gründen formlos widerrufen. Die Frist beginnt an dem Tag, an dem Sie die Lieferung erhalten, nicht jedoch vor Erhalt einer Widerrufsbelehrung gemäß den Anforderungen von Art. 246a § 1 Abs. 2 Nr. 1 EGBGB. Zur Wahrung der Frist genügt bereits das rechtzeitige Absenden ihres eindeutig erklärten Entschlusses, die Bestellung zu widerrufen. Sie können hierzu das Widerrufs-Muster aus Anlage 2 zu Art. 246a EGBGB nutzen. Der Widerruf ist zu richten an: GEO Versandservice, 74569 Blaufelden; Telefon:+49(0)40-42236427; Telefax: +49(0)40-42236663; E-Mail: guj@sigloch.de

Meine persönlichen Angaben: (bitte unbedingt ausfüllen)

Abonentennummer (wenn vorhanden)

Geburtsdatum

Name | Vorname

PLZ | Wohnort

Telefon

E-Mail

Unsere Kunden informieren wir gemäß § 7 Abs. 3 UWG per E-Mail über eigene ähnliche Angebote aus unserem Verlag. Dem können Sie über den Abmeldelink am Ende jeder E-Mail oder Hinweis an abo-service@rtl.de widersprechen.

Datum | Unterschrift

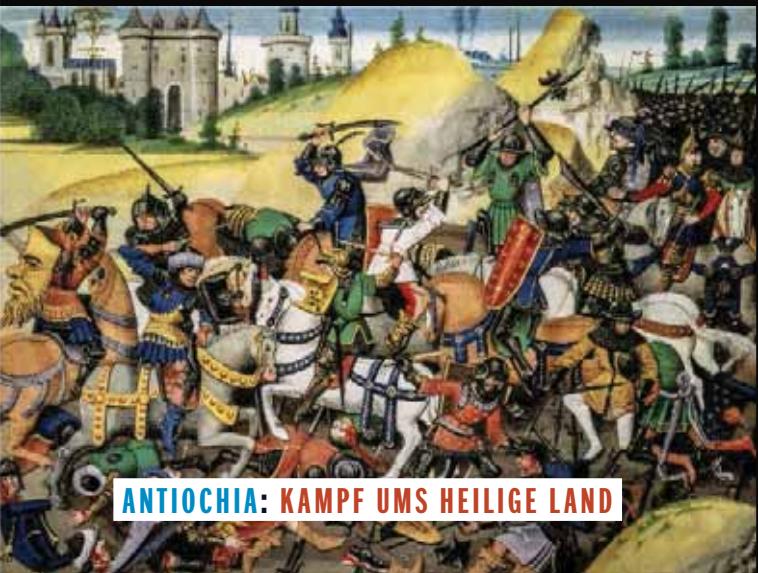
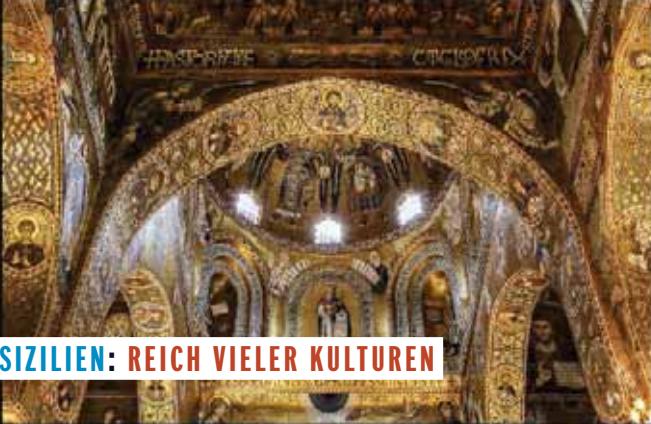
AKTIONSNRUMMER: G00215

Die NORMANNEN RÄUBER, KRIEGER, KÖNIGE

Um das Jahr 911 siedeln sich wikingische Plünderer im Norden Frankreichs an, bekennen sich zum Christentum und errichten ein bald äußerst erfolgreiches Fürstentum: die Normandie. Als Normannen stoßen sie von dort weit in die Ferne vor, erobern und beherrschen England, Südalien, Sizilien und einen Kreuzfahrerstaat in der Levante. So prägen sie über drei Jahrhunderte hinweg die Welt des Mittelalters – gewaltsam, machtbewusst, skrupellos, aber zugleich auch klug, besonnen und mit einer bemerkenswerten Offenheit für alles Neue



MONT-SAINT-MICHEL: SYMBOL VON MACHT UND GLAUBEN



INTRO: Konturen einer internationalen Macht

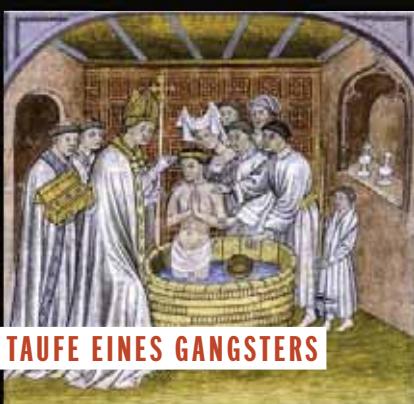
MUSTERSTAAT: Mönche reformieren das Herzogtum

WILHELM DER EROBERER: Triumph des Bastards

ROBERT GUISCARD: Vom Abenteurer zum Fürsten

ENDE: Eine Tugend, die zum Fluch wird

Diese Ausgabe von **GEO EPOCHE** erscheint
am 9. Februar 2024



ROLLO: TAUFE EINES GANGSTERS



EMMA: DIE ZWEIFACHE KÖNIGIN



»Die Türme stehn in Glut, die Kirch' ist umgekehret.
Das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfern sind geschänd't, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.«

*Aus dem Sonett »Tränen des Vaterlands«, verfasst
von dem deutschen Dichter Andreas Gryphius (1616–1664)
während des Dreißigjährigen Krieges*

